This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

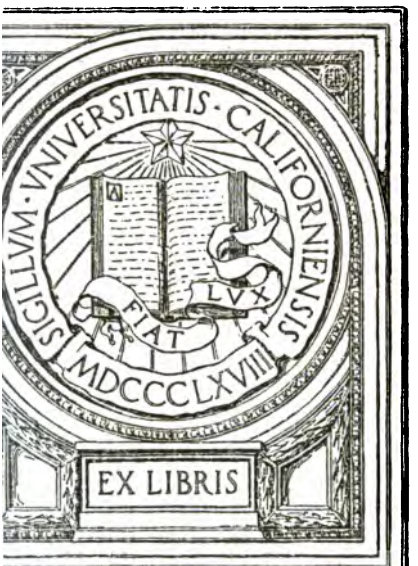
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

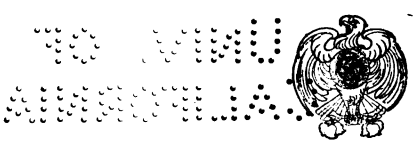

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

834
A731

SLAVISCHE ROMANBIBLIOTHEK

II.

POLNISCHE ERZÄHLER.



PRAG
VERLAG VON J. OTTO
1904

POLNISCHE ERZÄHLER

EINE ANTHOLOGIE DER NEUEREN
POLNISCHEN PROSA

ZUSAMMENGESTELLT UND ÜBERSETZT VON

B. ROGATYN

PRAG
VERLAG VON J. OTTO
1904

PRESERVATION
COPY ADDED
ORIGINAL TO BE
RETAINED

JUL 12 1994

UNIV. OF
CALIFORNIA

Buchdruckerei »Unie« Prag.

PG 7445
G8 P64
1904
MAIN

DIE POLNISCHE NOVELLISTIK DER GEGENWART.

Die erzählende Literatur der Polen hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit der europäischen Lesewelt in einem hohen Maſse auf sich gelenkt. Doch war es vorzugsweise der Roman, und zwar nur eine bestimmte Gattung desselben, die sich die Gunst des Auslandes erworben hatte. Sehr wenig Beachtung dagegen fand die Novelle. Und doch ist die Novelle für das Prosaschrifttum einer Nation ungefähr dasselbe, was die Lyrik für die Poesie, in ihr offenbart sich bisweilen das Intimste und Zarteste der künstlerischen Bestrebungen und der Lebensanschauung einer Generation. Möglich, daſs das Können eines Schriftstellers sich in einer groſsen Komposition am klarsten äussert, wo er technische Schwierigkeiten überwindet und einen groſsen Stoff derart gliedert, daſs die Harmonie zwischen Absicht und Wirkung gewahrt bleibt. Aber sein Wollen, das, wonach sein Sinn steht, worauf seine Sehnsucht gerichtet ist, das kann bisweilen in der Novelle am schärfsten zu Tage treten, dieser Literaturgattung, die einen Ausschnitt aus dem

418058

Leben künstlerisch gestaltet, im Kleinen ein gedrängtes Abbild der grofsen Welt bietet und dabei des äufseren, so viele Konzessionen an die Wirklichkeit und den Geschmack bedingenden Apparats entraten kann — gerade sowie man eines Malers Temperament und intimste Eigenart sehr häufig aus der Skizze, in der sie sich ungezügelt und fessellos äussern darf, besser kennen lernt, als aus dem grofsen Bild.

Die polnische Novellistik der Gegenwart, d. h. die Novellen jener polnischen Autoren, deren Gesamterscheinung der Gegenwart angehört und deren Gedankenwelt die der gegenwärtigen Generation ausmacht, wiederspiegeln die geistigen Strömungen, die die polnische Nation während der letzten vier Jahrzehnte beherrscht haben. Personen und Werke sind hier in gleichem Mafse charakteristisch und merkwürdig. Von den Schriftstellern, die vor etwa dreifsig bis vierzig Jahren auf die literarische Arena traten, und somit heute auf der Mittagshöhe ihres Schaffens stehen, oder dieselbe bereits überschritten, haben einige Werke von bleibendem Wert geschaffen und tiefen Einfluss auf den Geschmack und die Denkweise ihrer Zeitgenossen ausgeübt. Da ist zunächst Henryk Sienkiewicz, der Meister des historischen Romans, dessen „Quo vadis?“ eine Zeit lang zu den meistgelesenen Büchern in Europa und Amerika gehörte. Er fing als Verfasser kleiner realistischer Erzählungen aus dem Leben der Bauern und des Kleinadels an. Von Anbeginn kennzeichnete seine Art ein feiner Humor neben einer grofsen Fähigkeit

zärtliche und innige Gefühle zu schildern, und diese beiden Merkmale bilden den Grundzug auch seiner jüngsten Novellen. Neben Sienkiewicz nimmt Boleslav Prus einen hohen Rang ein; die Hauptbedeutung seines literarischen Schaffens liegt in der moral-politischen oder sozialen Tendenz, der sowohl seine sehr ausgebreitete und reiche publizistische Tätigkeit, wie auch seine zahlreichen belletristischen Schöpfungen dienen. Jeder seiner umfangreichen Romane, wie beinahe jede seiner kürzeren Novellen will für eine allgemein nützliche Wahrheit eintreten, will einen schädlichen Irrtum bekämpfen oder ein Vorurteil entwurzeln. Seine Werke sind übrigens wegen der Schärfe seiner Beobachtung und seiner unerschrockener Wahrheitsliebe ungemein treue und wertvolle Sittengemälde der Zeit. Fast gleichzeitig mit den beiden vorgenannten trat Alexander Swiętochowski auf den Plan, ein ungewöhnlich subtiler Geist, einer der feinsten Stilisten Polens, einer der gebildetsten und vorurteilsfreiesten Männer seiner Nation. Die kleinen Essays und Skizzen, die er jahrelang regelmäfsig in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „Prawda“ veröffentlichte, gehören zu den besten Erzeugnissen dieser Art. Er hat ferner einige philosophische Dramen geschrieben. Unter seinen kleinen Novellen sind die charakteristischesten diejenigen, die ein philosophisches oder psychologisches Problem in meisterlich knapper, zuweilen dialogischer Form behandeln. Derselben Generation gehörte der vor 3 Jahren in Krakau auf tragische Weise aus dem Leben geschiedene Michał Bałucki,

wenngleich er auf anderem Boden erwachsen war und namentlich in Bezug auf die Form mit jenen wenig Gemeinsames hatte. Balucki, der auch einige nicht unbedeutende Lustspiele geschrieben, war so eigentlich der Dichter der emporstrebenden Bürgerklasse, deren Tugenden er — meist im Gegensatz zum Adel und zur Plutokratie — pries, deren Fehler und Lächerlichkeiten er mit der Geifsel des Humors, der sich bei ihm immer zur scharfen Satire zuspitzt, unnachsichtlich geifselte. Seine Novellen zeigen eine gewisse Derbheit im Aufbau und sind fast immer von einer warmen Gemütlichkeit durchströmt.

Einen ungewöhnlich hohen Rang haben sich in der polnischen Literatur der Gegenwart namentlich zwei Frauen errungen. Elise Orzeszko hat durch die grofse Reihe ihrer gediegenen Romane, Novellen und Abhandlungen einen sehr tiefgehenden Einfluſs auf ihre Zeitgenossen geübt. Eine gründliche Kenntnis der Volksklassen und Zustände, die sie schildert, eine ungemein entwickelte und differenzierte Verständnisfähigkeit für die entgegengesetztesten seelischen und sozialen Erscheinungen, ein umfassender, durch eine ungewöhnlich hohe und vielseitige Bildung geschärfter und erweiterter Blick und eine bewundernswerte Tapferkeit und Unerschrockenheit in dem Bekennen und Verteidigen dessen, was sie für wahr und nützlich hält, das sind die hervorragendsten Züge ihrer geistigen Physiognomie, daneben zeichnet sie ein inniges, fast kindliches Naturempfinden aus. Maria Konopnicka, der gröſste polnische Dichter der Gegen-

wart, und unzweifelhaft eines der gröfsten Dichtergenies des 19. Jahrhunderts überhaupt, hat auch auf dem Gebiete der Erzählung Bedeutendes geleistet. Wie in ihren Gedichten, so erscheint sie auch in ihren Novellen vor uns als von tiefem Mitgefühl für die Verfolgten und Geknechteten beseelt, eine mutige Vorkämpferin und liebevolle Trösterin der Armen und Mühbeladenen.

Neben den beiden genannten haben u. a. Gabriele Zapolska, Maria Rodziewicz, Ostoja und Hajota bedeutende literarische Erfolge zu verzeichnen. Zapolska, die auch einige wohlgelungene Theaterstücke geschrieben hat, pflegte einige Zeit lang den naturalistischen Roman, in mehreren ihrer Novellen jedoch tritt mehr eine Neigung für das stille, verborgene Gefühlsleben hervor. Maria Rodziewicz schildert vorzugsweise das Leben der Bauern und des Kleinadels. Hajota behandelt mit Sachkenntnis exotische Stoffe und hegt zuweilen eine Vorliebe für das Phantastische. Ostoja hat ihr Interesse den kleinen, mifsachteten und verkannten Existenzen zugewendet.

Ohne eine bestimmt ausgeprägte Richtung zu repräsentieren, bereicherten das Gebiet der Novellistik durch wertvolle Schöpfungen der Lyriker Viktor Gomulicki, der häufig einen tiefen Gedanken in eine humorvolle Form zu kleiden versteht; der vor Jahren verstorbene Klemens Junosza, der mit grofser Sachkenntnis das Leben der Bauern, der Dorfjuden und des Kleinadels schilderte, der liebenswürdige Humorist Włodzimierz Zagórski, der gleichfalls nicht mehr unter den Lebenden weilt,

B. Czerneda, ein vor mehreren Jahren in jugendlichem Alter verschiedener Schriftsteller, der mehrere kleine, aber von feiner Beobachtung zeugende Skizzen hinterlassen hat, ferner J. Ursyn u. a.

Die sibirische Welt haben zum Gegenstand ihrer Schilderungen gemacht: Adam Szymański und Wacław Sieroszewski. Beide haben als politische Strafgefangene mehrere Jahre in Sibirien verbracht. Szymański schildert vorwiegend das Leben seiner Landsleute und Schicksalsgenossen, wie sie inmitten der schauerlich grandiosen arktischen Natur von Sehnsucht nach der fernen, vielleicht für immer verlorenen Heimat sich verzehren und im Ringen mit einem ehernen Verhängnis ihr Menschentum vor dem Untergange zu retten bemüht sind. Wacław Sieroszewski, der sich als Erforscher Sibiriens und Kenner Ostasiens einen bedeutenden Namen gemacht hat, verleiht seinen Novellen einen ethnographischen Hintergrund und wählt für seine Schilderungen mit Vorliebe das Leben und Treiben der halbzivilisierten Stämme am Busen einer primitiven Natur zum Vorwurf. Ein origineller, feinsinniger Erzähler ist auch Maryan Gawalewicz, der Schöpfer zahlreicher beachtenswerter Arbeiten, in denen sich eine überlegene Ironie und ein ausnehmender, tief in das Wesen der Dinge dringender Scharfblick, aber auch ein zartbesaitetes Gemüt äußern. Er ist ein gewiegter Kenner der Frauenseele und des Frauenherzens, deren Mysterien ihn mächtig anziehen.

Jung-Polen hat eine Anzahl bedeutender Talente aufzuweisen, von denen jedoch nur wenige bereits diejenige Stufe der Entwickelung erreicht haben, auf der die geistige Physiognomie eines Schriftstellers ein deutliches, scharf umrissenes Gepräge annimmt. Das gilt, wie von mehreren anderen, auch beilspielsweise von Jabłonowski, von dem wir einige stimmungsvolle, psychologisch fein abgetönte Bildchen besitzen. Auf eine ruhmvolle literarische Vergangenheit dürfen unter den Jungen bereits zurückblicken: Władysław Reymont, ein machtvolles realistisches Talent von starkem Naturgefühl und grofser psychologischer Begabung, ferner Stefan Żeromski, der die Nachtseiten des Daseins mit wehmütiger Resignation und sieghaftem Humor zu schildern weifs und das Evangelium der Selbstzucht predigt; Kasimir Tetmajer, sehr bedeutend als Lyriker, schlägt auch in seinen Novellen einen rein poetischen und lyrischen Ton an, der ihm eine besonders anziehende, eigenartige Färbung verleiht.

In ihrer Gesamterscheinung bietet die polnische Novellistik der Gegenwart ein Bild grofser Mannigfaltigkeit des Stoffgebietes und reicher Differenzierung der Persönlichkeiten. Sie birgt eine reiche Fülle von Entwickelungsmöglichkeiten in sich.

UNIV. OF CALIFORNIA

DER BÜCHERFREUND.

VON M. BALUCKI.

Mein Diener Franz hatte entschieden das Zeug zu einem bedeutenden Manne; wenn er es nicht geworden ist, so ist dies allein die Schuld der ungünstigen Umstände, unter denen er sich in der Welt fortbringen mufste. Aber er besafs eine eiserne Ausdauer, die allein, wie ein Engländer sagt, einen grofsen Teil des Talents ausmacht, und seine Vorliebe für Bücher war gröfser, als bei manchem Literaten. An der Befriedigung dieser Neigung hinderte ihn nur die an sich unbedeutende Tatsache, dafs er nicht — lesen konnte.

Sein Vater hatte nicht daran gedacht, ihm diese Kunst beizubringen; einmal, weil er sie selber nicht verstand und sich trotzdem durch die Welt gebracht hatte, dann aber, weil im Dorfe keine Schule war, und endlich, weil, wenn es eine Schule gegeben hätte, das kleine Fränzchen doch keine Zeit gefunden hätte,

dieselbe zu besuchen; denn kaum hatte das Kind aufgehört auf allen Vieren zu kriechen, so mufste es auch schon dem Vater im Gewerbe behilflich sein. Zuerst bekam er eine Rute in die Hand und kommandierte ein paar Gänse auf der Wiese; dann, als er schon Füfse und Peitsche geschickt bewegen konnte, wurde er zum Schafhirten befördert, dann zum Kuhhirten, auch durfte er die Pferde auf die Nachtweide führen. Keine einzige dieser Berufstätigkeiten brachte ihn mit einem Buche in Berührung.

Selbst im Edelhofe, wo er später als Fuhrmann diente, kam ihm dieser Luxusgegenstand niemals in die Hand, obwohl sein Herr Mitglied des Vereins für Volksaufklärung war und in Versammlungen sehr schön über die Notwendigkeit der Bildung für das Volk zu reden verstand. Das Schicksal führte Franz später nach der Stadt, wo er als Hausknecht in Dienst trat. Hier begann er seine Carrière mit dem Reinigen der Rinnsteine und der Treppen, und da er sich hierin sehr geschickt zeigte, so gestattete ihm der Hausherr, zum Beweise seiner besonderen Gnade, auch die Fufsböden zu bohnen, in der Küche behilflich zu sein und mit dem Korb zu Markt zu gehen. Damit er vollends niemals Langeweile empfinde, erlaubte man ihm noch, jeden Morgen die Schuhe für die Herrschaften zu reinigen und Abends die Zeitungen zu holen.

Ich machte seine Bekanntschaft, als ich, damals noch Student, zusammen mit einigen Kollegen eine Wohnung in jenem Hause bezog.

Meine Behausung war eine sehr unbequeme, ein billiges Dachzimmerchen, groſs wie eine zur achten Potenz erhobene Cigarrettenschachtel; über dem Kopfe hatte ich nur das glühende Zinkdach, aus der in die Mauer eingelassenen Rinne tropfte es, und die ganze Wand war mit einer Schimmeldecke überzogen, die mir die Tapete vertrat. Doch das waren alles Kleinigkeiten; was mich am meisten quälte, das war die Nachbarschaft der Küche, die im zweiten Stock gegenüber unseren Fenstern lag und zu uns die verschiedensten Gerüche und einen Schwarm von Fliegen hinaufsandte, und mit dem Scheuern des Geschirrs und dem Geräusch des Dienstpersonals unsere Ohren betäubte.

Das Schlimmste jedoch war, daſs zuweilen mitten in diesem chaotischen Lärm sich ein Buchstabieren vernehmen lieſs, und zwar ein ungeschicktes, stotterndes Buchstabieren, mit lauter, eintöniger Stimme, so daſs es nichts half, wenn ich mir die Ohren stopfte, um dieser Plage zu entgehen, die mir ärger als alle Fliegen und alles Fleischhacken zusetzte. Auf mich hatte dies dieselbe Wirkung, wie wenn mir jemand Tropfen kalten Wassers in gemessenen Zwischenräumen auf den Kopf träufelte. Dieses Buchstabieren machte mich förmlich krank, tönte mir immerfort in den Ohren und im Kopfe und verfolgte mich sogar oftmals bis in die nächtlichen Träume.

Einmal, kurz nachdem wir die neue Wohnung bezogen hatten, störte mich das ewige Buchstabieren aus dem tiefsten Schlaf. Aber es war kein bloſser Traum, denn als ich er-

wachte, hörte ich erst recht die abgehackten, ächzenden Laute, die aber nicht aus der Küche, sondern von den Wänden oder dem Fußboden herzukommen schienen.

Ich weckte meinen Kollegen auf und fragte ihn, ob er es auch höre.

„In der Tat," sagte er, „wieder buchstabiert jemand."

„Wo kann es sein?"

„Es scheint von der Treppe zu kommen."

Ich zündete eine Kerze an und ging auf den Korridor hinaus, um diesem nächtlichen Gespenst aufzulauern. Im Korridor war die Stimme noch vernehmbarer. Ich stieg hinunter bis zum ersten Stock und dort konnte ich schon deutlich hören, daſs die Stimme von unten kam; ich stieg noch tiefer und was sah ich da? Der Hausknecht lag in einer Vertiefung der Mauer, die so eng war, daſs sie ihn kaum fassen konnte, auf einer Pritsche, in der Hand hielt er ein Stück von einer alten Zeitung und zwischen dem Gesichte und dem Blatte brannte ein Stückchen Kerze in einem aus Lehm gekneteten Leuchter, der auf seiner nackten Brust stand.

„Was machst Du da?" fragte ich.

„Ich lese, Herr!" antwortete er mit ernster Stimme und nicht ohne Stolz, indem er sich zu mir wandte.

Ich muſste unwillkürlich lachen über diese Bestimmtheit, mit der Franz sein mühseliges Zusammenfügen von Buchstaben ein Lesen nannte.

„Schlaf doch lieber!" antwortete ich unwillig.

„Sehen Sie, Herr, ich möchte gerne lesen lernen und bei Tag habe ich keine Zeit. Man muſs dies oder jenes verrichten, Sie sehen ja selber, kaum daſs ich des Nachts ein freies Stündchen finden kann.“

Diese Erklärung entwaffnete mich vollständig. In seinen schwarzen, tiefliegenden Augen glomm ein Funke von Begeisterung, er blickte auf dieses alte Zeitungsblatt, wie auf einen Schatz, von dem er so schnell als möglich Besitz ergreifen wollte.

Ich ging, um nicht zu stören, und seit damals störte mich auch sein eintöniges Buchstabieren nicht mehr, sondern ermunterte mich und spornte meine Arbeitskraft an, wie der Ton einer Schulglocke.

Ich war neugierig zu erfahren, was in diesem einfachen Menschen eine so heiſse Begierde zum Lesen anfachen konnte. Man sagte mir, daſs es der Wetteifer mit dem Lakai des gegenüber wohnenden Richters war, mit dem Franz zusammen die Zeitung zu holen pflegte. Jener war auch ein Bauernsohn, stammte sogar aus demselben Dorfe wie Franz, aber der längere Aufenthalt in der Stadt hatte ihn mit der Bildung in nähere Berührung gebracht und so konnte er ziemlich gut eine Zeitung lesen. Franz schämte sich nun zurückzustehen, nahm es sich zu Herzen und begann mit aller Gewalt zu buchstabieren.

Dies alles hatte uns die Köchin erzählt, die, obwohl selbst nicht schreib- und lesekundig, doch über das sonderbare Treiben Franzens mitleidig die Achseln zuckte. Später aber erfuhr ich von Franz selbst, daſs dies

nicht der einzige Ansporn war, der in ihm den Bildungstrieb angestachelt hatte, vielmehr hatte die Sache einen anderen, weit tieferen Grund.

Ich habe schon erzählt, dafs der frühere Brotherr Franzens Mitglied eines Vereines für Volksaufklärung war. Einmal fuhr ihn Franz nach der Stadt zu einer Versammlung und nachdem er die Pferde gefüttert und geputzt hatte, sollte er mit dem Pelz auf dem Arm an der Tür des Saales auf seinen Herrn warten. Da sah er, wie ein prächtig gekleideter Herr die Tribüne bestieg und mit sonorer und lauter Stimme, ganz wie der Pfarrer in der Kirche, predigte, dafs alles Böse in der Welt von dem Mangel an Bildung herrühre, die vielen Diebe, Trunkenbolde, Müssiggänger seien eine Folge des Mangels an Elementarkenntnissen. „Lehren wir das Volk lesen, und es wird besser werden und auch der Wohlstand wird steigen!“ sagte jener Herr, und Franz gingen diese Worte derart zu Herzen, dafs er grofse Lust bekam, besser zu werden und ein besseres Leben führen zu können. Daher machte er sich eifrig an das Lesen.

Anfänglich ging ihm dieses sehr schwer, er recitierte laut und weihevoll die einzelnen Buchstaben her, ohne jedoch aus ihnen ein verständliches Wort zusammensetzen zu können. Aber er hörte trotzdem nicht auf, und als es ihm einmal gelungen war, einen ganzen Satz zusammenzufügen, dessen Sinn ihm verständlich war, kam er herauf zu uns, um sich seines Erfolges zu rühmen. Stolz trat er in unser Zimmer, und als er uns mit einer Arbeit beschäftigt sah, rief er:

„Sie sitzen hier so ruhig, meine Herren, und wissen nicht, was in der Welt vorgeht.“

„Was geht denn vor?“

„Na, ganz Europa ist in Waffen und der Krieg ist erklärt.“

„Wie? Was für ein Krieg ist erklärt?“

„Hier, lesen Sie selber!“ Er hielt uns die Zeitung hin. Ich griff rasch danach, es stand da wirklich von einer Kriegserklärung, aber die Zeitung war vom vorigen Jahr. Ich erklärte Franz seinen Irrtum und sah, wie er mifsmutig wurde, weil ihm sein erstes literarisches Auftreten so übel gelungen war. Aber er liefs sich dadurch nicht abhalten und grübelte weiter nach dem Sinn der Worte.

Die Köchin und das Stubenmädchen scherzten über diese seine „närrische Passion“ und Sephchen, das Stubenmädchen, erklärte, dafs es mit ihm nicht ganz richtig sein müsse.

„Na, na, mag sein,“ antwortete er hartnäckig, „Fräulein Sephchen lachen über mich und selbst verstehen Sie nicht im Buche zu lesen. Nicht wahr, ha, ha, ha!“

„Woher kannst Du, Bauer, wissen, ob ich es verstehe oder nicht? Du verstehst Dich ja selber nicht mehr darauf, als wie die Henne aufs Gewürz!“

„Das ist es ja eben, dafs ich's doch verstehe. Ich hab's ja selber gesehen, wie Sie in der Kirche das Gebetbuch verkehrt gehalten haben. Ha, ha, ha! Ich kann zwar noch nicht gut lesen, aber das habe ich doch gleich bemerkt!“

Mit dieser resoluten Antwort schlofs er dem Stubenmädchen und der Köchin auf lange den Mund, und sein Triumph war noch gröfser,

als nach einigen Monaten, da er schon Geschriebenes einigermaſsen entziffern konnte, Sephchen gerade einen Brief von ihren Eltern erhielt und ihn höflich bitten muſste, denselben ihr vorzulesen. Bei dieser Gelegenheit rückte er zum Herrn Franz empor. Das war gleichsam eine Nobilitation für seine Verdienste auf wissenschaftlichem Gebiete, die Franz umsomehr erfreute, als sie von Fräulein Sephchen kam, die, obschon nicht schreibkundig, doch ein ganz hübsches Lärvchen hatte.

Das Verhältnis zwischen den beiden, das ursprünglich rein literarischer Natur gewesen, muſste später einen intimeren Charakter angenommen haben. Denn als einige Jahre darauf Franz zu uns kam und uns seine Dienste als frei praktizierender Lakai anbot, war Josephine seine Frau und beschäftigte sich ihrerseits mit Waschen für die „Herren Studenten".

Jetzt erst konnte Franz seiner Lesewut nach Herzenslust frönen, da er bei Leuten Dienst tat, die unaufhörlich mit Büchern zu tun hatten. Niemals konnte ein Aufräumen vor sich gehen, ohne daſs er in irgend ein Buch blickte, um wenigstens den Titel zu lesen. Häufig traf es sich, daſs ich gegen Mittag nach Hause kam und im Zimmer die gröſste Unordnung fand; die Möbel standen in der Mitte, die Kleider lagen herum und Franz saſs, die Bürste unter dem Arme, bei einem Fenster und war so in die Lektüre versunken, daſs er mein Kommen überhörte.

„Franz!" rufe ich strenge.

„Herrgott! Was ist los?" schreit er und erhebt sich schnell.

„Es ist noch nicht aufgeräumt!“

„Wird gleich geschehen, Herr!

„Es ist ja schon zwölf!“

„Nicht möglich, soeben hat es ja zehn geschlagen!“

Um ihn zu überzeugen, zeige ich ihm die Uhr. Mein Franz faſst sich beim Kopf.

„Himmel, wie schnell aber die Zeit vergeht!“

„Wenn Du Dich nicht mit den Büchern abgeben möchtest.“

„Ach, Herr, es sind ja so schöne Dinge darin, daſs man davon nicht loskommen kann.“

Seine Lesewut ging in förmliche Manie über, ähnlich derjenigen, die man bei sogenannten Bücherwürmern findet, welche die Bücher verschlingen, nur um zu lesen, und deren gröſste Freude eine groſse Bibliothek bildet. Wie im Paradiese fühlte sich erst Franz, als er bei einem solchen Bücherwurm Dienst fand, dessen ganze Wohnung bis zur Decke mit Büchern belegt war, der Tage und Nächte sich in sie vergrub und beinahe mit ihnen schlief. Auf meine bescheidene Bibliothek sah Franz von da ab mit mitleidiger Geringschätzung und konnte sich nicht enthalten, mir seine Meinung offen zu sagen.

„Sie lieben die Bücher offenbar nicht sehr,“ sagte er mir eines Tages, als er meinen Bücherschrank abstäubte.

„Wie kommst Du darauf?“

„Weil Sie so wenig Bücher besitzen. Das ist ja eigentlich so viel, wie gar nichts. Wenn Sie sehen sollten, was der Herr, den ich seit

nicht lange bediene, für Bücher hat. Da gibt's was zu sehen, Herrgott, das ist was Rechtes. Vollgestopft von unten bis hinauf, alte und neue!"

Darauf hatte ich nichts zu erwidern.

„Ich bitte Sie, Herr, liest der alle seine Bücher?"

„Natürlich; wozu hätte er sie denn?"

„Muſs der aber Vieles wissen. Was würde ich dafür geben, wenn ich wenigstens die Hälfte davon wissen könnte."

„Das kommt nicht so leicht!" antwortete ich.

„Ach ja, für mich ist das schon nicht mehr. Ich habe mich zu spät an die Sache gemacht, und man kann am Ende nicht alles im Sinne behalten. Aber mein Bursche, wenn er heranwächst, muſs ein gelehrter Mann werden, unbedingt. Und Bücher muſs er auch so viele haben, als jener Herr. Was ist er eigentlich, Herr? Denn ich sehe nicht, daſs er in ein Amt oder eine Schule ginge."

„Er ist Gelehrter."

„Gelehrter? Na, das verstehe ich, das heiſst, er weiſs Vieles. Aber was hat das zum Beispiel für einen Nutzen? Denn ein Schuster, zum Beispiel, gibt den Leuten Schuhe, ein Apotheker gibt ihnen Arzneien, aber so ein Gelehrter, was gibt der?"

Darauf war eine Antwort schwer, da jener Gelehrte in der Tat den Leuten noch nichts gegeben hatte. Ich wuſste, daſs er ein groſses Gedächtnis hatte, ganze Stöſse von Auszügen aus den Büchern besaſs, die er durchgelesen, aber bis dahin war noch nichts dabei herausgekommen, obwohl er dieser Tätigkeit schon

viele Jahre oblag. Aber um meinem Franz irgend eine befriedigende Antwort zu geben, sagte ich:

„Er sammelt Materialien, aus welchen er selber oder andere gescheite Bücher machen werden.“

„Ach so, jetzt begreife ich schon. Nur ist mir unbegreiflich, warum ein so gelehrter Mann arm ist, wie eine Kirchenmaus. Zuweilen gegen Ende des Monats hat er keinen Heller. Und doch sagt man, dafs wer Bildung besitzt, es auch gut hat in der Welt.“

„Vielleicht ist ihm so gut!“

„So, ohne Geld?“

„Nicht der ist reich, wer viel hat, sondern wer sich mit Wenigem begnügen kann,“ erwiderte ich sentenzionell.

Franz zog diese Worte in Erwägung. Vermutlich gefiel ihm diese Art von Reichtum nicht sehr, aber er wandte nichts ein. Erst nach einigen Tagen gab er mir recht.

„Sie haben doch recht gehabt,“ sagte er mir.

„Worin?“

„Darin, dafs Sie sagten, nicht der sei reich, der viel besitze. Ich habe einen sehr reichen Mann gekannt, der von Früh bis spät Abends nur spekulierte, wie er noch mehr erwerben könnte. Er war so geizig, dafs er dem eigenen Kinde den Bissen nicht gönnte. Er konnte keinen Augenblick still sitzen und lief den ganzen Tag in Geschäften herum. Und wissen Sie, was das Ende war? Er verlor sein Vermögen in einer Spekulation, da ging er hin und vergiftete sich, obwohl er noch so viel hinterliefs, dafs mehr als Einer daran genug hätte. Wenn

er Bildung besessen hätte, würde er das nicht getan haben. Nicht wahr, Herr?"

Ich bestritt dies nicht, um meinem Franz nicht die Illusion zu rauben, obwohl ich wuſste, daſs Bildung keineswegs vor Geldgier schützt.

„Ach, nichts geht über die Bildung!" wiederholte Franz. „Um jeden Preis muſs ich aus meinem Knaben auch solch einen Gelehrten machen."

Lange hatte ich keine Gelegenheit, mich mit Franz in ein Gespräch einzulassen, denn wir waren ein jeder für sich sehr beschäftigt. Nach einiger Zeit merkte ich, daſs die Bedienung besser von statten zu gehen begann. Alles war zur rechten Zeit verrichtet, aufgeräumt, und, was mich sogar stutzig machte, er hatte seine Gewohnheit, die Bücher beim Abstauben zu öffnen, abgelegt und stellte sie rechtzeitig auf ihren Platz hin. Diese Umwandlung erregte meine Neugierde und eines Tages fragte ich ihn:

„Bist Du nicht mehr so neugierig auf die Bücher?"

Franz machte eine gleichgültige Handbewegung und erwiderte:

„Ach, wozu nützt das? Ist denn alles wahr, was darin steht?"

„Woher weiſst Du, daſs es nicht wahr ist?"

„Da, sehen Sie, heute darf man auch Büchern nicht glauben. Schreiben die, daſs je mehr einer weiſs, desto besser ist er auch — und das ist nicht wahr."

„Wie hast Du Dich davon überzeugt?"

„An jenem Gelehrten, den ich früher bediente."

„Bedienst Du ihn nicht mehr?“

„Bewahre mich Gott, einen solchen Menschen zu bedienen! Herr, der ist ja ein schlechter Mensch. Ich habe gesehen, wie er seinen Vater behandelt hatte; das war ein Jammer, Herr!“

„Was hast Du denn gesehen?“ forschte ich neugierig.

„O, hätte ich es lieber gar nicht gesehen. Sein Vater ist zwar ein einfacher Bauer, aber er ist doch immerhin sein Vater, und dieser Mensch behandelte ihn so, wie einen Diener. Wenn ich wüfste, dafs ich einst an meinem Sohne eine solche Freude erleben würde, ich möchte ihm bei Zeiten den Hals abdrehen, so wahr ich lebe. Das ist ja schrecklich, Herr. Bewahre ihn Gott davor, dafs er ein Gelehrter werde. Mag er lieber ein einfacher und ehrlicher Mensch bleiben.“

Vergebens versuchte ich ihm klar zu machen, dafs man vom Einzelnen nicht schliefsen dürfe, dafs die Bildung das Herz nicht verderbe, sondern eher veredle. Franz blieb bei seiner Behauptung und wiederholte hartnäckig:

„Wenn die Bildung aus einem Menschen etwas Rechtes machen könnte, so müfste jener ein Engel sein, weil er so viel weifs. Aber, das ist eben nicht wahr, o nein!“

Einige Zeit später fragte ich Franz, ob er wirklich den Plan aufgegeben hatte, seinen Sohn studieren zu lassen.

„Lesen und schreiben soll er können,“ antwortete er, „damit er sich in der Welt zurecht zu finden weifs, und ihn die Leute nicht

auslachen. Aber ein Gelehrter werden, das nicht!“

Ich weiſs nicht, ob Franz sein Wort gehalten hat; wenn er es aber getan, so ist es nicht seine Schuld, sondern desjenigen, der seinen abgöttischen Glauben an die Macht der Bücher und der Bildung zerstört hatte.

DER NATURALISMUS AUF DER BÜHNE.

NOVELLETTE NACH MICHAEL BALUCKI.

Nach zwei Jahren sehr glücklichen Ehelebens faſste Herr Philipp, der ein kleiner Bankbeamter war, den Entschluſs, sich am heutigen Tage ein ungewöhnliches Vergnügen zu gönnen. Es war der Geburtstag seiner Frau, und er kaufte Billets ins Theater.

Das war eine groſse Freude und eine Überraschung, denn Frau Philipp war noch niemals im Theater gewesen. Als Tochter eines Gutsverwalters war sie auf dem Lande erzogen, und so hatte sie niemals Gelegenheit dazu. Der Mann dagegen hatte wohl einst als Student oftmals Gelegenheit gehabt, ins Theater zu gehen, aber muſste jeden Heller schonen, da ihm die wenigen Privatstunden nur geringe Einnahmen brachten. Einst hatte ihn ein Kollege beredet, mit ihm gemeinschaftlich einen Galerieplatz zu kaufen. Er hatte nicht wenig Scherereien damit, denn der Billeteur weigerte sich,

beide gegen ein Billet einzulassen, obwohl Philipp sich in seinem Mantel klein machte, um wie ein Kind auszusehen, das gegen ein halbes Billet Zutritt hat. Man mußte die Intervention des Theater-Sekretärs anrufen. Philipp küßte ihm beinahe die Hände, beschwor ihn bei allen Heiligen, um nur sein Herz zu erweichen. Als er endlich das glückverheißende Wort: „Einlassen!“ vernahm und die zur Galerie führende Türe sich vor ihm auftat, glaubte er das Paradies, den offenen Himmel zu erblicken, obwohl nichts als schmutzige Sessel und eine große Menschenmenge zu sehen war, deren Silhouetten sich an einer formlosen Masse schwarz von dem hellbeleuchteten Hintergrunde abhoben. Die beiden Freunde fanden mit Mühe soviel Platz an einem Pfeiler, um sich an demselben mit den Händen festhalten und über die Schulter der übrigen Zuschauer hinweg ein Stückchen Bühne erblicken zu können.

Man gab Schillers „Räuber“. Philipp weinte schrecklich und schwitzte vor vieler Rührung und wegen der unbequemen Stellung, da er fast in der Luft hing, genoß aber so viel Wonne, daß dieser Abend ihm für immer im Gedächtnis haften blieb.

Später war er noch einmal im Theater, aber schon gegen ein Studentenbillet und beim „Liederlichen Kleeblatt“. Er stand zusammengedrückt, wie in einer Presse, denn das Parket war vollgepfercht, daß man zum Hervorholen des Schnupftuches mit den Ellenbogen sich Raum machen mußte, worauf dann die Menge sich hin und her bewegte, wie ein schäumendes Meer. Aber das herzliche Lachen und die

aufrichtige Fröhlichkeit entschädigten ihn für alles.

Auf Grund dieser Erinnerungen verischerte er der Frau, daſs sie entzückt sein werde.

„Du wirst sehen, wie köstlich Du Dich amüsieren wirst," sagte er, indem er sich die weiſse Kravatte vor dem Spiegel zurechtband, während die Frau sich mit einem glühenden Eisen die Haarlocken über der Stirn kräuselte.

Beide legten ihre besten Kleider an, denn Fauteuils sind nicht Galerie, auch nicht Parket, hatte Herr Philipp seiner Frau erklärt; dort sitzt die bessere Klasse und man darf ja nicht zurückstehen.

Noch hatte er nicht vermocht die Kravatte gehörig zu binden, die heute durchaus nicht gut sitzen wollte, als jemand an die Tür klopfte.

„Wer da?"

„Ich."

„Johann," rief Frau Philipp mit verlegener Stimme, „gleich, warten Sie einen Augenblick."

Eilig raffte sie vom Tische die Haarnadeln, das Schnürleibchen und das Kleid zusammen, und flüchtete sich mit diesem ganzen Kram in die Küche, um die Toilette zu vollenden, indem sie schnell dem hinter der Tür wartenden Gaste lebhaft und laut zurief: „Herein!"

Die Tür tat sich auf und der Gast trat ein.

Er war ein Bureau-Kollege Philipps und sein Jugendfreund, zugleich der Bekannte seiner Frau, noch aus den Mädchenzeiten. Er hatte eigentlich Philipp verheiratet, indem er ihn einmal zu einem befreundeten Pfarrer hinführte, wo er mit Cäcilie bekannt wurde. Dann folgte, ebenfalls auf das Zureden dieses Kol-

legen, eine briefliche Erklärung und bald darauf die Hochzeit. Aus diesem Grund war Johann bei ihnen alle Tage zu Gast, kam ungezwungen, wann er wollte und Zeit hatte, wiegte ihr Kind, wenn Frau Philipp in der Küche beschäftigt war, spielte Schach mit dem Mann, besorgte Einkäufe, mit einem Wort, man betrachtete ihn als zur Familie gehörig. Kam er einen Tag nicht, oder verspätete er sich, so fehlte er ihnen; die Eheleute fragten sich, was es zu bedeuten habe, daſs Johann nicht da sei.

Heute sollte er sie ins Theater begleiten. Natürlich, es konnte ja nicht anders sein. Philipp konnte sich das Theater ohne seinen Freund nicht denken, und daher kaufte er auch für ihn gleich ein Billet neben sich. Daraus entstand ein kleiner Streit zwischen ihnen. Johann wollte gleich das Billet bezahlen, aber Philipp weigerte sich, da er es nicht für schicklich hielt, am Geburtstage der Frau Geld zu nehmen. Es wurde also vereinbart, daſs Johann das Ehepaar nach dem Theater in ein Restaurant zum Abendessen laden und sich so revanchieren würde. Zum Theater sollte er sie abholen. Er fand sich auch Schlag halb sieben Uhr ein, sorgfältig gekleidet, frisch rasiert, sogar etwas parfümiert. In der Hand hielt er eine Bonbons-Schachtel, die er sachte auf den Tisch stellte, indem er etwas schüchtern sagte:

„Etwas Bonbons für das Geburtstagskind!“

„Das hast Du aber fein gemacht,“ rief der Gatte, über die Freundschaft des Kollegen erfreut. „Sieh' her, Cäcilie, wie galant! Er hat Dir was gebracht.“

„Was ist es?“ rief Cäcilie von der Küche heraus und steckte ihr Köpfchen durch die Tür, ganz ihres Negligé vergessend. „Was ist es? Schauen Sie, bitte, nicht hieher, denn ich bin noch nicht angekleidet.“

„Sieh', eine ganze Schachtel voll Bonbons für Dich.“

„Wie gut Sie sind.“ Sie streckte ihm durch die Tür ihren weifsen, nackten Arm entgegen und er küfste ihr, ganz rot im Gesichte, die Hand.

„Aber macht es rasch, denn es ist schon halb sieben.“

„Ich bin bald fertig,“ sagte die Wirtin, zog sich zurück und schlofs die Tür.

„Ich bin auch schon fertig, nur noch Rock und Handschuhe anlegen,“ sagte Philipp eilend, „denn in den Fauteuilsreihen schickt sich nicht ohne Handschuhe zu sitzen. Nicht wahr?“

„Das versteht sich.“

„Aber ein Knopf hat sich los gemacht, Cäcilie.“

„Lafs mich in Ruhe, bis ich angekleidet bin, das wird ja kein Ende nehmen. Ich werde Dir selbst den Knopf befestigen.“

„Aber wo ist die Nadel?“

„Ich weifs schon, wo die Nadel ist, sei ruhig, mache Dich fertig.“

„Was wird heute gespielt?“ fragte Philipp, während er sich im Spiegel besah, ob der Rock auch gut sitze. „Ich habe nämlich vor lauter Freude vergessen, das Plakat zu lesen.“

„Eheliches Glück,“ antwortete Johann, indem er seinen Knopf befestigte.

„Ein hübscher Titel. Ist es lustig?“

*

„Ich weiſs nicht, aber nach dem Verfasser zu urteilen, wird es lustig werden, denn er selber ist ein lustiger Kerl.“

„Kennst Du ihn?“

„Ich sehe ihn zuweilen im Café, denn er wohnt dort fast auf dem Billard-Tisch. Als Charakter, sagt man, soll er viel zu wünschen übrig lassen; aber verteufelt witzig und boshaft ist er. Wenn er seine Zunge rührt, so ist eine Wespe nichts dagegen, und wenn er bei Laune ist, schüttet er Witze wie aus dem Ärmel.“

„Na, da werden wir hoffentlich viel zu lachen haben. Obschon ich auch solche Stücke liebe, wobei man sich herzlich ausweinen kann, so möchte ich doch heute an Cäciliens Geburtstag lieber etwas Lustiges haben.“

„Nun bin ich fertig,“ rief die Hausfrau, wie zum Ausgehen gekleidet. Sie war eine lustige, lebhafte und anmutige Brünette. Ihre Augen waren so schwarz und durchdringend, als wollten sie sich jedem, auf den sie blickten, in das Herz bohren. Sie drückte herzlich die Hand des Gastes, und zum Gatten, der noch etwas vor dem Spiegel richten wollte, rief sie energisch:

„Zögere nicht, Alter, es ist Zeit.“

„Und was wird aus Evchen werden!“ fragte der Gatte, um Zeit zu gewinnen.

„Alles ist bereits angeordnet. Das Mädchen bleibt bei ihr, bis wir kommen.“

Sie gingen angeregt, lustig, glücklich in der Hoffnung, den Abend angenehm zu verbringen.

Als sie anlangten, spielte die Musik eine lustige Polonaise. Cäcilie setzte sich zwischen

ihren Gatten und Herrn Johann, der ihr vor dem Aufgehen des Vorhanges etwas sehr Interessantes erzählte, denn sie horchte mit grofser Neugierde und Spannung zu. Philipp hörte nicht, was er sprach, denn die Musik übertönte die Stimme, und er war zu sehr mit dem Stück beschäftigt, um zu fragen. Er bereitete sich im voraus auf Lachen und Heiterkeit vor.

Das Stück begann in der Tat sehr lustig. Es kam darin ein glückliches Ehepaar vor, ganz wie er und Cäcilie. Es fehlte sogar der Hausfreund nicht, wie bei ihnen Johann, und ein Kind in der Wiege. Philipp war ganz von diesem Zutreffen entzückt und wiederholte, indem er mehrmals seine Frau mit dem Ellenbogen stiefs: „Hörst Du, Cäcilie, ganz wie bei uns!"

Der ganze erste Akt drehte sich in einer solchen heiteren Atmosphäre, schilderte das eheliche Glück in hellen Farben. Erst gegen das Ende umwölkte sich der Horizont ein wenig durch die Ankunft eines früheren Kollegen des Mannes, dessen düstere Gestalt einen unheimlichen Schatten auf das häusliche Glück wirft, aber der effektvolle Ausgang verwischte diesen unangenehmen Eindruck.

Nach dem Niedergehen des Vorhanges wurde der Autor einigemale gerufen. Die einige Reihen von Philipp sitzenden Rezensenten schwammen in Entzücken.

„Welch' eine Kraft, welch' eine Lebenswahrheit. Das ist keine Stubenhocker-Arbeit, das ist ein Griff ins volle Leben."

„Ich kenne ganz genau die Personen, die ihm Modell gesessen sind," sagte ein Bekannter

des Verfassers, „Ich muſs sagen, lebendig wiedergegeben. Sie werden sehen, wie er das weiter entwickeln wird, mit Ibsen'scher Verve.“

Philipp scharrte vor Freude mit den Füſsen, während er diese Lobeserhebungen hörte, und er wartete mit Ungeduld den Beginn des zweiten Aktes.

Aber dieser Akt war, entgegen seinen Erwartungen, nicht mehr so heiter. Der Verfasser ging nach Art der neueren Dramatiker mit dem Messer rücksichtsloser Kritik an die Zergliederung jenes ehelichen Glückes, welches er im ersten Akte so schön geschildert hatte, zog in brutaler Weise das Innere dieser Menschen ans Licht, und zeigte den Zuschauern, daſs dieses Innere von dem Krebsschaden der Verderbtheit und der moralischen Fäulnis zerfressen war. Die liebende Gattin war vor der Hochzeit die Geliebte des Freundes, das Kind war die Frucht dieser sündigen Liebe; der mit dem Freunde in Geldinteressen verwickelte Mann hat den Mut nicht, die schmählichen Fesseln zu zerreiſsen und der mit dem Ende des ersten Aktes angelangte Kollege benützt diese ungesunden Verhältnisse, beutet die Frau aus, da er der Herr des Geheimnisses ist, und stürzt sie in einen noch tieferen Pfuhl der Erniedrigung; mit einem Wort, Schmutz der allerschlimmsten Gattung, die Komödie wird zu einem Drama, das an den Nerven zerrt, durch die heftigen Scenen erschüttert, aber widerwärtig und abscheulich.

Philipp, der dies alles anhörte, hatte ein Gefühl, als wenn Schlangen oder Kröten ihm über den nackten Körper kröchen, schwarze Ge-

danken und ungeheuerlicher Argwohn ging ihm durch den Kopf. Er fürchtete seine Frau anzusehen, damit sie ihm nicht aus den Augen die Gedanken läse, die er gern vor sich selber verbergen wollte. Er war erzürnt über sich selber, daſs er die Frau hieher geführt, und daſs sie viel abscheuliches Zeug mit anhören muſste. Die Frau und Johann muſsten eine ähnliche Empfindung haben, denn alle Drei saſsen wie niedergeschmettert und sprachen kein Wort.

Johann schüttelte zuerst diesen unangenehmen Eindruck ab, und, um Cäcilie zu zerstreuen, flüsterte er ihr etwas ins Ohr. Das reizte Philipp. Es verdroſs ihn die allzugroſse Vertraulichkeit des Freundes. Wie kann er sich nur dergleichen erlauben? Zu Hause ist es was Anderes, aber hier? Und auch zu Hause sollte er das nicht tun. Er wunderte sich, daſs er bisher so nachsichtig in diesem Punkte war. Je mehr er über das Verhältnis Johanns zu seinem Hause nachdachte, je wunderlicher und unschicklicher kam es ihm vor. Er erinnerte sich, daſs Johann seine Frau früher als er selbst gekannt, und ihn zu der Heirat beredet hatte. Warum? Wozu? Was konnte er daran für Interesse haben? Und dann seine öfteren Besuche. Er wohnte ja fast bei ihnen, er war da wie zu Hause. Was denkt sich die Welt von diesen Besuchen? Das kann ja nicht so bleiben; er, als Gatte, darf das nicht zugeben, denn die Leute würden mit den Fingern nach ihm zeigen.

Solche Gedanken überkamen ihn und zogen durch seinen Geist, durch sein Herz, durch

seine Nerven, beunruhigten ihn und machten sein Blut kochen, während sie jeden Moment seine Aufmerksamkeit von dem Stücke ablenkten. Was jetzt in ihm vorging, was sich in seinem brennenden Hirn abspielte, beschäftigte ihn mehr, und mehr als auf die Bühne, schielte er nach seiner Frau und dem Freund und beobachtete jede ihrer Bewegungen und Blicke. Es kam ihm vor, daſs sie zu nahe bei einander sitzen, daſs ihre Knie leidenschaftlich gegen einander gepreſst sind und sie sich verschiedene Zeichen des Einverständnisses zusenden, daſs sich die Blicke heimlich unerlaubte, sündhafte Dinge erzählen. Er erwartete mit Ungeduld das Ende des Stückes, um diese Beiden schon endlich auseinanderzubringen. Es verdroſs ihn, daſs Johann vor Ende des letzten Aktes sich verächtlich über das Stück äuſserte und dasselbe Faselei nannte.

„Je nach dem," dachte der fassungslose Eheman, „für mich sind es durchaus keine Faseleien, aber manchem sticht die Wahrheit in die Augen." Und Johann zum Verdruſs applaudierte er, als würde er dafür bezahlt, und rief den Verfasser hervor zusammen mit dem übrigen Publikum.

Endlich war seine Qual zu Ende. Er atmete auf, als er sich drauſsen befand und seine Person zwischen die Gattin und den Freund schieben konnte. Zur gröſseren Sicherheit ergriff er ihren Arm und zog sie mit sich.

„Der hat uns aber abgequält," rief Johann nach einer Weile drückenden Schweigens. „Ich mag ihn nicht kennen."

Philipp antwortete nichts darauf und beschleunigte den Schritt, um so schnell als möglich nach Hause zu kommen.

„Na, wir sollten doch auf Abendessen gehen," rief Johann, als er merkte, daſs das Ehepaar sich nach Haus wendete.

„Ich brauche keinerlei Abendessen," versetzte Philipp unwirsch.

„Wie? Es war ja verabredet..."

„Ich habe Kopfweh... muſs schlafen gehen."

„Aber, Männchen, ich habe nichts vorbereitet," wandte seine Gattin ein, „Du wirst hungrig sein."

„Über einen Abend werde ich doch nicht Hungers sterben."

„Aber auch Cäcilie ist ja hungrig," wagte Johann zu bemerken.

„Du wirst doch nicht verlangen, daſs sie allein mit Dir gehe," erwiderte Philipp mit einer Heftigkeit, daſs Johann nicht mehr drängte. Die Frau fügte sich dem Willen des Gatten und würgte bittere Tränen herunter beim Gedanken, daſs der Geburtstag, von dem sie sich so viel versprochen, so traurig zu Ende geht.

Bei der Wohnung angelangt, zog Philipp heftig die Klingel, als wollte er alle Inwohner wecken. Inzwischen hatte Johann Zeit gefunden, der Frau einige Worte zuzuflüstern und ein Papier — einen Brief — geheimnisvoll zu überreichen. Als Philipp sich umwandte, gewahrte er, wie seine Frau das Papier versteckte. Jetzt hatte er keine Zweifel mehr. Johann und Cäcilie... und er konnte so dumm sein, nichts zu merken! Wie muſsten sie über seine Leichtgläubigkeit lachen. Als er die fin-

stere Treppe zu seiner Wohnung hinanstieg, hatte er ein Gefühl, als käme er nicht aus dem Theater, sondern von einem Leichenzug. Und es war in der Tat das Leichenbegängnis seiner Hoffnung, seines Glücks, alles dessen, was er liebte, sogar seines Kindes. Jeden Abend vor dem Schlafengehen küſste er es zum Abschiede, oftmals pflegte er sich über das schlafende Köpfchen niederzubeugen und lange auf die geöffneten Lippen, auf das rosige Gesichtchen zu blicken, das von süſsem Schlummer umfangen war. Heute blickte er nicht einmal auf das Kind, die Frau küſste er nicht, wie er das stets tat, sondern kroch eilig unter die Decke, heftiges Kopfweh vorschützend.

Die Frau machte ihm einen kalten Umschlag, wünschte ihm baldige Besserung, und ging ebenfalls zu Bett. Er schloſs die Augen und tat, als schliefe er, konnte aber nicht einschlafen. Ungeheurliche Gedanken lieſsen ihm keine Ruhe, seine Pulse hämmerten an den Schläfen, daſs er einen Schlaganfall fürchtete. Er hatte am heutigen Abend so viel von der Vererbung der Krankheiten gehört, daſs er in seinen Erinnerungen grübelte, ob nicht jemand von der Familie an Apoplexie gestorben oder am Wahnsinn geendet, denn auch dieses letztere begann er ernstlich zu befürchten. Von dem, was er heute durchlebt, war es ja unschwer, verrückt zu werden. Er erinnerte sich, in der Jugend gehört zu haben, daſs eine Groſsmutter seines Vaters oder seiner Mutter an Irrsinn gelitten, und ein namenloser Schreck machte ihn erstarren, daſs er die Neigung dazu geerbt habe und daſs das Gedankenchaos, welches heute

durch sein Hirn wogte, der Anfang des schrecklichen Leidens sein könnte. Diese Furcht benahm ihm gänzlich den Schlaf. Erschreckt fuhr er auf und sah sich unruhig im Zimmer um, um sich zu überzeugen, ob er noch bei gesunden Sinnen sei, ob er alles sehe, wie es ist, und sich von seinem Zustand klare Rechnung zu geben vermöge.

Die Nachtlampe brannte wie gewöhnlich. Bei ihrem schwachen, zitternden Lichte sah er die über der Brust gekreuzten Fäustchen des Kindes, das Gesicht seiner schlafenden Gattin und das schwarze Kleid, das sie eben erst getragen. In diesem Kleid lag der Brief, den er ihr vor dem Tore eingehändigt. Also er war noch bei Sinnen, da er sich an Alles genau erinnerte. Dann kam ihm der Gedanke, dafs ja der Brief ihm so nahe sei. Er brauchte nur aufzustehen und zu suchen, so würde ihm Alles gleich klar werden: ob sein Argwohn auch begründet ist und wie weit sie auf dem Wege dieser verbrecherischen Liebschaft gekommen sind. Dieser Gedanke reizte ihn und liefs ihm keine Ruhe. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen. Leise schob er sich aus dem Bette und schlich sich an das Kleid. Ein schweres Atemholen der Frau liefs ihn stehen bleiben. Es klang wie ein Seufzer und galt ihm als Bestätigung ihrer Schuld, als die Stimme des Gewissens, die sie im Schlafe verfolgte. Mutig tastete er an den Falten des Kleides herum, bis er die Tasche fand und in derselben wirklich ein Papier befühlte; es war dies ein Brief in gewöhnlichem Format in einem harten Couvert.

Hastig ergriff er das corpus delicti, eilte damit an sein Bett zurück, dann horchte er, ob die Frau nicht erwacht ist. Als ihn ihr regelmäfsiges Atemholen überzeugte, dafs sie schlief, zündete er eine Kerze an, und mit klopfendem Herzen, vertrockneter Kehle und verbrannten Lippen begann er das unglückselige Schreiben zu lesen.

Die Aufschrift fiel ihm sofort in die Augen: „Meine Teuerste!“

Ihm wurde so heifs, dafs er aufhören mufste zu lesen, um sich den Schweifs von der Stirn zu wischen.

Nach einer kurzen Weile nahm er sich zusammen und begann wieder den Brief zu lesen, der folgendermafsen lautete:

„Meine Teuerste!“

„Noch dies eine Mal greife ich zu diesem Mittel, um mich mit Dir eingehend zu unterhalten. Als wir uns das letzte Mal allein gesehen, konnte ich Dir nicht alles mitteilen, da bald andere Leute dazwischen kamen ...“

Philipp fühlte, dafs ihm das ganze Blut zu Kopfe stieg, aber er faſste sich und las mit stockendem Atem weiter:

„Wir haben Qualen ausgestanden, aber es wird baldigst ein Ende nehmen. Alle Hindernisse habe ich weggeräumt, und ich werde Dich mein nennen ...“

Das war zuviel. Philipps Augen krochen aus den Höhlen, das Bett, die Kerze, die ganze Stube drehte sich um ihn herum, und es war ihm, als täte sich zu seinen Füfsen ein Abgrund auf, der ihn zu verschlingen drohte.

Aber er wollte den Giftbecher bis auf die Neige leeren, und so las er weiter:

»Seitdem wir unsere Liebe mit dem ersten Kuſs besiegelt, habe ich alle meine Kraft daran gesetzt, Dich zu besitzen. Nun ist der längst erhoffte Augenblick gekommen. Wir werden vereint sein.“

Philipps Herz war dem Zerspringen nahe. Er lieſs seine Hand auf die Decke fallen und sank in die Kissen zurück; abwechselnd wurde ihm warm und kalt, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen, und er fragte sich, ob er nicht schon in der Tat rasend sei. Aber er bezwang sich mit aller Gewalt und las weiter:

„Wir werden bald vereint sein und unsere heiſsesten Wünsche werden in Erfüllung gehen, meine teuerste Therese.“

Bei diesem Worte versetzte sich Philipp einen heftigen Stoſs vor die Stirn. Also Therese war es... Ein Stein fiel ihm vom Herzen. Es wurde ihm plötzlich so weit im Kopfe und in der Seele, als hätte man eine zentnerschwere Last von dort genommen. Aber zugleich befiel ihn eine tiefe Scham: wie konnte er nur so dumm sein, Cäcilie zu verdächtigen!... Ja, wie konnte er vergessen, daſs zwischen Johann und der Schwester seiner Frau, Therese, ein Liebesverhältnis bestand, um das nur Cäcilie wuſste, da ihre Eltern die Einwilligung verweigerten, weil Johann noch keine feste Stellung besaſs. Aber er hatte an diesem Abend soviel von Verrat und Untreue gehört, daſs sein ganzes Wesen in Aufruhr war. Er hatte groſse Lust, sich selber zu ohrfeigen, oder besser, den Verfasser des Stücks durchzuprügeln, wel-

cher ihm so viele Qualen verursacht hatte. Er sprang aus dem Bett, so geräuschvoll, daſs die Frau erwachte.

„Was ist Dir?“ fragte sie, durch den Anblick der brennenden Kerze beunruhigt. „Warum schläfst Du nicht? Ist Dir nicht wohl?“ Sie streckte liebevoll die Hand zu ihm aus.

Philipp erfaſste diese Hand, zog sie zu den Lippen und begann sie leidenschaftlich zu küssen.

„Jetzt ist mir nichts mehr, mein Engel, es ist vorüber, aber mir war wirklich schlimm...“

„Ich habe gemerkt, daſs Dir schon im Theater übel wurde.“

„Ach, dieses Theater!“ rief er entrüstet.

„Weiſst Du, ich hatte es mir anders ausgemalt,“ beichtete sie ihm mit der naiven Offenheit eines Kindes, indem sie sich im Bett aufrichtete.

„Siehst Du, früher war es anders. Auch nach einem traurigen Stück kam man munterer nach Hause. Aber heutzutage...“ er vollendete mit einer Handbewegung.

„Mir wurde bei diesem Stücke so düster zu Mute, wie damals, als Du mich durch ein verruſstes Glas auf die Sonne blicken lieſsest. Besinnest Du Dich?“

„Und uns war ja bis dahin so wohl und heiter; da muſsten wir noch zahlen, um uns das Leben zu verekeln! O, das zweitemal laſs' ich mich nicht mehr fangen!“

DER GEIZHALS.

VON M. BALUCKI.

Vor einigen Jahren pflegte jedesmal am Abend vor einem der Häuser am Ringplatz zu Krakau ein knochiger alter Mann sich hinzusetzen, und zwar nicht blofs im Sommer, sondern auch im Winter. Ein grüner, schäbiger Rock, mit Fuchsfell gefüttert, schützte ihn so ziemlich gegen die Winterkälte, im übrigen war seine Kleidung geradezu elend zu nennen. Man hätte ihn leicht für einen Bettler halten können, der auf dem Stein vor dem Hause ausruht, eine milde Gabe erwartend. Doch das war der Eigentümer des Hauses — und hier safs er, um gewissen Mietern aufzulauern, die er niemals zu Hause abfassen konnte, da sie sich vor ihm versteckten, und wenn sie ihm zufällig irgendwo auf der Strafse begegneten, so entwichen sie nach der entgegengesetzten Seite, wobei ihnen die Kurzsichtigkeit des Alten zu Hilfe kam.

Da er nun mit diesen Mietern nie zusammentreffen konnte, um den rückständigen Zins

einzutreiben, zog er regelmäſsig am Abend vor seinem Hause die Wache auf und harrte geduldig aus, bis die zehnte Stunde kam. Dann verschloſs er das Tor und nahm den Schlüssel zu sich. Wenn also einer von diesen Säumigen nicht vor zehn Uhr zu Hause war, muſste er darauf verzichten, im eigenen Bett zu schlafen, wenn er nicht mit dem Hauswirt zusammentreffen wollte, da dieser die Gewohnheit hatte, das Tor selber zu öffnen.

Dieses Wachehalten vor dem Tor gab ihm auch die Sicherheit, daſs kein Dieb sich in sein Haus verstohlen einschleichen würde, was er sehr befürchtete, aus Rücksicht auf die mehrere Tausend Gulden, die er in Wertpapieren an der Brust in einem Beutelchen trug. Obendrein kam bei dieser Methode auch noch eine Ersparnis heraus, denn es war nicht nötig, die Lampe anzuzünden. Diesen Luxus hatte sich der Alte in früheren Zeiten gestattet, denn er las sehr viel und spielte sogar ein wenig selber den Literaten; seit aber die Augen ihm nicht mehr recht dienen wollten, strich er die Ausgabe auf Beleuchtung ganz aus seinem Budget.

Über seine Sparsamkeit erzählte man sich komische Anekdoten. So hieſs es zum Beispiel, daſs er nach einem jeden wegziehenden Mieter, bevor er dem Portier erlaubte, die Wohnung rein zu machen, zuerst selber hineinging, alle Winkel durchstöberte, hinter dem Ofen, im Kamin suchte und alle Überreste, wie alte Handschuhe, Lumpen, Schnüre, Lichtstumpfe, Flaschenstöpsel, Papiere und dergleichen zusammenraffte, so daſs er eine ganze Kollektion

dieser Altertümer besafs, von denen er manches für die eigenen Bedürfnisse verwendete, anderes aber verkaufte. Man erzählte sich auch, dafs er sich selber die Wäsche wusch, dafs er sich sehr elend nährte, meist nur trockenes Brot genofs, und als ihm infolge dessen die Zähne vor der Zeit den Dienst kündigten, so dafs er im Sprechen sogar unverständlich war, habe er nach langem Zögern sich entschliefsen müssen, ein künstliches Gebifs zu kaufen; aber aus Sparsamkeit kaufte er ein getragenes.

Für seine Mieter war er eine wahre Plage. Wenn einer ihm nicht pünktlich am Ersten die Miete entrichtete, quälte er ihn so lange durch fortwährendes Mahnen, langweilte ihn durch das geduldige Warten vor der Tür, dafs jener das Äufserste tat, um nur des zudringlichen Alten los zu werden, der ihn wie ein Schatten verfolgte. Konnte einer nicht bezahlen und besafs er auch keine Gegenstände, die beim Wegziehen hätten gepfändet werden können, so liefs Herr Kaspar — so hiefs der Sonderling — sich einen Revers ausstellen, den er am Fenster aller Welt sichtbar aushing. Dieser Zettel wurde erst vernichtet, wenn der Schuldner seine Schuld bezahlte oder wenn er starb.

Einmal zog eine Französin von ihm fort und konnte nicht die rückständige Miete bezahlen; der unerbittliche Wirt liefs sie nun nicht fortziehen, bis sie ihm so viele Stunden französischen Unterricht gab, dafs die Schuld abgetragen war. Dabei handelte er noch über das Honorar für eine Lektion und safs mit gröfster Pünktlichkeit die Stunde voll, ohne ihr eine Minute zu schenken.

Ich weiſs nicht, ob alle diese Anekdoten der Wirklichkeit entsprachen oder erdichtet waren. Doch eines war sicher, daſs der ärgste Feind Herrn Kaspar nicht vorwerfen konnte, daſs er trotz seines fabelhaften Geizes irgend eine unredliche Handlung verübt hätte um des Geldes willen, welches er so sehr liebte. Herr Kaspar war nämlich keineswegs ein gewöhnlicher Geizhals, etwa wie jener von Molière geschilderte, den so Viele kopierten. Herr Kaspar liebte das Geld nicht um des Geldes willen, er sammelte es mit so viel Anstrengung und Mühe, indem er sich jede Bequemlichkeit, sogar manches Bedürfnis versagte. Aber er sammelte es nicht für sich. Für wen denn sonst? — Das war ein Geheimnis.

In der Tat, es war interessant: für wen? Der Alte hatte nämlich weder Frau, noch Kinder, nur eine entfernte Verwandte in der Provinz Posen. Diese Verwandte schien ein Auge auf das Vermögen des Herrn Kaspar geworfen zu haben; als er nämlich einmal bettlägerig krank geworden war, erschien jene Dame plötzlich in Begleitung ihrer Tochter und beide umgaben den Kranken mit einer ausgesuchten, sorgfältigen Pflege. Sie bestritten sogar aus eigener Tasche die Kosten, da Herrn Kaspars Geiz ihm nicht erlaubte, Ausgaben zu machen; sie nährten ihn mit ausgesuchten Speisen, wie er sie niemals zuvor gesehen, ja nicht einmal gerochen hatte, und das alles in der Hoffnung, im Testament bedacht zu werden. Die Tochter, eine hübsche Brünette mit einem kleinen Köpfchen, in dem aber eine Menge Schlauheit saſs, gab sich alle Mühe, dem Kranken gegenüber

die zärtlichsten Gefühle an den Tag zu legen, obgleich sie ihn zum erstenmale im Leben sah. Sie schien mehr infolge seines Übels zu leiden, als er selbst, und während sie ihre schönen Augen mit dem Battisttuch trocknete, sagte sie mehr als einmal, daſs sie seinen Tod nicht überleben würde.

In der Tat beeilte sich Herr Kaspar gar nicht damit, das Zeitliche zu segnen, vielleicht aus Mitleid mit der jungen Verwandten. Die Krankheit schleppte sich lange dahin und erschöpfte nicht nur das Reisegeld der beiden Damen, sondern auch ihre Geduld. Und als ihnen der Kranke eines Tages unzweideutig zu verstehen gab, daſs sie sich ganz unnützerweise Ausgaben machen, die ihnen niemand ersetzen werde, packten sie plötzlich ihre Siebensachen und fuhren ohne Empfehlung davon.

So blieb die Testamentangelegenheit unaufgeklärt. Herr Kaspar hielt die Sache geheim.

Aber je älter er wurde, desto schwieriger wurde es ihm, Stillschweigen zu beobachten. Manchmal verriet er dies und jenes vor seinen Bekannten. Zu diesem Kreise hatte auch ich die Ehre zu gehören, und zwar wurden wir auf eine ziemlich sonderbare Weise bekannt.

Einer meiner Kollegen wohnte in dem Hause des Herrn Kaspar. Er war Philologe. Einem Juristen beispielsweise hätte Herr Kaspar nicht um alle Schätze der Welt eine Wohnung in seinem Hause vermietet. Diese Fakultät haſste Herr Kaspar gründlich, seitdem er einen Prozeſs, der sich sechs Jahre hinzog, verloren hatte, obgleich die Sache, wie er behauptete, durchsichtig war, wie Glas. Dagegen

schätzte er Lehramtskandidaten, Techniker und Mediziner, denn diese aſsen ihr Brot nicht umsonst, wie er sich ausdrückte, und brachten der Menschheit wirklichen Nutzen.

Daher genoſs mein Kollege einigermaſsen die Gunst des Herrn Kaspar, der bei ihm erst am Zweiten oder Dritten erschien, um die Miete einzukassieren.

Eines Tages, kurz nach dem Ersten, bat mich der Kollege, ihm für einige Tage mein Zimmer abzutreten, und inzwischen in dem seinigen zu wohnen, da er sich auf eine Prüfung vorbereitete und mein Zimmer ihm fürs Studieren ruhiger erschien. Ich nahm nun meine Papiere und einige Bücher unter den Arm, das Bündel mit Wäsche und die Pfeife in die Hand und zog um. Gleich die erste Nacht bemerkte ich, daſs die Wohnung meines Kollegen ungleich ruhiger war, als die meinige, und die Laune meines Freundes wunderte mich nicht wenig.

Erst am zweiten Morgen löste sich mir das Rätsel. Ich schlief noch, als es an meine Tür pochte. Da ich mich nicht einzuschlieſsen pflegte, so rief ich bloſs: Herein! und erhob den Kopf, um zu sehen, wer der frühe Gast meines Kollegen sein mochte.

Die Tür öffnete sich behutsam und es schob sich herein zuerst eine gekrümmte Nase mit einem Tröpfchen Milch an der Spitze, welches ein Dichter einer Perle vergleichen könnte; auf die Nase folgte eine kahle Stirn, umgeben von zerzausten grauen Haarsträhnen, zwiebelförmige, verblaſste, feuchte Augen, von vielen

Runzeln umgeben, dann ein Spitzbart, bestehend aus einer Handvoll schütterer Haare.

Das vertrocknete, knochige Gesicht erinnerte an die aus Holz geschnitzten gothischen Figuren; es war darin etwas von mephistoartiger Schlauheit, gemildert durch ein naives Lächeln. Der nervige, schmale Hals ragte aus der weiten Öffnung des felligen Schlafrocks, ähnlich den mit dem Kopf wackelnden chinesischen Figürchen.

„Das versteht sich ja, guten Morgen!“ rief der Alte eintretend. „Sie sind aber ein Morgenvögelchen, Herr Student. Gestern war ich um sechs hier und habe Sie nicht mehr gefunden, vorgestern auch nicht. Das ist schön, das lob' ich mir. Wer früh aufsteht, dem beschert Gott. Das versteht sich ja. Aurora musis est amica.“

„Mit wem hab' ich die Ehre?“ fragte ich, um ihn aus dem Irrtum in Bezug auf meine Person zu befreien.

„Ein Spaſsvogel sind Sie, Herr Student! Wie? Sie erkennen mich nicht? Das versteht sich ja, ich bin ja der Eigentümer des Hauses, und möchte meine Miete haben. Ich war ja schon hier.“

Jetzt wurde es mir klar, warum meinem Kollegen sein Zimmer auf einmal so unbequem erschienen war.

„Aber, lieber Herr, ich bin ja gar nicht Ihr Mieter, mein Kollege hat mir nur vorübergehend sein Zimmer abgetreten.“

„Was sind Sie denn eigentlich?“

„Ein Schriftsteller sozusagen.“

„Also ein Genosse von der Feder! Bravo! Das versteht sich ja, vorzüglich. Sie müssen nämlich wissen, daſs auch ich einst geschriftstellert habe, ich habe sogar etwas gedruckt. Und was sind Sie für ein Schriftsteller? Ein demokratischer? Ich bin nämlich Demokrat vom reinsten Wasser, das versteht sich. Wenn ich noch heute die Feder führen könnte, na, na!... Aber heute bedarf es eines Herkules. Und wo soll man die Herkulesse suchen? Nach hundert Jahren vielleicht, oder noch später, wird es ihrer eine ganze Legion geben."

Ich war sicher, daſs der Alte delirierte, aber später, als wir näher mit einander bekannt wurden, erfuhr ich, daſs jene Legion von Herkulessen keine Fiktion war, sondern eine reale Grundlage hatte und in engem Zusammenhange stand mit dem eifrigen Geldsammeln, welches der Alte sein ganzes Leben lang betrieb, ohne sich das Geringste zu gönnen. Er setzte mir seine Idee so auseinander:

„Wenn ich einen Sohn hätte, könnte er vielleicht ein Taugenichts, ein Verschwender sein und das, was ich mit so viel Mühe gesammelt habe, vergeuden. Nun hab' ich mir die Sache besser eingerichtet. Von diesen paar Tausenden, die ich mir zusammengespart habe, werde ich ein oder zwei Stipendien stiften, je nachdem, wie es reichen wird. Und jedes Jahr wird ein Philologe oder Mediziner oder Techniker eine Unterstützung bekommen. So wird mein Vermögen nicht einem, sondern vielen zugute kommen. Da ist kein Risiko mehr dabei, denn auf Hundert werden sich doch wenigstens einige Herkulesse finden, die dem Lande

und der nationalen Sache wirklichen Nutzen bringen werden. Das versteht sich ja, lieber Herr, daſs es gar keine kleine Genugtuung ist, zu wissen, daſs nach meinem Tode noch, nach so und so vielen Jahren, aus meinen Mitteln jemandem die Möglichkeit geboten wird sich zu einem tüchtigen Menschen heranzubilden, daſs dieser Jemand dann für mich und für andere arbeiten und mehr schaffen wird, als ich vermocht hätte. Na, wie? Nicht wahr, Herr, für eine solche Legion von Streitern verlohnt es sich wohl zu sammeln?... Wenn ich daran denke, was ich einst alles für mein Geld werde machen können, tut mir jeder Tropfen Milch leid, jeder Kreuzer, den ich für meine Person verwende. Ist es nicht ein wahrer Schade, Geld auszugeben, um eine solche desolate Maschine instand zu halten, wie ich?"

Der Gedanke an jene Legion von Herkulessen war ihm auſserordentlich lieb, er hing an ihm mit Treue und Ausdauer. Das war vielleicht seine einzige wahre Liebe im Leben.

Von seinen Bekannten hörte ich oftmals Anspielungen auf eine unglückliche Liebe, die er in der Jugend durchgemacht haben soll. Ein anderesmal erzählte man sich von seinen Donjuanerien am Hofe eines Magnaten, von wo er plötzlich, in Gesellschaft seines Dieners, einmal verschwunden wäre, dann völlig mit der Welt gebrochen hätte, um in einem Walde zu hausen, in einer selbstgegründeten Kolonie, die den Grund zu seinem Vermögen gelegt habe.

Das erzählten Andere. Von ihm selber habe ich nichts über diese Epoche seines Lebens vernehmen können, denn er sprach nicht gern von seiner Vergangenheit. Von jener oben erwähnten Verwandten abgesehen, hatte er nicht einmal Freunde. Im Alter wurde er taub und sehr kurzsichtig, aber man konnte an ihm keine Gedrücktheit oder geistige Erschlaffung wahrnehmen, denn der Gedanke, dem er sein Leben gewidmet hatte, brannte in ihm wie ein heiliges Feuer, wärmte und belebte ihn.

Von denen, die an ihm vorübergingen, ahnte wohl keiner, was für erhabene Träume in dem Kopfe dieses Alten nisteten, der zusammengekauert auf seinem Stein saſs, in dem grünen, schäbigen Rock mit dem Fuchspelz. Sobald er mit der Hand das Bündel Wertpapiere berührte, welches er an der Brust trug, durchzuckte ihn ein Strom von edlen Regungen, welche die Bilder dessen, was einst sein wird, in ihm wachriefen. Das Gespräch mit der Zukunft machte den Inhalt seines Lebens aus, erfüllte ihn mit einem Glücksgefühl. Kein physicher Genuſs hätte ihm so viel Glück gewähren können.

Daher nährte er sich kümmerlich und aſs nur soviel, um nicht Hungers zu sterben. Er schlief auf einem harten Strohsack, in dem man Gott weiſs wie lange das Stroh nicht gewechselt hatte: in seiner Wohnung befanden sich kaum die unentbehrlichsten Geräte, und zwar in altem und abgenütztem Zustande. Den einzigen Luxus bildete eine Bibliothek philosophischer und politischer Bücher, und ein Porträt von Staszyc aus einer alten Zeitung.

Einige Jahre vor dem Tode liefs er sich zu einer unerhörten Ausgabe verleiten, nämlich eine Badereise zu machen. Er tat dies aber hauptsächlich darum, weil er seine Gesundheit wieder erlangen wollte, um an der Vergrölserung seines Vermögens besser arbeiten zu können. Aber als die erwünschte Besserung nicht eintrat, versagte er sich jede weitere Ausgabe und erwartete mit Resignation das Ende.

Schon in den letzten Augenblicken zwang ihn der Arzt förmlich mit Gewalt, eine Flasche Wein für drei Gulden zu kaufen. Der Arzt nahm selbst das Geld aus dem Portemonnaie des Alten und schickte um den Wein. Nach dem Tode fand man dieselbe Flasche bei seinem Bett, aber darin befand sich eine sauere Flüssigkeit, die mehr Essig als Wein ähnlich sah. Es stellte sich heraus, dafs Herr Kaspar nach der Entfernung des Arztes den teueren Wein sofort zurückschickte und sich in einer ähnlichen Flasche den billigsten schicken liefs. Er wollte den Doktor hintergehen, weil es ihm um die paar Gulden leid tat, die für die Zukunft bestimmt waren und als deren blofser Hüter der Verstorbene sich fühlte.

Für sein Leichenbegängnis hatte er eine ganz geringe Summe bestimmt. Er befahl, dafs man ihn in die schlechtesten Kleider hülle, denn die besseren hatte er dem Diener vermacht, der ihn in der Krankheit pflegte.

Ich ging hin, um seine Überreste zu besuchen. Sie ruhten in einem einfachen Sarge, den man auf zwei hölzernen Sesseln aufgestellt hatte. Der Diener hatte zwei Kerzen angezündet

und ihm ein Kreuz in die Hand gesteckt. Über seinem Haupte hing das Porträt von Staszyc.

Dieser Mangel aller Dekorationen, mit denen wir die Opfer des Todes zu schmücken pflegen, machte einen peinlichen Eindruck. Weder ein Katafalk, noch eine Blume am Sarg, noch eine schwarze Decke am Fenster...

Und doch schien das Gesicht des Verstorbenen in diesem Augenblick, von der Sonne beleuchtet, zu lächeln; vielleicht umschwirrten ihn jene Träume von der Zukunft, mit denen er in den ewigen Schlaf ging.

Ob diese Träume von der Herkules-Legion jemals in Erfüllung gehen werden, ist schwer zu sagen. Aber der Alte glaubte unerschütterlich daran, und darum haben seine Züge noch im Tode einen Ausdruck wonniger Zufriedenheit behalten.

IM ALTEN HAUSE.

VON MICHAEL BALUCKI.

Einem glücklichen Zufall verdankte ich die Gelegenheit, in ein uraltes Krakauer Haus Eingang zu finden und dort eine Reihe interessanter archäologischer Persönlichkeiten kennen zu lernen. Es war dies ein einstöckiges Haus, bewohnt ausschliefslich von der Eigentümerin, einer Witwe nach einem Würdenträger der ehemaligen Republik Krakau. Einst, als noch der Gatte der Dame und die Republik lebten, ging es hier lustig und geräuschvoll zu. Im Salon sah ich alte Gemälde, welche die Gesellschaft darstellten, die sich damals in ihrem Hause versammelte, es waren dies meist die höheren Beamtenkreise und die kaufmännische Aristokratie. Damen mit hohen Frisuren und in Fischbeinmiedern, zusammengeschnürt wie die Wespen, in langen Handschuhen und platten Schuhen, die Herren in hohen Haartouren, in Röcken mit kurzen Leibern und langen Schöfsen, gebufften Ärmeln, die nach

unten immer schmäler wurden, und hohen Krägen. Der gröfste Teil dieser Personen war längst zusammen mit dem Gatten der Dame des Hauses nach dem Kirchhof übersiedelt, und das einst so gastfreie und belebte Haus stand jetzt verschlossen und still da. Nur zuweilen schritt ein alter Senator des Weges daher, um mit grofsem Ernst der greisen Matrone seine Hochachtung darzubringen, oder eine ihrer alten Freundinnen in breiter Krinoline in braunem oder blauem Schleier trat auf dem Wege von der Kirche bei ihr ein, um ihr einen Besuch abzustatten, oder eine zudringliche Bettlerin drang ein, mit Märchen auf den Lippen, um eine Unterstützung zu bitten. Abends erschien der alte Doktor, der noch den seligen Gatten kurierte, oder der Geistliche von der nächstgelegenen Vikarei kam, um eine Partie Mariage zu spielen und ein Gläschen alten Met zu trinken.

Die Dame selbst verliefs selten das Haus, höchstens Morgens, um die Messe zu hören, zuweilen auch machte sie an schönen Nachmittagen in dem Wagen ihrer Schwägerin, der Frau des Bankiers G., eine Spazierfahrt. Und wenn sie am Abend einmal einen Besuch abstatten sollte, wenn auch nur nach dem angrenzenden Haus, so tat sie dies nicht anders, als mit einer Laterne mit zwei Kerzen, welche ihr der alte Thomas vorantrug, um den Weg zu erhellen, mochte der Mond noch so hell scheinen, mochten die Strafsenlaternen jede paar Schritte leuchten, denn so verlangte es die Mode und der Anstand der alten Zeiten. Seit einigen Jahren verliefs jedoch die Greisin

überhaupt nicht mehr das Zimmer, nämlich seit sie trotz der zweiflammigen Laterne beim Verlassen des Hauses ausglitt und ein Bein brach. Seither verliefs sie nie mehr ihr Lederfauteuil, zum Mittag wurde sie darin nach dem Tisch gerollt und vom Tisch nach dem Fenster, wo sie durch eine grofse Hornbrille das „Leben der Heiligen" las. Abends in der grauen Stunde spielte ihre Cousine, ein altes Fräulein, ihr auf dem Clavichord alte Tanzweisen vor. In Gedanken tanzte sie gewifs damals mit den Verstorbenen in diesem grofsen Salon mit den altertümlichen Möbeln, welche alle überlebt haben und gewifs auch sie überleben werden. Der Rest ihres Hofstaates bestand aus einem Nähfräulein, einer kleinen buckligen Person mit einer Flamme auf dem Gesicht, und einer riesenhaften Köchin, namens Salomea, um deren blatternarbiges Gesicht, wenn sie rasch durch das Zimmer ging, die Falten der grofsen Haube raschelten, und endlich aus einem ewig zerstreuten Mädchen zur Bedienung, namens Polusia. Mitten in diesem Weiberstaat repräsentierte der Diener Thomas allein das männliche Element.

Das war ein Greis, nicht viel jünger als seine Herrin, mit einem milden Blick, glattrasierten Wangen und wohlgeordneten grauen Haaren. Er ging immer in einem grauen Rock herum, um den Hals band er sich ein breites, weifses Tuch nach alter Mode. Er tat alles phlegmatisch, ohne sich zu beeilen, und daher nahmen seine wenigen Beschäftigungen den ganzen lieben Tag in Anspruch. Vom Morgen bis zum Abend wischte er die Möbel, ordnete

und rückte sie zurecht, drehte sich mit der Serviette in den Zimmern herum, eine Stunde lang deckte er den Tisch, brachte einen jeden Teller besonders herbei — dann deckte er eine ganze Stunde ab, indem er alles äuſserst systematisch und pedantisch verrichtete. Daher war er so beschäftigt, daſs er kaum Zeit fand, ein Pfeifchen zu rauchen, oder Abends nach der Zeitung zu gehen und dabei mit einem Nachbar, dem Diener der wissenschaftlichen Gesellschaft, ein wenig über Politik zu plaudern. Die Politik war seine schwache Seite und je wichtiger die Angelegenheit war, die gerade in Europa auf dem Spiele stand, desto später kam Thomas mit der Zeitung und den Semmeln zum Kaffee zurück. Einmal während des Krimkrieges, als die Nachricht von der Einnahme Sevastopols kam, kehrte mein Thomas erst gegen Mittag zurück, und zwar nicht auf sicheren Beinen, und als ihn die Greisin milde zurechtwies, daſs er den Dienst vernachlässigte, gab ihr Thomas mit Nachdruck zu verstehen, daſs er sich wundere, wie man jetzt auf solche Kleinigkeiten achten könne, da ganz Europa dermaſsen angespannt ist, daſs es kracht. Derart war Thomas der Einzige in diesem von der ganzen übrigen Welt abgeschlossenen Hause, der von den neuen Ereignissen und Vorfällen Kunde brachte.

Königgrätz wirkte auf unseren Thomas derart, daſs er aus Kummer und Zerstreuung drei Teller beim Tafeldecken zerbrach, als Napoleon bei Sedan gefangen genommen wurde, kam er mit den Semmeln zurück, als alle schon im tiefsten Schlaf lagen.

Die Dame hatte Geduld mit dieser politischen Schwäche ihres Dieners, der bei ihr schon seit 55 Jahren, d. h. seit ihrer Hochzeit in Kondition stand. Dann aber hatte sie selbst ein Vergnügen an den Stadtneuigkeiten, die er ihr jedesmal brachte. Die alte Frau interessierte sich lebhaft für die Vorgänge in der Stadt, denn sie hatte sich eine grofse Frische des Geistes bewahrt. Daher waren ihr auch meine Besuche erwünscht, da ich sie mit neuer Kunde auf geistigem Gebiete versorgte. Jedesmal, wenn ich ihr von einer neuen Entdeckung erzählte, schüttelte sie den Kopf und wiederholte staunend:

„Na, na, was die Leute heutzutage nicht alles ausdenken!"

Mit gleichem Interesse hörte sie die Erzählungen von Bällen, Theatervorstellungen, Unterhaltungen an, und verglich sie immer mit denen früherer Zeiten, woraus ich viele Einzelheiten aus dem Leben der ehemaligen Republik erfuhr.

Das kam mir freilich sehr teuer zu stehen, denn die Greisin war schwerhörig und der Mangel an Zähnen machte ihre Aussprache sehr schwer. Es galt also Ohren und Sprechorgane gehörig anzustrengen. Trotzdem besuchte ich sie gerne, denn sie war eine lebendige Chronik der Krakauer Vergangenheit und in ihrem Hause war jeder Gegenstand ein altertümlicher, angefangen von dem grofsen Spiegel im alten schwarzen Rahmen, in welchem Fräulein Eva, die Cousine, die Überreste ihrer ehemaligen Reize betrachtete, bis zu den Bildern von Stachowicz und Pasche. Die Hausfrau hatte noch auf dem

letzten Ball in den Tuchlauben getanzt, und die Krakauer Plantagen wurden angelegt, als sie schon einige Jahre verheiratet war. Sie liebte es sehr, von diesen Zeiten zu erzählen, und wenn sie auf einen Gegenstand stieſs, der sich angenehm in ihrer Erinnerung eingezeichnet hatte, konnte sie stundenlang davon reden.

Eines Tages, als wir gerade bei einem solchen Thema waren, klingelte es, und bald darauf schlich sich leise ins Zimmer das Nähfräulein mit der Flamme auf dem Angesicht und meldete die Herrschaften N.

„Ah, gut, gut!“ rief die Greisin. „Bleiben Sie nur sitzen,“ wandte sie sich an mich, als sie merkte, daſs ich nach dem Hut griff. „Sitzen Sie nur,“ fügte sie rasch hinzu, aus Furcht, einen so geduldigen Hörer zu verlieren. „Das sind keine Fremden, sie werden uns nicht stören. Ist Thomas da?“ fragte sie das Fräulein mit der Flamme.

„Thomas ist um die Zeitung gegangen.“

„Nun, dann werden Sie warten. Bitte sie hieher. Sitzen Sie nur, bitte.“

In das Gemach trat ein elegantes hübsches Persönchen von mittlerem Wuchs, sehr hübsch und geschmeidig, und darauf folgte ein gereifter, aber jugendlich aussehender Mann. Beide traten ehrfurchtsvoll auf die Alte hinzu, küſsten ihr die Hand und nahmen Platz. Die Hausfrau stellte mich den Ankömmlingen vor, nannte den Namen des Herrn und fügte mit Nachdruck hinzu: „Gutsbesitzer“, dann setzte sie die Erzählung fort. Ich hörte aber nicht mehr mit der gleichen Aufmerksamkeit zu, wie früher, denn das junge, mir gegenübersitzende

Persönchen mit den schwarzen Augen nahm mich vielzusehr in Anspruch. Ich hatte mich so sehr daran gewöhnt, in diesem grofsen, ernsten Gemach nur lauter Altertümer zu sehen, dafs das Auftauchen einer jungen, hübschen und lebensvollen Person für mich ein förmliches Ereignis war. Die Alte behandelte die Ankömmlinge mit familiärer Vertraulichkeit, da sie nicht einmal das begonnene Gespräch ihretwillen unterbrach, und doch hatte sie sie mir nicht als Verwandte vorgestellt. Wie mochte ihr Verhältnis zur Hausfrau sein?

Während ich darüber nachdachte, trat Thomas ein, und wie grofs war mein Staunen, als beim Eintreten des alten Thomas der Gutsbesitzer und seine Frau sich erhoben, auf ihn zutraten und mit Hochachtung seine Hände küfsten. Thomas nahm ohne das geringste Staunen diese Zeichen der Hochachtung entgegen, küfste die Frau auf die Stirn, dem Mann klopfte er freundlich auf die Schulter, dann ging er, um den Tisch zum Tee zu decken.

Später erfuhr ich, dafs der Gutsbesitzer der Sohn des Thomas war, dafs er die Polytechnik in Wien beendet und dann beim Bau einer Bahn sich ein kleines Vermögen erworben hatte. Damals lernte er auch die Tochter eines Grundbesitzers aus jener Gegend kennen, heiratete und siedelte sich auf dem Lande an. Diese Ehe war nicht nach dem Geschmacke des alten Thomas, der der Meinung huldigte, sein Sohn wäre verpflichtet, Fräulein Eva zu heiraten, schon aus Dankbarkeit für die alte Dame, die nicht wenig dazu beigetragen hatte, ihn zum Menschen zu machen. Aber die alte

Dame beseitigte diese Skrupel ihres Dieners und bewog ihn, der Wahl des Sohnes die Zustimmung zu geben. Nun war es der erste Wunsch des neuvermählten Paares, den Vater aufs Land zu nehmen, damit er dort auf die alten Jahre ausruhe; dabei war es nicht ganz mit der Ehre vereinbar, daſs der Vater eines Gutsbesitzers bei fremden Leuten diene. Thomas berücksichtigte diese Forderung und dankte der Greisin für den Dienst, wenn auch mit schwerem Herzen. Sie hatte weder das Recht noch den Mut, ihn bei sich zu behalten, und gab dem Abgehenden auſser einer Belohnung an Geld auch eine goldene Uhr mit Kette von ihrem verstorbenen Manne zum Andenken. Aber dem Thomas war es leichter, einen Beschluſs zu fassen, als ihn auszuführen. Als er sich zur Abreise rüstete, als er schon die Schwelle des Hauses übertreten sollte, in dem er so lange verweilt und ein letztesmal in den Salon kam und vor seiner Herrin niederkniete, um von ihr Abschied zu nehmen und ihre zitternden Hände auf sein gesenktes Haupt legte, fing er an wie ein Kind zu weinen, erhob sich rasch und sagte zu dem wartenden Sohne:

„Nein, nein, ich reise nicht. Ich kann mein Heim nicht verlassen. Ihr werdet auch ohne mich auskommen, aber sie nicht. Sie könnte sich in diesen Jahren nicht an einen anderen Diener gewöhnen.“

Und von diesem Entschlusse war er nicht mehr abzubringen, weder durch die Bitten des Sohnes, noch durch die Ermahnungen der Alten, die sich sträubte, ein solches Opfer anzunehmen. Er blieb also bei ihr und der Sohn

kam von Zeit zu Zeit, allein oder mit seiner Frau, um ihn zu sehen.

Seither bekam ich einen gewissen Respekt vor dem alten Thomas, und obgleich ich nicht zu den unbedingten Verehrern dessen, was vergangen ist, gehöre, so hat doch die Handlungsweise dieses Dieners mir einen hohen Begriff von den Tugenden jener Epoche beigebracht, die solche Menschen erzeugte. Es war von nun ab für mich peinlich, von Thomas Dienstleistungen entgegenzunehmen, ich konnte ihn nicht mehr als einen gewöhnlichen Diener betrachten und bei jedem Wechsel eines Tellers beim Diner dankte ich ihm mit einem Kopfnicken. Vom gewöhnlichen Thomas wuchs er in meinen Augen zum Herrn Thomas empor, und meine Hochachtung für ihn ging so weit, daſs ich mich bückte, um die ihm entfallene Serviette aufzuheben. Ich tat das nicht für den Vater des Gutsbesitzers, sondern für den braven Diener.

Als ich einmal nach langer Abwesenheit nach Krakau zurückkehrte, traf ich gerade den Leichenzug der alten Dame. Es war ein prächtiges Begräbnis, zahlreiche Geistliche, Nonnen und Insassen von Wohltätigkeits-Anstalten, aber sehr wenige Privatleute waren dabei, meist nur alte Damen und Herren und beinahe kein einziges junges Gesicht. Die alte Frau war ja eine Fremde unter dem jungen Geschlechte.

Ich wunderte mich, daſs Thomas fehlte. Aber diesmal war nicht die Politik die Ursache, daſs er den Dienst vernachlässigte — der alte Diener war nämlich zwölf Stunden

nach seiner Herrin gestorben und am zweiten Tage sollte er begraben werden. Er brauchte nicht Gift zu nehmen, um derjenigen zu folgen, die er auch um des Sohnes willen nicht hatte verlassen wollen — der Schmerz hatte ihn hingerafft. Er hatte es eilig, vielleicht weil er dachte, daſs seine Herrin ihn auch im Jenseits brauchen werde, damit er dort zum Tee decke oder Zeitungen und Stadtneuigkeiten bringe.

DER ZEUGE.

VON B. CZERNEDA.

Du mufst ihn kennen, wenn du wenigstens einmal in der Kanzlei des Notars gewesen bist... Da sitzt er in gebückter Haltung hinter dem Ofen, die Beine unter der Bank zusammengezogen, die Hände schlaff auf die Knie herabhängend; oder er hat sich irgend wo in einem Winkel auf einen Sessel zusammengekauert, zwischen einen hohen Haufen von Hypothekenbüchern und einer Wand, halb wacht er, halb schlummert er. Wie alt er ist, weifs niemand, vielleicht einige vierzig, vielleicht einige fünfzig oder mehr. Sein zerknülltes Gesicht trägt das Gepräge jenes besonderen Etwas, das sich nicht in Worte fassen läfst, das weder Trauer allein, noch Ermattung und Fühllosigkeit allein ist, sondern ein Gemisch von dem allen zusammengenommen. Solch ein Gepräge drückt der Lebensschiffbruch den Gesichtern auf. Wenn man ihn sieht, ist es schwer zu bestimmen, was er im Leben ist. Er ist ein ... Zeuge. Das Gesetz fordert, dafs

beim Abfassen eines jeden Notariatsvertrages oder Aktes zwei Zeugen da seien, Bürger des Landes, die dem Notar persönlich bekannt und die zu Rechtshandlungen befähigt sind. Diese Zeugen sind also da. Der eine ist ein gewesener Gerichtsdiener und der andere ist unser Bobecki.

Es wäre viel zu erzählen, wie er hierher gekommen, was er früher gewesen und welche Irrwege er im Leben zurückgelegt hat. Er selber erinnert sich dessen nicht mehr ganz genau. Vor vielen Jahren liefs er sich auf dieser Bank hinter dem Ofen nieder, und seit damals sitzt er hier jeden Tag, Winter und Sommer, in Frost und Hitze, Schlag neun Uhr kommt er in die Kanzlei, grüfst den ersten Herrn Dependenten und die Herren Gehilfen und nimmt seinen Platz ein. Zuweilen nimmt er den „Kurier" zum Lesen, aber er liest gewöhnlich nur die kirchlichen Nachrichten und die Annoncen. Alles andere interessiert ihn gar nicht.

Herr Silverius, der erste Dependent, der die Kanzlei leitet, weifs ganz gut, dafs die Politik den Bobecki gar nicht interessiert. Aber gleichwohl fragt er ihn oftmals von ungefähr, indem er seine Löwenmähne, mit der er die Herzen seiner drei Nachbarinnen zugleich erobert, mit kühnem Griff zurückwirft:

„Herr Bobecki, was denken Sie über die bulgarische Frage?"

In der Kanzlei wird es still und Bobecki rückt auf seinem Platz hin und her; endlich antwortete er:

„Ich bitte Sie, Herr, um Verzeihung, aber mir scheint, ich fungierte bei diesem Akt gar nicht als Zeuge?“

Die ganze Kanzlei bricht in ein Gelächter aus.

„Ei, Herr Bobecki, Herr Bobecki . . .“

Verwirrt blickt er einige Zeit von Einem zum Anderen herum, dann kehrt er zu seinem früheren Zustande zurück.

Aber diesmal hatte man offenbar beschlossen, sich auf seine Kosten zu unterhalten, denn kaum hatte er sich mit den Schultern gegen die Wand gelehnt, als zwischen Herrn Silverius und Herrn Rafael, dem ältesten der Gehilfen, ein heftiger Streit über den Inhalt eines Aktes ausbrach, der vor einigen Tagen abgefaſst worden war. Herr Silverius bewies, daſs in dem Akt nicht klar und deutlich genug der Gedanke der verhandelnden Parteien ausgedrückt wurde, Herr Rafael beweist das Gegenteil. Nun sollte der anwesende Zeuge des Vertrages, Herr Bobecki, den Streit entscheiden.

„Herr Bobecki!“ ruft Herr Silverius. „Wie hat sich Mordko Gelbfisch verpflichtet, dem Baron von Ullersdorf den Kaufschilling für den Wald auszubezahlen? So oder so? . . .“

„Ich bitte, Herr, ich kenne keinen Gelbfisch und keinen Baron,“ erwidert Bobecki eiligst.

„Was sprechen Sie, Herr Bobecki!“ ruft nun Herr Rafael, „Sie waren ja beim Vertrag zugegen.“

„Ich, meine Herren, war bei keinem Vertrag zugegen, ich kenne keinen.“

Herr Silverius nimmt das Hypothekarbuch, entfaltet es auf dem Tisch und ruft entrüstet:

„Wieso waren Sie nicht zugegen? Sehen Sie her: Vertrag über den Kauf und Verkauf eines Waldes zwischen Friedrich Ulrich, zweier Namen, Baron von Ullersdorf, dem Sohne Wilhelms, von der einen Seite, Mordko Gelbfisch, dem Sohne Itzigs, von der anderen Seite. Abgeschlossen am... das Datum kümmert uns übrigens weniger... vor dem Notar Chwaliborski... Sehen Sie, Herr Bobecki, und da unten ganz am Ende?“

„Meine Unterschrift,“ flüstert Herr Bobecki gepreſst.

„Und da sagen Sie uns ins Gesicht, daſs sie weder den Baron, noch den Gelbfisch kennen. Herr Bobecki, um Gotteswillen merken Sie sich den Inhalt der Akte. Nach fünfzehn Jahren könnte man Sie vor Gericht laden, damit Sie unter Eid aussagen, wie die Parteien unter einander ausgemacht haben, und Sie...“

„Und ich werde auch wie heute sagen, daſs ich nichts weiſs,“ dann nimmt er wieder seinen Platz ein.

Es schlägt zehn, die Tür tut sich auf und der Herr Notar Chwaliborski tritt ein. Er nickt nach rechts und nach links, dem Herrn Silverius reicht er die Hand, dem Herrn Rafael die Fingerspitzen. Bobecki macht von der Ferne eine tiefe Verbeugung und faltet schnell den „Kurjer“, den er durchgeblickt, zusammen, um ihn auf den Schreibtisch des Notars zurückzulegen.

Nun hat er keine Scherze mehr von Seiten der Kanzlei zu befürchten, dafür nimmt ihn der Chef zuweilen aufs Korn:

„Herr Bobecki, man spricht davon, dafs sie sich verheiraten wollen.“ Bobecki zuckt die Achseln, auf seinem Gesicht erscheint etwas wie ein Lächeln.

„Herr Notarius . . .“

„Na, na, leugnen Sie nur nicht. Sie sind ein Schwerenöter, ja ein Schwerenöter; mehr als eine sitzt dort und weint . . .“

„Herr Notarius . . .“ versucht Bobecki eine Einwendung zu machen, dann entfernt er sich seufzend.

Inzwischen geht die Arbeit vor sich wie in einer Mühle. Fortwährend kommt und geht jemand; die Federn knirschen, die Fragen vermengen sich mit den Antworten. Es ist keine Zeit zu scherzen und zu witzeln. Bobecki sitzt unbeweglich auf seinem Platze und betrachtet aufmerksam die Spitzen seiner Stiefel. Ein Akt wurde zu Ende geschrieben, die Parteien kommen, um zu unterfertigen. „Wir beginnen den Akt zu lesen,“ ertönt in der Kanzlei die Stimme des Herrn Notars. Alles schweigt. Bobecki erhebt sich, tritt mit grofsem Ernst an den Tisch und bleibt hinter den anderen stehen. Einer der Dependenten liest, der Chef erklärt den Parteien den Text, Bobecki hört zu und nickt unaufhörlich mit dem Kopf, obwohl er kein Wort versteht. Plötzlich hält der Dependent inne.

„Schon?“ fragt Bobecki halblaut, und in der Meinung, dafs der Akt zu Ende ist, dreht er die Feder in der Hand, jeden Augenblick

bereit seinen Namen hinzukritzeln. Zumeist achtet niemand auf seine Frage. Der Dependent liest weiter bis ans Ende.

Die Parteien haben unterfertigt. Nun tritt Bobecki an den Tisch, setzt sich feierlich nieder und malt mit groſsen, festen Buchstaben seinen Namen hin: „Romuald Bobecki.“ Dann blickt er noch einmal auf seine Unterschrift, ob nicht noch etwas daran nachzubessern wäre und fügt noch einen Schnörkel hinzu. Er säubert die Feder und kehrt auf seinen Platz zurück.

Um zwei Uhr geht er zu Mittag, aber bevor er sich entfernt, tritt er an Herrn Silverius heran und bittet mit halblauter Stimme um seine Marken. Herr Silverius läſst sich zuweilen die Bitte zweimal wiederholen, dann schiebt er die Lade hervor, und reicht ihm eine oder zwei kleine Marken mit dem Siegel des Notars; je nach der Anzahl der Unterschriften. Am Samstag tauscht Bobecki diese Marken gegen bares Geld beim Notar um. Für jede Marke bekommt er einen Gulden. Davon lebt er.

Er woht in der Vorstadt bei der Witwe eines Amtsdieners, bei der er sich auch bekö-stigt. Seine Wirtin kann ihn nicht genug loben. Er zahlt regelmäſsig den Mietzins und ist sehr bescheiden. Man hört seine Stimme kaum. Den Kindern gegenüber ist er von engelgleicher Geduld. Das ist seine einzige Schwäche. Wenn er ein Kind sieht, erstrahlt auf seinem welken Gesicht ein Lächeln, die Augen blicken heiterer und munterer. Zuweilen bleibt er stehen, und fragt, wem das

Kind gehöre. Aber er küſst es niemals. Er seufzt nur und geht seines Weges.

Nur das Jüngste seiner Wirtin streichelt er täglich und küſst es zuweilen auf den Kopf. Abends, wenn er aus der Kanzlei heimkommt, setzt er den Jungen auf seine Knie, schlägt eine Fibel auf und beginnt ihm die Buchstaben zu zeigen.

„B, a—ba; b, e—be, b, i—bi," ertönt es im Zimmer.

Manchmal will der Junge nicht aufmerken, rückt hin und her und läuft davon. Bobecki weist ihn mit groſser Sanftmut zurecht.

„Siehst Du, mein Kind, Du muſst lernen. Je mehr Du lernen wirst, desto besser wird es Dir ergehen in der Welt. Wenn ich gelernt hätte," fügt er, wie im Selbstgespräch hinzu, „so wäre ich auf die alten Jahre nicht ein ... Zeuge geworden."

Und er fährt fort, dem Kleinen die Buchstaben zu zeigen. Wenn sich dieser brav aufführt, setzt er ihn zum Lohn auf ein Bein rittlings und singt ihm ein Liedchen:

„Es fährt ein Herr, es fährt ein Herr ...
Spazieren, spazieren ..."

Immer höher läſst er den Knaben hüpfen. Der Kleine schüttelt sich vor Lachen. Dann erscheint an der Tür die Wirtin und sagt mit nachsichtigem Lächeln:

„Ei, Herr Bobecki, Herr Bobecki, was treiben Sie da mit dem Jungen!..."

DAS LETZTE STELLDICHEIN.

VON M. GAWALEWICZ.

Wissen Sie, seit wann ich mich überzeugt hatte, daſs ich alt bin? Seit ich an meinem Kopfe das erste graue Härchen fand? Nein, Sie irren sich.

Ich erschrak gar nicht über diese weiſsen Fäden an meinen Schläfen. Umgekehrt, ich will Ihnen nur sagen, ich begrüſste sie mit einem Lächeln. Mein Friseur wollte sie ausreiſsen, ich gab es nicht zu ... Dieses Silber auf dem Kopfe hatte mir viel Gold aus der Tasche gezogen.

Im vierzigsten Lebensjahr wird ein Mann umsonst nicht grau. Das muſste also etwas kosten, wenn auch kein bares Geld, so etwas weit kostbareres, denn ... Aber was nützt es ... Ich will Ihnen lieber erzählen, wie ich zu der Überzeugung kam, daſs ich alt sei ...

Bitte, legen Sie sich auf die chaise longue hin. Sie liegen nicht gerne auf Bärenhaut? ... Weshalb? ... Ich dagegen habe das sehr gern. Jeden Tag nach dem Mittagessen halte ich da

meine Siesta mit der Cigarre im Munde und einem Buch in der Hand. Es ist mir warm auf diesen Strähnen; mit den Jahren wird der Mensch ein Sybarite.

Mein Kaffee schmeckt Ihnen, der Liqueur auch? Das freut mich. Haben Sie eine Cigarre? Bitte, bedienen Sie sich. Ich konnte Ihnen kein besseres Diner vorsetzen, dafür werde ich Ihnen mit einer Junggesellengeschichte aufwarten.

Sind Sie ein Freund von Brunetten?

Weshalb ich Sie danach frage? Um zu erfahren, ob Sie meinen Geschmack teilen. Ich liebte nämlich seiner Zeit Brunetten über Alles.

Meiner Meinung nach mufste Eva eine Brunette sein und Adam ein Blondin. So viel wir über diese unsere Ureltern wissen, mufs unsere Mama mehr Temperament, Esprit und Verve besessen haben, als der Herr Papa, und das Alles, lieber Freund, ist eher das Erbteil der Brunetten, als der Blondinen, welche idealer, poetischer, braver und vielleicht auch tugendhafter sind als diese schwarzen Teufelinnen aus der Hölle. Aber was ging mich das an ... ich gab den Brunetten den Vorzug.

Die letzte, welche mir den Kopf verdrehte, hatte ebenholzschwarze Haare, schwarze Augen, braune Hautfarbe, Perlenzähne, Korallenlippen, göttliche Formen. — Was war Venus im Vergleiche zu ihr! Ein altes Vorurteil, dafs Frau Venus allein die allerschönste gewesen ist. Jedes Zeitalter, jedes Volk, jedes Land hat seine Venus und wird sie bis ans Ende der Welt haben, so lange auf der Erde Mädchen geboren werden. Im übrigen will ich Ihnen nur ge-

stehen, daſs, wenn alle diese Marmorgöttinnen, die ich gesehen habe, nämlich in den Museen, lebendig würden, so glaube ich, sie würden sich für Geld zeigen oder auf Bällen Furore machen können, aber ob sie im privaten Leben, tête-à-tête, Glück hätten und die Männer erobern würden, bleibt noch eine groſse Frage. Mir scheint, nicht, denn sie sehen mir zu kalt aus, zu ruhig, zu sehr puppenhaft, haben keine Spur von Temperament; ein Weib ohne dies alles ist gut zur Göttin, aber zu etwas anderem — nein!

Also, lieber Freund, diese meine Brunette war verheiratet, verstehen Sie mich ... Lächeln Sie nicht vor der Zeit, ich weiſs, woran Sie jetzt denken ... Ihnen scheint, daſs die Ehefrauen nur dazu da sind auf der Welt, damit man sie verführe. Schrecklich, wie die Welt heute verdorben ist!

Frau ... Frau ... wie soll ich sie benennen, um nicht indiskret zu sein? ... Sagen wir, Frau Y. war eine originelle Erscheinung in unseren Salons. Jung und Alt lag ihr zu Füſsen, in ganzen Haufen lief man ihr nach, auf den Bällen riſs man sich um sie, auf den Routs war sie belagert, im Theater richteten sich alle Operngläser auf sie, auf der Straſse blieb man stehen, um ihr nachzublicken; sie hatte so etwas im Gesicht und in der ganzen Haltung.

Haben Sie bemerkt, daſs es Frauen gibt, welche mit ihren Reizen die Männer betören und ihnen den gesunden Verstand benehmen? Und das ist von Seiten der Natur eine groſse Ungerechtigkeit, daſs sie der Frau ein derartiges Übergewicht über uns verliehen hat. Es

genügt, daſs sie schön, reizend, verlockend ist, so kann sie mit dem Blick allein schon die ganze Welt sich unterwerfen, ohne den Mund öffnen zu müssen. Und in diesem Mund kann mitunter solch ein Unsinn sitzen, daſs es Einem kalt wird, wenn er sich nur aufmacht, aber was hat das zu bedeuten! ... Die Naivste braucht nur kokett zu lächeln, die Äuglein zu verdrehen, und bald hat man wieder den Verstand verloren. Nicht wahr? ...

Denken Sie vielleicht, daſs Frau Y. ebenfalls zu diesen Gänschen-Schönheiten gehörte? Nein, nein, mein Herr! Das war eine im vollen Sinne des Wortes vollendete Frau.

Einmal sagte ich ihr:

„Sie scheinen ein Gelübde getan zu haben, einen ganzen Rosenkranz von Männerherzen zu sammeln und erst dann sich der Devotion zu ergeben."

Sie antwortete:

„Einen Rosenkranz trägt man an der Seite, Ihnen wäre es vielleicht lieber, daſs ich die Herzen zu einem Collier sammelte, da ich dann alle meine Opfer am Halse tragen müſste."

Einmal auf einem Ball erlaubte sich einer ihrer jugendlichen Verehrer, sie am Ellenbogen zu küssen, Sie tat, als merkte sie nichts, jener wiederholte den Frevel, dann wandte sie sich an ihn und rief:

„Sie scheinen meinen Ellenbogen für einen Reliquienschrein zu halten, der Wunder tun kann. Lassen Sie das. Ein Wunder werden Sie nicht erleben, und mich werden Sie noch der Strafe aussetzen, in den Meerestiefen zu ertrinken, weil ich die Kleinen zur Sünde verführe."

Dann verhüllte sie ihre wunderschönen Arme mit der Spitzenmantille.

Eine Menge solcher Stichelreden waren von ihr im Umlauf. Das machte ihr Reklame in der Welt, machte ihren Witz berühmt, versehärfte die Neugier aller, die sie nicht näher kannten. Sie lachte und amüsierte sich vortrefflich.

Seit unserer ersten Bekanntschaft hatte ich gewisse Privilegien bei Frau Y., übrigens, vielleicht täusche ich mich ... Das scheint einem jeden so, wenn ein Weib schlau ist und geschickt mit ihren Verehrern zu manövrieren versteht. Der klügste Skeptiker läfst sich da blenden und überzeugen, dafs er allein zu den Erkorenen und Glücklichen gehört, er allein nicht an der Nase herumgeführt wird. Herr, es gibt keine Nase, die nicht zwischen ein Paar zarter Fingerchen geraten könnte.

Ich will Sie nicht mit den Einzelnheiten unserer Bekanntschaft behelligen, das wäre zu lang und im Grunde uninteressant. Sempre lo stesso. Der Krieg um die Unterjochung des Weibes spielt sich immer auf dieselbe Weise ab, obgleich scheinbar eine jede eine andere Strategie erheischt; das sagt Ihnen ein alter Veteran, der mehr als eine Schlacht gewonnen hat, mehr als einmal das Schlachtfeld verwundet, aber dekoriert verlassen hat.

Ich will Ihnen gestehen, dafs zu unserem Moloch — wir nannten sie Moloch — mich von allen Gefühlen am meisten das der Neugierde angezogen hat. Ja, die Neugierde hat die Hölle geschaffen, die ersten Eltern ins Verderben gestürzt, das Paradies geschlossen und

ist das Verderben der Frauen geworden, eben so wie sie die Männer entwürdigt hat. Die Neugierde ist nach meiner Ansicht die Mutter der Enttäuschungen und des Verdrusses.

Sie nennen das ein Sophisma? Vielleicht haben Sie recht, aber ich liebe eben Sophismen. Daran erkennt man wohl, dass ich viel mit Frauen verkehrt habe.

Also ich war neugierig, von welcher Seite wohl diese unbezwingbare Festung, die doch von allen Seiten offen zu stehen schien, sich wohl erobern liesse.

Ich fing an, meinen Moloch zu untersuchen; er frass alle auf, ich wollte wissen, ob man ihn wohl nicht anbeissen könnte. Mir schien dies wohl doch möglich. Aber diese Sondierungen ermüdeten mich ein wenig. Wenn man vierzig Jahre alt ist, kann man nicht leicht mit der Jugend rivalisieren, laufen, rasen, seufzen... Don Juan hätte nach Vierzig gewiss mehr als einmal kapituliert...

Ich weiss nicht mehr, wie es dahin kam, aber nach vielem Hin und Her gelang es mir, unseren Moloch zum ersten Stelldichein zu veranlassen. Nach dem Flirten sollte jetzt endlich der Roman beginnen.

Wenn diese Weiber wüssten, wie viel sie bei dieser ersten Abdikation aufs Spiel setzen, nie würden sie die sakramentalen Worte aussprechen:

„Also morgen, um diese und diese Stunde ... dort ... Ich komme, mein Teuerer."

Verstehen Sie einen Menschen, der mit geschlossenen Augen eine Rübe zernagt, um

sich in seiner Phantasie vorzustellen, das sei eine Ananas?

Den Menschen können Sie nicht verstehen, nicht wahr? Aber wie viele von uns, wenn sie sogenannte verbotene Früchte genieſsen, tun dasselbe? Sie wundert das, was ich in diesem Augenblick ausnehmlicher Offenheit sage, und doch ist dies eine der zahlreichen Wahrheiten, welche das Leben mich gelehrt hat. Ich werde einmal einen theoretischen Cursus der Verführungskunst für unerfahrene Liebeskandidaten schreiben und ihnen die Augen öffnen. Mein letztes Wort soll sein: „Brüder, begnügt Euch mit der Rübe, laſst Euch nicht nach eingebildeten Ananasäpfeln gelüsten."

Sie lächeln skeptisch und zucken mit den Achseln? Aber ich spreche ganz aufrichtig und mit Zerknirschung, die nur leider verspätet ist. Lassen wir das.

Also ich hatte ein Rendezvous verabredet für morgen. Spät kam ich vom Abendessen nach Hause, ich hatte viel Champagner getrunken, starke Cigarren geraucht, ein Meer von schwarzem Kaffee und Ströme von Cognac vertilgt. Lange konnte ich nicht einschlafen. Ich lag auf meinem Junggesellenbett, auf meiner Federnmatratze und dachte über mein Rendezvous nach.

„Na, siehst du, Glückspilz," sagte ich zu mir, „da hast du, was du wolltest. Du eroberst eine Festung, um die herum ein Haufe von Eseln und Böcken mit heraushängender Zunge herumläuft.

Morgen das erste Rendezvous, da wirst du ihr sagen müssen, daſs du sie liebst, vergöt-

terst, daſs du das erstemal im Leben eine so bezaubernde Frau kennen lerntest, wirst alle alten Lügen wiederholen müssen, welche du so vielemale anderen gesagt hast. Nach einigen Tagen werdet ihr wieder zusammenkommen, dann wieder, dann jeden Tag wenigstens auf einen Augenblick, aus einem Eroberer wirst du der erste Sklave werden. Und dann?... Dann wird es beginnen, dich zu langweilen, dann wird das versteckte und verhohlene Verhältnis, aus Furcht vor einem Skandal, dich so abplagen, daſs du Versuche machen wirst, dich zurückzuziehen. Sie wird anfangen, sich über deine Kälte zu beklagen, du wirst dich verteidigen müssen, aufs neue Schwüre ablegen müssen, heucheln, lügen, dich verstellen. Eifersuchtscenen, Vorwürfe, Tränen, Weinen... Und der Herr Gemahl?... Siehst du, an den hast du ganz vergessen. Wenn ihr euch verratet, ist der Skandal fertig. Ein Duell ist unvermeidlich, aber schlimmer noch als das Duell ist die Scheidung. Da gibt's keinen Ausweg, du muſst die Frau heiraten, du, der du vierzig Jahre lang glücklich allen Ehefallen entronnen bist!..."

Mein Kopf war wie eine geöffnete Champagnerflasche, die Gedanken moussierten in ihr wie Gärblasen, flogen hinauf und platzten in der Luft.

Pah — was nützen Reflexionen nach der Zeit!

Es hatte mich danach gelüstet, den Moloch zu unterjochen, das hatte ich erreicht. „Morgen, mein Bruder, gehts's zum Stelldichein. Ich kenne dich, alter Wolf... Du wirst über das

schwarze Schäfchen Tränen vergiefsen, aber du wirst deine letzten Zähne fletschen, verstelle dich nicht, alter Heuchler, alter Cyniker!"

Gegen Morgen schlief ich ein.

Am zweiten Tage erwachte ich zu Mittag; der Tag war grau, regnerisch, herbstlich, es fiel kein Regen nieder, aber feucht war's.

„Der Teufel hole ein solches Wetter, an einem Tage, da man mit einer Frau das erste Rendezvous abhalten soll," wiederholte ich, unter der Decke durch das Fenster blickend und wartend, ob es sich aufheitere. Mein Kopf war schwer, ich war schläfrig, versuchte noch ein Viertelstündchen zu schlummern ... Brr, es wurde zwei Uhr und darüber.

Schliefslich mufste ich aufstehen, mich waschen, rasieren, auffrischen, um gegen fünf Uhr fertig zu sein. Mein ganzes Leben lang huldigte ich der Pünktlichkeit.

Man kann überhaupt zum Rendezvous nicht kommen, aber man darf sich keine Minute verspäten, man darf die Frau nicht warten lassen.

Ich fing an zu bedauern, dafs ich eine solche unpassende Stunde gewählt habe. Fünf Uhr! Wer bestimmt eine Zusammenkunft auf fünf Uhr? Wenn's wenigstens um eine Stunde später wäre, aber um sechs ist ja Dinerstunde — dann schon lieber um sieben, acht oder neun!.. Die fünfte Stunde fing an mir ganz und gar nicht zu gefallen.

Ich klingelte dem Diener.

„Was für Wetter?" fragte ich.

„Ach, gnädiger Herr, Schmutz, durchdringende Feuchtigkeit, Hundewetter."

„Schlimm," dachte ich, „der Himmel hat sich gegen uns verschworen."

Ich liefs mir den Schlafrock reichen, die Pantoffeln, Tee und die Morgenblätter.

Ich blickte in den kleinen Spiegel beim Bett. Schlimm ... Ich war gelb, elend, übernächtig, hatte angeschwollene Augen, es schien mir, dafs ich um fünfzehn Jahre älter geworden bin. Es wurde mir unbehaglich zu Mute. Ich erhob mich verschrumpft, gebückt, etwas war mir in die Beine gefahren, im Kopfe rumorte es mir, ich gähnte, wie gegen Bezahlung. Die warmen Kissen lockten mich mehr als der reizendste Frauenbusen.

Es schlug drei Uhr, ich erschrak vor den Glockenklängen.

„Jan, drei Uhr! ... Um Gotteswillen, ich mufs mich waschen!"

Der Diener sah mich erstaunt an.

„Was haben Sie es heute so dringend? ... Sie werden doch wohl in diesem Wetter nicht ausgehen wollen? Ich kann das Mittagessen bringen."

„Sei nicht dumm, Wasser und Schwamm her!"

Das Wasser war kalt, wie sonst nie. Ich hatte keine Lust, mich zu waschen. Aber wie kann man ungewaschen zu einem Rendezvous gehen? ... Ich stand über dem Becken, wie am Ufer des Eismeeres, Schauer liefen mir über den Rücken, ich gähnte, dafs ich beinahe das ganze Waschbecken zusammen mit Seife und Schwamm verschlungen hätte.

Es passiert zuweilen, dafs ein Pferd einen Graben nicht überspringen kann, wenn es einen

trockenen Zweig am Rande erblickt ... Für mich war dieses kalte Wasser wie der trockene Zweig. Das Waschen erschien mir wie ein Opfer, eine Grausamkeit, eine Marter. Ich ging im Zimmer hin und her, blieb vor dem Spiegel stehen, besah mich und meditierte.

Alle Narren philosophieren zur unpassendsten Zeit. Man kann nichts Ernstes ersinnen, wenn man auch Sokrates wäre. Dagegen ist nichts zu machen. Eine Stunde vor dem ersten Rendezvous philosophierte ich, wie der letzte Tor, und wie ein Hamlet im Schlafrock fragte ich mich: „Gehen — oder nicht gehen?"

Die gestrigen Reflexionen vor dem Einschlafen gingen mir im Kopfe herum.

„Am Ende," sagte ich mir, „was hast du davon, daſs du um eine neue Liebschaft dich bemühst? ... Hast du wenig davon im Leben gehabt? Du wirst einer originellen Frau den Kopf verdrehen, einer reizenden, ausnehmlichen Frau, die aber bisher anständig war. Neue Eindrücke hast du nicht zu erwarten. Für sie ist das neu, für dich nicht! Sie wird mit klopfendem Herzen, mit stockendem Atem kommen, denn das ist das erstemal im Leben. Du wirst selbst sicher auftreten, wie ein alter, erfahrener Verführer. Wozu das Alles? Gefällt es dir nicht in diesem warmen Zimmer, in diesem weichen Schlafrock, in diesen Pantoffeln, welche dir eine deiner sentimentalen Freundinnen gestickt hat? Ins Theater zu einem bekannten Stück magst du nicht gehen, aber zu einem Rendezvous, dem so und sovielten im Leben, willst du hin? ... Wenn du ausbleibst, kompromittierst du dich freilich, du wirst als ungezogener Mensch

erscheinen, aber du wirst dir unwillkürlich ein Verdienst erwerben; die leichtsinnige Frau wird abgekühlt werden, wird sich's überlegen."

Wissen Sie, Freund, ich kann beredsam sein in gewissen Stunden, wenn ich jemanden überzeugen will, besonders einen solchen Skeptiker, wie ich bin. Und es gelang mir, mich vollständig zu überzeugen, daſs es das Gescheitste, Praktischeste und Ehrlichste wäre — daheim zu bleiben.

Ich machte es mir im Sessel breit, in demselben Sessel, wo Sie jetzt ruhen, ich steckte die Hände bis zu den Ellenbogen in die Ärmeln und ging nicht. Das war von meiner Seite häſslich, nicht wahr? ... Mehr noch, nach fünf Uhr sagte ich mir die gröbsten Schimpfwörter, rührte mich aber nicht von der Stelle, legte den Schlafrock nicht ab, verzehrte das vom Restaurant gebrachte Mittagessen, indem ich schöne Phrasen ausdachte, mit denen ich Frau Y. um Verzeihung für mein Ausbleiben bitten wollte.

Ich sagte mir damals alle Wahrheiten ins Gesicht, aber eines sagte ich mir nicht, daſs ich nämlich in jener Stunde alt wurde, von da geht es mit mir abwärts, ich habe den Rest der künstlich verlängerten Jugend eingebüſst, fing an zu ergrauen, ich meine jenes moralische Ergrauen, für das es kein Färbemittel in der Welt gibt.

Sie möchten wissen, was der Moloch dazu sagte? ... Das war eine in jeder Beziehung ungewöhnliche Frau. Sie schätzte sich höher, als ich meinte, und bestrafte mich härter, als ich voraussetzte.

Wissen Sie... sie war nämlich überhaupt zum Rendezvous nicht gekommen, sie hatte gescherzt und geglaubt, ich würde hineinfallen so wie die anderen.

Ich habe Ihnen gesagt, es gibt keine Nase, die nicht zwischen Frauenfinger geraten könnte. Aber jenes nicht zustande gekommene Rendezvous war das letzte in meinem Leben.

INSEPARABLES.

VON M. GAWALEWICZ.

Sie stehen lebendig vor mir, als hätte ich sie gestern gesehen, wie sie beide beim Mahagonitischchen auf dem Balkon saſsen zwischen blühenden Oleandern, die der Stolz und die Leidenschaft des Herrn Kapitäns waren. Ich sehe vor mir sein frisches, rotes Gesicht, von dem sein weiſser Schnurrbart sich abhob, als wäre er aus Watta, und den ebenso weiſsen Schopf über der breiten offenen Stirn.

Er trug einen langen, alten, braunen Rock mit Sammetkragen, eine Atlasweste, Beinkleider mit Strupfen, am Halse ein weiſses Tuch mit einer Brillantennadel und einen goldenen Siegelring am Finger, in dessen Rubin ein Wappen eingeschnitten war.

Ganz so, als wäre er aus einem alten Portrait von vor einem halben Jahrhundert heruntergestiegen . . .

Die Frau Kapitänin trug Sommer und Winter einen Schlafrock, über den sie in wichtigen

Augenblicken einen türkischen Shawl oder eine Seidenpelerine mit Spitzen warf. An den Armeln hatte sie immer Jabots, aus denen ihre weiſse, zarte, etwas zitternde Hand heraussah, um die Hälfte jünger, als das Gesicht, welches von einem Netz von Furchen bedeckt war, aber durch den lebendigen Blick der dunkeln, ausdrucksvollen Augen und das heitere Lächeln verjüngt erschien, so daſs man darüber beinahe ihre zweiundsechzig Jahre vergaſs, von denen sie vierzig in der glücklichen Ehe mit ihrem „Herzchen", dem Herrn Kapitän Jakob, zugebracht.

Man muſste sie sehen, wie sie neben einander oder Arm in Arm hergingen, nach der Kirche, oder in die frische Luft vor dem Mittagsessen. Der Herr Kapitän im Strohhut, der etwas nach hinten geschoben war, in aschgrauen Handschuhen, die niemals zugeknöpft waren, mit einem dicken, spanischen Rohr in der Hand, auf dessen groſsem Elfenbeingriff Jagdhunde, die einen Eber verfolgten, kunstvoll geschnitzt waren. Mit kleinen Schritten trippelte er immer voran, als ging's nicht zum Spazieren, sondern als wär's ein Marsch nach dem Hauptquartier auf Befehl des Obersten.

Hinterher bemühte sich die Frau, mit dem Beutelchen in der einen und dem Schirm in der anderen Hand ihm Schritt zu halten, indem sie tat, als ob dieser forcierte Marsch mit dem Herrn Gemahl ihr nicht die geringste Mühe machte.

Von Zeit zu Zeit aber blieb sie stehen unter verschiedenen Vorwänden, bald um das Tuch aus dem Beutel zu holen, bald um Brosamen

den Spatzen zu streuen, bald um mit grofser Aufmerksamkeit die Steinchen am Wege zu betrachten.

Der Herr Gemahl pflegte sich bei dieser Gelegenheit umzudrehen und mit lauter Stimme zu rufen:

„Na, na, meine Gnädige, die Füfse wollen nicht mehr gut dienen heute? Ja, die alten Jahre, die alten Jahre!“

„Pah, seht nur diesen Jüngling an ... tut, als ob er über den Graben springen könnte,“ erwiderte die Frau die Neckerei mit gleicher Münze.

„Natürlich kann ich hinüberspringen ... Warte nur, bis sich ein Graben findet. O!... da ist einer. Du sollst mal sehen, meine Gnädige!“

„Um Gotteswillen, Männchen ... nein, nein! Du könntest Dir noch, Gott behüte, weh tun,“ rief die Alte, und hielt den angeregten Jakob bei den Rockschöfsen von einem solchen riskanten Unternehmen zurück.

„Denkst, ich würde nicht hinüberspringen können? Ho, ho!“ protestierte der Alte. „Du fürchtest Dich blofs, meine Gnädige, weil Du dann nach mir hinüberkriechen müfstest. Nicht wahr? Cha, cha, cha!“

Er kam in gute Laune; er reckte sich gerade, drängte die Brust soldatisch hervor, und während er im gleichmäfsigen Schritt vorwärts marschierte, ahmte er mit grofser Energie die Trommel nach:

„Tarram, tarram, tarram—tam—tam ..., tarram, tarram, tarram—tam—tam!“

Dagegen ging die Heimreise schon mit viel geringerer Lebhaftigkeit vor sich; der militärische Geist verliefs den Herrn Kapitän. Die beiden Alten gingen dann Arm in Arm. Sie trug einen Strauſs von Feldblumen, die sie auf dem Spaziergang gepflückt, oder Kräuter für den Kanarienvogel; er stützte sich schon viel schwerer auf den Stock, und ohne die Ermüdung einzugestehen, wiederholte er:

„Siehst Du, Du wolltest just eine weite Strecke machen.“

„Du bist gewiſs müde, mein Herz, gesteh's nur.“

„Warum?“

„Denn Du bist ganz rot im Gesicht.“

„Prächtig! Ich muſs hübsch aussehen mit geröteten Wangen.“

„Vielleicht ruhen wir ein wenig aus auf einer Bank.“

„Du kannst ausruhen. Ich hab's nicht nötig, Gottlob. Dazu bin ich hungrig, und das Mittagsessen wartet. Was gibt's heute?“

„Hühnerfricassé.“

„Schön.“

„Omelette mit Himbeeren.“

„Hm, hm, hm!“

„Und Zunge in grauer Sauce.“

„Köstlich! Na, vorwärts, marsch! Denn ich halt's nicht aus!“

Mindestens zweimal der Woche wiederholte sich dieses Fricassé und diese Zunge in grauer Sauce, aus Rücksicht auf die Zähne des Herrn Kapitäns, die ebenso wie die Füſse der Frau Kapitänin zu versagen begannen.

Seit undenklichen Zeiten sah man sie immer zusammen, eines ohne das andere setzte keinen Schritt vor die Tür. Die Ärzte hatten dem Herrn Kapitän viel Bewegung verordnet, damit die Neigung zur Apoplexie sich an ihm nicht noch mehr entwickelte.

Die Apoplexie war die ewige Angst der Frau Kapitänin. Sie fürchtete für den Gatten auf Schritt und Tritt, überwachte ihn und wich keine Minute von seiner Seite.

Nachts erhob sie sich mehreremals aus dem Bette, um nachzusehen, ob ihr Jakob gut schlief, und ob ihm der Kopf nicht zu tief heruntergerutscht sei.

Der Herr Kapitän hatte die Gewohnheit, unbarmherzig zu schnarchen, wollte sich aber dazu nicht bekennen.

„Was? Ich habe diese Nacht geschnarcht?“ sagte er und öffnete weit die Augen. „Du mufst wohl geträumt haben, meine Gnädige!“

„Na, na, Herzchen, leugne es nur nicht. Ich mache Dir ja keine Vorwürfe daraus.“

„Aber, mit Verlaub, mein liebes Kind, ich kenne ja meine Natur ganz gut. Sobald ich stärker zu schnarchen beginne, erwache ich bald und drehe mich auf die andere Seite. Ich gebe gut Obacht, damit Du nicht um Deine Nachtruhe kommst. Ho, ho, ich bin ein Wachsamer!“

Die Tage floſsen ihnen gleichmäſsig dahin, rollten ab, wie die Perlen am Rosenkranz, gleichartig, still, unverändert.

Sie nahmen eine bescheidene, aber bequeme Wohnung ein. Möbel von altfränkischer Façon standen im Salon, überzogen mit verblichenem

Amarant, an den Wänden hingen Ölbilder, die Napoleon, den Fürsten Josef Poniatowski und Kosciuszko darstellten, einige englische Stiche mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte, unter dem Fenster stand ein Klavier aus Palisander mit einem langen Schweif, in den Blumentöpfen gab es viele Blumen, wie in einer Orangerie, auf den Tischchen und Fauteuils eine Menge Stickereien, Frauenhandarbeiten auf Canevas, Perlenstickereien, kleine Kissen mit verblichenen Blumen und der Aufschrift „dormez bien“ oder „souvenir“.

Alles das war das Werk der geschickten und fleifsigen Hände der Frau Kapitänin aus den alten Zeiten, alles erinnerte an wichtige und feierliche Augenblicke, an jede Kleinigkeit knüpfte sich irgend eine Erinnerung, jede hatte ihre Geschichte, wie in einem Museum von Denkmälern.

Unter dem Spiegel im Salon hing eine Elfenbeinminiature, die eine schöne Brunette in einem Kleide mit Falbeln darstellte, mit dichten Haarbüscheln an den Schläfen, die ein pausbackiges Kind mit grofsen, neugierigen Augen auf dem Schofse hielt.

Der Kapitän zeigte einem jeden seiner Besucher dieses kostbare Denkmal der Vergangenheit und fragte:

„Haben Sie mein Fränzchen gesehen? Das wurde zwei Jahre nach unserer Hochzeit angefertigt. Betrachten Sie es. Wunderschöne Arbeit. Zamboni hat's gemalt, Zamboni selber.“

Er rühmte sich dieses Zamboni, von dem die Kunstgeschichte nichts wufste, als wäre

es mindestens ein zweiter Altavante oder Van Dyck.

Wenn der Alte diese Miniature betrachtete, leuchtete ihm das Gesicht in eigentümlicher Wonne, seine Augen lachten, er wurde noch mehr rot als gewöhnlich, und indem er die Stimme dämpfte, damit Fränzchen im zweiten Zimmer nichts hörte, fügte er mit Entzücken hinzu:

„War einmal eine wunderschöne Frau ... heute noch kann man's erkennen. Nicht wahr? In den Zügen sind Spuren zurückgeblieben. Und einen Teint hatte sie! Blut und Milch, sag' ich Ihnen! Was sagen Sie dazu? Sie liest noch heute ohne Brille und hat alle Zähne ... Ja, ja!"

Dann neigte er sich zum Ohre seines Besuchers und flüsterte geheimnisvoll:

„Zamboni war rasend in sie verliebt, als er sie malte."

Wir wußten alle, daß die Frau Kapitänin einst zu Schönheiten gezählt wurde, aber heute mußte man dies der Miniature und den mündlichen Überlieferungen glauben.

Die Frau ihrerseits pflegte sich bei Gelegenheit vor ihren Freundinnen folgendermaßen auszulassen:

„Es gab keinen schöneren Mann, als meinen Jakob, zu der Zeit, wie ich ihn heiratete. Und Mazur tanzte er... da hört alles auf! Eine französische Gräfin war wie toll in ihn verliebt, aber er wollte sie nicht anblicken, so sehr hing er an mir. Als wir im Lager waren..."

Und hier begann eine lange Erzählung aus den ersten Jahren ihres Ehelebens, von den

gemeinsamen Abenteuern, von dem Feldzug, den die junge Gattin an der Seite ihres Mannes mitmachte, da sie sich von ihrem geliebten Jakob nicht trennen wollte.

Die einzige schmerzhafte Erinnerung ihres Lebens war für die Alte der Tod ihres einzigen Kindes; wenn sie davon sprach, kamen ihr die Tränen.

„Was war das für ein prächtiger Junge, dieser unser Lolo," wiederholte sie mit dem unauslöschlichen Entzücken der Mutter. „Ein kräftiger, gesunder, dicker Junge, sag' ich Ihnen. Er konnte schon auf eigenen Füßen stehen. Wenn nicht das Kindermädchen gewesen wäre, der Arme würde noch heute leben. Das verruchte Mädel gestattete ihm, sich in der Wiege hin und her zu werfen und sich auf die Beinchen zu stellen... die Wiege war auf Bogen und neigte sich zur Seite, das Kind verlor das Gleichgewicht, fiel und schlug mit der Schläfe gegen die Kante. Auf der Stelle war es tot, auf der Stelle, liebe Freundin!... Armes Engelchen!"

Und indem sie so sprach, wischte sie sich die Augen und flüsterte etwas leise, wahrscheinlich: „Gott gebe ihm ewigen Frieden!"

In dem Schranke, der neben ihrem Bette stand, verwahrte sie die Reliquien nach dem einzigen Kinde... Manchmal zeigte sie dieselben, wenn sie jemandem einen Beweis besonderen Vertrauens geben wollte. Da war ein Hemdchen des seligen Kindes, ein winziges Jäckchen, Glasperlen an einer Seidenschnur und ein kleines, vor Alter vergilbtes Häubchen — alles das, was der geliebte Lolo

an jenem fatalen Tage angehabt hatte, als er so unglücklich aus der Wiege fiel.

Aber die meisten Tränen erpreſste dem armen Mutterherzen ein Manekin in grellen Farben, mit Glöckchen, den man durch Ziehen an einer Schnur in komische Bewegung setzen konnte. Irgendwo muſste er, zum groſsen Kummer der Frau Kapitänin, verdorben worden sein, denn seit einiger Zeit wollte er nicht mehr klingeln; in diesen Glöckchen, die die zitternde Hand der Greisin bewegte, ertönte für sie ein Echo der lieben mütterlichen Erinnerungen, das ihr die längst verschollene Wirklichkeit hervorzauberte. Sie vergaſs, daſs bereits vierzig Jahre dahin waren, seit dieses Spielzeug den kleinen Lolo erfreute, sie sah das Kind wieder auf den Knien der Amme, rosig wie eine Kirsche, wie es zu ihr die kleinen Ärmchen ausstreckte mit den schwellenden roten Händchen, und hörte das Gespräch, das sie mit ihm führte:

„Was willst Du werden, Lolo? ... Ein Kapuziner? Nein? Lolo wird ein Offizier werden, wie Papa, nicht wahr? Lolo wird eine Uniform haben, mit roten Aufschlägen, ein Pferdchen und einen Degen, wenn er groſs ist. Aber zuerst muſs Lolo artig sein, darf nicht weinen, nicht schreien, muſs fein die Milchgrütze essen ...“

In den Erinnerungen der Alten leuchteten diese Augenblicke im hellen Sonnenschein der Jugend, wie Tautropfen auf welken Blättern.

„Wissen Sie,“ pflegte sie zu wiederholen, „er hatte schon zwei Zähnchen, als er verstarb.“

Zum Beweise holte sie einen Seidenfetzen hervor, in den eine in Silber gefaſste Veilchen-

wurzel gewickelt war; das Ganze war schwarz, eingetrocknet, und nur die Augen der Mutter konnten daran die Spuren von Lolos einstigen Zähnchen entdecken.

Der alte Kapitän wurde ungehalten, so oft diese Durchsicht des Familienschatzes vorgenommen wurde.

„Das regt sie zu sehr auf," brummte er, „dann wird sie den ganzen Tag hindurch weinen. Ach, das arme Wesen ... hatte keine Kinder mehr, und was für eine Freude wären sie ihr heute auf die alten Tage."

Jedes Jahr am Allerseelentage fuhren sie auf den Friedhof mit einem Kranz und Lämpchen auf das Grab des einzigen Kindes, das von einem bereits vielmals erneuerten Eisengitter umgeben war. Über dem Grabhügel erhob sich ein Denkmal mit einer Urne und einem Engel, der die Hände zum Gebet gefaltet hatte.

„Er wäre schon heute ein ganzer Mann, längst mit irgend einem guten, schönen Mädchen verheiratet ... hätten schon erwachsene Kinder ..."

Der Gedanke an die Enkel, die sie hätten haben können, trieb den alten Leuten Tränen in die Augen.

Nur zuweilen, in Stunden ernster Stimmung, wenn sie, in ihren grauen, tiefen Lehnstühlen sitzend, von den schweren Zeiten sprachen, von den Veränderungen, die in der Welt vor sich gegangen, von den Schickungen, mit denen Gott die Welt heimsuchte, entschlüpfte es ihnen unvermerkt:

„Ach, gut, daſs Lolo das nicht mit anzusehen braucht!“

Auf diesem, nach dem Garten gehenden Balkon hielten die Alten gewöhnlich ihre Siesta nach dem Mittagsessen. Der Kapitän rauchte sein Pfeifchen, die Kapitänin las ihm aus der Zeitung die politischen und gesellschaftlichen Nachrichten vor. Die Todesanzeigen interessierten sie beide ungemein.

„Na, schau, schau,“ unterbrach er sie, wenn ein bekannter Name unter den Verstorbenen sich fand. „Also auch dieser brave N. N. ist gestorben. Aber er war ja noch gar nicht so alt. Drei Jahre, glaube ich, jünger als ich. Möchte gerne wissen, was ihm eigentlich gefehlt hat. Hatte der es aber eilig! ... Na, wer sonst? ...“

Zuweilen schlief der Herr Kapitän mit dem Pfeifchen im Munde ein, gerade als die Frau an das Feuilleton kam; Fliegen stellten sich ihm auf den Schnurrbart und die Stirn, er bewegte einigemale die buschigen Brauen und bald schnarchte er friedlich.

Die Frau riſs ein Zweiglein vom Oleander und verscheuchte die unruhigen Fliegen, die ihren Jakob nicht schlafen lieſsen. Sie betrachtete mit heiterem Lächeln sein kriegerisch ernstes Gesicht und den seitwärts geneigten Kopf, in der grauen Schlafmütze mit den Seidenbändern. In ihrem Gesichte malte sich die sorgsame Liebe der treuesten Lebensgefährtin, die ein halbes Jahrhundert lang Leid und Freude, jedes Lächeln und jede Träne auf diesem Gesichte geteilt hat. Der alte, zottige, auf einem Auge blinde Pudel kam eben-

falls auf den Balkon heraus, setzte sich zwischen seinen Herrn und seine Herrin und betrachtete sie verwundert, daſs sie so nahe bei einander saſsen und kein Wort sprachen.

Aber das traf sich nur dann, wenn der Kapitän schlief, oder wenn die Frau Kapitänin ihren Rosenkranz betete. Damals wurde es still, als ob man Mohn säete. So schwer es ihm auch wurde, schlich Herr Jakob auf den Zehen in seinen Sammetpantoffeln mit den goldgestickten Stiefmütterchen umher, um seine Frau im Gebet nicht zu stören.

Er wuſste nur zu gut, daſs sie für ihn so inbrünstig zum Himmel betete — — — — —

Noch erinnere ich mich ganz genau der beiden Begräbnisse, die an demselben Tage, zur nämlichen Stunde stattfanden. Der Tod trennte sie nur eine Viertelstunde lang, als der Herr Kapitän an Apoplexie und seine Frau bald nachher an Herzlähmung starb.

Gott hatte das tägliche Gebet der Greisin erhört, sie ihren Jakob nicht überleben lassen, als er ihn zu sich genommen...

Gott ist gütig!

DER KAFTAN.

VON VIKT. GOMULICKI.

Bis nach Jablonne ging alles vorzüglich. Die Sonne schien hell; die Pferde liefen einen guten Trab, die Reisenden, welche sich in einem engen Raume zusammendrängten, teilten einander von ihrer Wärme mit.

Nur zuweilen schüttelte sich Einer, zog den Pelz enger und brummte durch die Zähne:

„Ist das aber ein Hunde-... ein Teufelsfrost!"

Alle, mich ausgenommen, rauchten; die meisten taten öfters Züge aus allerhand verschiedengeformten Flaschen.

Man war bei bestem Humor, erzählte Anekdoten und lachte. Die Unterhaltung führte grofsenteils ein Jüngling mit Knebel- und grofsem Schnurrbart, dessen Spitzen, dank der reichlich verwendeten ungarischen Pomade, die schöne Form von Mäuseschwänzchen besafsen.

Der Jüngling war ungewöhnlich gekleidet. Er hatte einen riesigen Schafspelz an, grofse,

glanzrote Stiefel an den Füſsen und einen leichten, grauen Hut auf dem Kopfe.

Seine soziale Stellung war für niemanden ein Geheimnis. Kaum war es ihm gelungen, sich zwischen den rötlichvioletten Pächter und die apfelsinengelbe Pfarrershaushälterin hineinzudrücken, stellte er sich der ganzen Gesellschaft als Pharmaceut vor.

Ich weiſs nicht warum, aber bei einer jeden seiner Erzählungen wandte er sich zu mir, und indem er schalkhaft mit dem Auge blinzelte, sagte er:

„Nicht wahr, Herr Kollege?“

Ich nickte schweigend mit dem Kopfe, ein wenig stolz und ein wenig verwirrt darüber, daſs diese ausgezeichnete Persönlichkeit mich kollegial behandelte.

Ich war fünfzehn Jahre alt, befand mich also in jenem Alter, da man selber nicht genau weiſs, zu was man sich gesellen solle und zu welcher Kategorie man gehöre.

Erst seit einem halben Jahre besuchte ich die höhere Schule in Warschau, und es war just zum erstenmale, daſs ich auf die Feiertage nach Hause reiste. Der Gedanke, daſs ich nach wenigen Stunden mein Vaterhaus, meine Vaterstadt und die Meinigen erblicken werde, verursachte mir ein förmliches Fieber, wärmte und durchglühte mich, was im Grunde mein einziger Schutz gegen die grimmige Kälte war, da mein Gymnasialmantel, das leichte Wolltuch um den Hals und die Gummischuhe ziemlich wirkungslos dagegen waren.

Hätte ich Geduld gehabt, noch vierundzwanzig Stunden zu warten, ich wäre in einem

bequemen Wagen, eingehüllt in einen prächtigen Pelz, nach Hause gereist. Aber wer kann in diesem Alter ein Vergnügen, von dem er ein ganzes Vierteljahr träumt, vierundzwanzig Stunden hinausschieben?

Ich fand mich also um einen Tag früher, anstatt auf der Poststation, im Hofe des Gasthauses „Zum Hirschen" ein, wo die Hauptstation von allerhand Omnibuswagen, gedeckten und offenen, war, welche ausschliefslich von Juden betrieben, der Bahn und der Post erfolgreiche Konkurrenz machten.

Der Wagen, mit dem ich mich in meine Vaterstadt begeben sollte, war ein grofser, offener, schüttelnder Kasten mit Passagieren und Gepäck überladen. Der Kutscher hiefs Josel.

Ich gestehe, dafs es mich grofse Überwindung kostete, mit Josel zu verhandeln, seinen schmierigen Kasten zu besteigen und auf eine solche gewöhnliche Weise nach Hause zu reisen. Das widersprach ganz meinen Neigungen.

Und meine Neigungen waren zu jener Zeit sehr verfeinert. Ich machte damals die Epoche der „Ästhetik" durch, liebte die schönen Formen, das vornehme Äufsere und allerhand die Seele angenehm bewegende Eindrücke.

Welch' eine Qual mufste es für einen solchen ästhetischen Jüngling bilden, mit diesem Josel zu verkehren, der von der Ferne schon nach Pferdeschweifs roch.

Ich mufs gestehen, dafs mir damals die jüdische Rasse in der Seele zuwider war. Da mein Weg zur Schule durch die Judengasse führte, so stand ich absichtlich früher auf,

machte einen grofsen Umweg, um nur der jüdischen Armut auszuweichen.

Wir hatten die Strecke von drei Meilen von Warschau nach Jablonne unversehrt zurückgelegt. Der Frost bifs und nagte, aber von der zusammengedrängten Masse der Körper und Pelze strömte eine Wärme aus, welche die Strenge der Kälte milderte. Dazu kam, dafs wir den Wind im Rücken hatten.

Am schlimmsten setzte mir das Gepäck zu, das bei jeder holperigen Stelle der Strafse wider meinen Rücken stiefs. Aber die Rast in Jablonne söhnte mich teilweise mit dem Schicksal aus. Eine Stunde lang safs ich in der warmen Stube des Gasthauses, hatte das Gepäck nicht mehr im Rücken und vor mir nicht Jofsels zerzausten Kopf, noch seinen fettigen, zerrissenen Kaftan.

Da öffnete sich die hohe, dunkle Tür und herein trat Jofsel, ganz blau vor Kälte, mit der grofsen Peitsche in der Hand.

Demütig stellte er sich neben die Tür, nahm die Peitsche aus der einen in die andere Hand, dann hüstelte er ...

„Kalt!“ brummte er gedehnt und zitternd, indem er sich nicht an einen, sondern an alle gemeinsam wendete.

Keiner blickte ihn an.

Er schurrte mit seinen schweren Stiefeln, klopfte mit der Peitsche auf den Fufsboden, wie um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Kalt! Sehr kalt!“ wiederholte er etwas lauter, aber immer noch mit zurückhaltender Demut.

Ich war spürsinniger als die anderen Mitreisenden, vielleicht aber auch naiver als sie, die taub und schweigend da saſsen, ich verstand, daſs der erfrorene Kutscher auf ein Traktement anspielte. Ich hätte ihm gerne weiſsen Tee mit Rum und auch etwas zum Essen geben lassen, aber er war so abstoſsend häſslich, so schmutzig, daſs ich mich förmlich vor ihm entsetzte. Ich wandte mich eilig nach dem Fenster ab, um ihn nicht zu sehen. Zum Fuhrmann trat indessen der Diener des Restaurants hinzu und faſste ihn heftig beim Arm.

„Hier dürfen die Juden nicht herein!“ rief er mit Nachdruck.

„Nun, so gehe ich schon!“ antwortete Joſsel Fuhrmann resigniert. „Ich bitte die Herrschaften, einzusteigen, es ist Zeit!“

Gleich hinter Jablonne macht die Chaussée einen rechten Winkel, der Wind, den wir bis dahin im Rücken hatten, fing jetzt an, von der Seite zu blasen. Es war kein starker Wind, im Sommer würden wir ihn Zephyr genannt und mit Vergnügen das heiſse Gesicht dargeboten haben. Aber bei einem Frost von nahezu zwanzig Grad war eine jede Liebkosung dieses Zephyrs wie die Berührung mit einem glühenden Eisen.

Meine Reisegefährten bargen die Köpfe in ihre Pelze, aber der Kragen meines Schulmantels reichte nicht einmal aus, um meine Ohren zu verhüllen. Im Wagen war es aber nicht mehr so warm wie früher. Ein Teil der Passagiere war in Jablonne ausgestiegen und nun waren Lücken entstanden.

So mancher holte eine Flasche „Tröster“ hervor, die man in Jablonne gekauft hatte, und bald vernahm das Ohr die lieblichen Plätschertöne des in die Gurgel hinabfliefsenden Nasses.

Ein magerer, schweigsamer Spiefsbürger schluckte an einer grofsen Flasche, wischte die Öffnung mit einem roten Tuch und reichte die Flasche einem im Wagen sitzenden Pächter, dieser trank dem Pharmaceuten zu, wischte dann die Öffnung mit dem Ärmel ab und reichte sie demselben. Derselbe schlürfte einüber das anderemal, pustete, schnalzte mit der Zunge und wendete sich dann zu mir:

„Jetzt kommt die Reihe an Sie, Herr Kollege,“ wandte er sich ermunternd an mich. „Wird nicht schaden, so wahr ich Apotheker bin.“

Ich hätte mich gewifs verlocken lassen, aber der Kneipengeruch des Branntweins stiefs mich ab.

„Gott im Himmel, heilige Veronika!“ fing die Pfarrershaushälterin mit ihrer singenden Stimme an, „wie kann man einem so zarten Knäblein solche Jauche zu trinken geben! Ich habe hier etwas besseres. Mein hochwürdiger Herr traktiert damit die Besucher, die zu ihm kommen.“

Sie zog eine Flasche ‚Goldwasser‘ hervor, schüttete einen kleinen, hübschen Becher davon voll und reichte ihn mir hin:

„Trinken Sie, Herr Student, der Trank ist bei der Kälte eine wahre Wohltat.“

Ich tat kräftig Bescheid und war förmlich erquickt.

„Warum so leicht gekleidet, Herr Student?“ forschte die gutmütige Frau weiter. „Man kann sich leicht erkälten, Gott behüte!“

„Eh,“ machte ich mit geheuchelter Tapferkeit. „Mir geschieht nichts. Bin an derlei Sachen gewöhnt. Übrigens“ — ich log, um den Schein zu retten — „ich trage unter dem Mantel einen Pelz.“

Ich blähte die Lippen und blies den Dampf vor mich hin, wie Leute tun, denen es sehr heifs ist.

Aber der Frost stieg und wir fuhren immer langsamer. Die armen, mit Stroh genährten Pferdchen hatten schon den ganzen Vorrat von Energie und Kraft eingesetzt und schleppten sich strauchelnd und ausgleitend langsam weiter.

Der Tag erlosch; in der Luft schwirrten einige Schneeflöckchen, die im Lichte der niedergehenden Sonne goldig und purpurn erglänzten.

Der Alkohol fing indessen an, seine Wirksamkeit zu zeigen. Der bis dahin stumme Bürger wurde plötzlich geredt, er schwatzte von allem Möglichen und stimmte schliefslich ein Lied an.

Der Pächter kauerte sich zusammen und liefs die Ohren hängen, er fluchte mit leichtem Gebrumme über die schlechten Zeiten, die niederträchtigen Getreidepreise, den grausamen Druck der Grofsgrundbesitzer und die jüdischen Blutsauger.

Der Pharmaceut wurde noch redseliger und setzte dem Pächter auseinander, dafs es das ratsamste für ihn wäre, Ziegenböcke zu züch-

ten, von denen man allerhand Nutzen haben könne: Wolle, Fleisch, Felle und — — — — Milch.

Unter diesen frohen Gesprächen langten wir in Zegovice an, wo wir wiederum ein Stündchen Rast halten sollten.

Ich trat nur ungern in dieses häfsliche, öde Gasthaus ein, um einige Gläser heifsen, versüfsten Wassers zu schlürfen, welches nach Heu roch, und das man hier Tee nannte. Dann lief ich wieder hinaus.

Die Sonne war im Untergehen. Die Wölkchen am westlichen Himmelsrande sahen aus wie Gazetücher und waren von der Röte der Abenddämmerung durchtränkt.

„Herrchen, Josel möchte ein Gläschen Schnaps trinken," brummte es mir in die Ohren.

Ich sah mich um und bemerkte Josels schmierigen Kaftan und sein überaus breites Gesicht. Ich schüttelte mich vor Ekel und lief hinein.

Drinnen setzte der Pharmaceut dem Pächter auseinander, dafs Schiefspulver wider die wilden Tiere eine veraltete Erfindung sei, wogegen das Neueste seine Pillen wären, die er stets mit sich führe.

„Bitte die Herrschaften, einzusteigen, es ist Zeit!" verkündete Josel, in der Tür stehend und mit der Peitsche in der Hand fuchtelnd.

Er versuchte es diesmal gar nicht, die Steinherzen der Passagiere zu erweichen.

Im Wagen sind wir jetzt noch vier. Die Eigentümerin des Goldwassers war abgestiegen. Dagegen hatte Josel zwei Juden aufge-

nommen, die mit ihm den Bocksitz teilten weil sie es nicht wagten, zu uns hereinzu steigen.

Es war jetzt völlig Nacht geworden. Die Sterne blickten mit kaltem Lichte auf die versteinerte Erde herunter.

Gleich hinter der Station mufsten wir eine Brücke passieren. Dann fing der Pharmaceut, der sehr angeregt war, an, die drei Juden auf dem Bocke zu hänseln. Aber diese kehrten sich nicht an ihn. So langten wir in Sierock an.

In dem Gasthaus von Sierock setzte ich mich an ein Tischchen abseits von den Übrigen und liefs mir Tee und Braten geben, da mein Hunger noch gröfser war als mein ästhetischer Ekel vor diesem Gasthaus, wo ich häufig stationierte.

Der Wirt erkannte mich.

„Wieso reisen Sie ohne Frau Mutter?“ frug derselbe.

„Wieso!“ sagte ich pikiert und streckte die Brust vor, „bin ich denn ein Kind, um stets mit der Mutterr zu reisen?“

Dabei sah ich ganz kindisch aus.

„Wir haben aber ein Fröstchen, das könnte sich in Petersburg zeigen,“ fuhr jener fort. „Sind Sie nicht zu leicht gekleidet?“ sagte er und musterte mich prüfenden Auges.

Er schien eine Weile zu überlegen, als wollte er etwas sagen. Aber er schwieg.

Sogleich, als wir in Sierock einfuhren, verliefs uns einer unserer Reisegefährten, nämlich der schweigsame Bürger. Bald sollte uns auch der unvergleichliche Pharmaceut verlassen. Mitt-

lerweile aber verschlang er den Braten mit Sauerkraut, daſs es krachte.

Jetzt erhob er sich und trat auf mich zu.

„Leben Sie wohl, Herr Kollege,“ rief er und schüttelte meine Hand, als wollte er sie aus dem Gelenke reiſsen. „Ich wünsche Ihnen guten Appetit.“

Er schwieg eine Weile, dann bemerkte er:

„Herr Kollege, ich sehe, Sie wollen sich gegen Kälte abhärten. Das ist sehr löblich, aber ich möchte raten, nicht allzu viel des Guten zu tun. Von so etwas kann man zuweilen einen Fehler an der Lunge oder am Magen abkriegen. Tun Sie das lieber nicht, Herr Kollege.“

Er schwieg plötzlich und lieſs meine Hand fahren. In diesem Augenblicke schien er mir ernst. Er ging.

Im Zimmer war niemand auſser mir und dem dicken Pächter, welcher auf zwei Sesseln schlief und die Fenster durch sein Schnarchen erklirren machte. Ich schlummerte ebenfalls leicht ein — und im Halbschlummer erschien mir alles wie ein Traum. Aber bald knarrte die Tür und herein kam Joſsel, um uns zum Einsteigen zu mahnen.

Mir wurde unsagbar traurig. Ich sollte wieder in die Nacht und den Frost hinaus, vor Kälte erstarren und die Beschwerlichkeiten der Reise tragen, und was das allerschlimmste war, die Gesellschaft dieses widerwärtigen, nach Zwiebeln, Tee und ordinärem Tabak riechenden Juden im schwarzen Kaftan ertragen! Und es waren noch drei Meilen nach Pleševo, wo ich aussteigen sollte.

Das waren die schrecklichsten drei Meilen, die ich jemals im Leben zurückzulegen hatte.

Ich bekam Mitleid mit mir selber und fing beinahe zu weinen an wie ein Kind. Es gab einen Augenblick, da ich alles aufgeben und Josel, dem Pächter und dem Eigentümer des Gasthauses zurufen wollte:

„Macht mit mir, was Ihr wollt, nehmt mir alles, was ich habe, aber lasst mich hier schlafen und weckt mich nicht bis zum jüngsten Tag."

Aber diesen Protest der abgespannten Nerven machte ich nach aussen nur in einem stöhnenden Gähnen geltend.

Einige Minuten später sass ich auf Josels Wagen neben dem Pächter, der noch schlaftrunken war. Auf dem Bock war niemand ausser dem Fuhrmann.

Der Frost war noch mehr gestiegen; es mochte drei oder vier Uhr nach Mitternacht sein. Die Sterne hatten ihren grellen Schein verloren, das dunkle Blau des Himmels wurde heller und heller, es nahte die Stunde des Mondaufganges.

In dem Wagen, in dem es früher so geräuschvoll herging, herrschte jetzt vollkommene Stille. Ausser dem Knarren desselben unterbrachen die Stille nur zwei Töne: das Schnarchen meines Nachbars, der in einem Schafspelz vergraben auf der Bank lag, und das Schnauben der Pferde.

Josel rauchte weder seine Pfeife, noch trällerte er ein Liedchen oder sprach zu den Pferden. Schweigend und zusammengekauert sass er auf seinem mit Häcksel ausgestopften har-

ten Sacke und schien in vollständige Apathie versunken.

Zum erstenmale seit der Abreise kam mir der Gedanke, daſs dieses Abenteuer mit einem Unglück enden könnte.

Bisher hatte ich im Kampfe mit dem Frost verschiedene Stützen gehabt, jetzt fühlte ich mich ihm gegenüber ganz verlassen und wehrlos.

Wenn Joſsels formlose Gestalt Apathie ausdrückte, so war der Pächter einem Felsen der Selbstsucht zu vergleichen. Von beiden strömte mir eine seelische Kälte entgegen, welche mir mehr wehe tat als die körperliche.

Der Pächter und ich hatten die Eckplätze eingenommen. Zwischen uns lag ein Haufen von Pelzen, die dem Pächter gehörten. Einer von diesen Pelzen hätte mich retten können. Ich litt Tantalusqualen. Sie zogen mich magnetisch an; ich dachte: wie süſs wäre es, in eines dieser Bärenfelle einzutauchen und aufzuthauen ... Bald jedoch sollte mir auch der Anblick dieser Kostbarkeiten genommen werden. Der Pächter hatte dem Fuhrman noch in Sierock angekündigt, daſs er im zweitnächsten Dorfe abgesetzt zu werden wünschte.

Hätte ich diesen dicken Menschen mit weinerlicher Stimme angesprochen und ihm bekannt, wie sehr ich fror, und ihn um Mitleid angefleht, er hätte mir vielleicht wenigstens seinen abgetragenen Schafspelz gegen ein Entgelt gelassen. Aber das erlaubte mir mein Aesthetismus nun und nimmer.

Ich erstarrte vor Kälte in erhabener Verachtung alles Häſslichen und Gemeinen. Der

Frost stach mich wie mit Nadeln vom Scheitel bis zu der grofsen Zehe. Unter dem Einflusse dieses Stechens verloren zuerst die Zehen, dann die Beine jedes Gefühl und wurden zwei Holzstelzen ähnlich; vergebens vergrub ich sie in das Stroh, dieses bot aber wenig oder gar keinen Schutz. Der Schmerz, welchen der Frost mir an Mund, Nase und Ohren bereitete, war nicht mehr mit dem Stechen von Nadeln zu vergleichen. Ich hatte förmlich das Gefühl, als versenkten sich in diese Stellen jedesmal eine Reihe scharfer Zähne.

Meine Angst wuchs und fing an, tragische Dimensionen anzunehmen. Ein Zorn erfafste mich wider die Herzlosigkeit der Natur, und im Zorn fing ich an, heftig die Hände, die Beine, den Kopf und den ganzen Leib hin- und herzubewegen. Das erwärmte mich ein wenig, aber es machte mich müde. Die Sterne, auf welche ich die Augen geheftet hatte, schienen zu blinzeln und einzuschlafen und auch mich in den Schlaf zu lullen. Es schien mir, dafs sich alles ringsum zur Ruhe begibt.

Mit aller Anstrengung leistete ich diesem Drange Widerstand. Besonders hütete ich mich, die Augen zu schliefsen. Ich wufste, wie gefährlich das werden konnte. Um meine Gedanken rege zu erhalten, recitierte ich Verse aus der Äneide und liefs die Cäsur so deutlich hervortreten, dafs mein Lehrer mir dafür die beste Note gegeben hätte.

Aber im Kopfe fing es mir an, wirr zu werden. Wirklichkeit und Traum vermengten sich zuweilen so sehr miteinander, dafs ich sie nicht mehr auseinanderzuhalten im Stande war.

Meine Gedanken tanzten im Kreise lustig herum, verwandelten sich langsam zu Lichtern, Farben und Klängen.

Ein starkes Schütteln weckte mich auf. Der Wagen hielt. Man zog unter mir den Pelz des Pächters hervor, auf den ich mich unwillkürlich gestützt hatte. Der dunkle Körper, der mir links bisher die Aussicht verschloſs, verschwand von seinem Sitz. Dann wurde alles still.

Der Mond ging auf. Ich strengte das Auge an, um in dem plötzlichen Lichte die Dinge rings wahrzunehmen.

Joſsel hatte sich noch mehr zusammengekauert und saſs so reglos wie ein Holzblock. Den Kopf hatte er mit einem Fetzen verbunden und dieser seltsame Kopfputz hob sich vom Himmel mit scharfen Linien ab. Er erschien mir in diesem Augenblick wie eine fremde, phantastische und schreckliche Gestalt.

Ich fing an, im Geiste die Sekunden zu zählen, aus den Sekunden Minuten, aus den Minuten Viertelstunden zusammenzufügen. Aber ich irrte mich und zog es nun vor, zu träumen. Wenn nur nicht die fürchterlichen Schmerzen in meinem Körper gewesen wären. Ich dachte, daſs es so süſs wäre, jetzt in die Tiefe des Wagens zu versinken und einzuschlafen. Ich hütete mich davor, so gut ich konnte, rührte mich nicht von der Stelle, aber dennoch schlief ich ein.

Ich schlafe ein mit dem Gefühl fürchterlicher Angst, die mir ein Ächzen entreiſst. Jetzt weiſs ich, daſs ich nicht mehr erwachen werde.

Endlich höre ich auf zu sehen, zu hören und zu fühlen. —

Ich erwachte.

Plötzlich, in einem Augenblick, ohne vermittelnde Übergänge war ich wach. Es war mir wohlig und angenehm zu Mute. und vor allem, es war mir warm. Ich hatte das wohlige Gefühl eines Menschen, der nach einem wütenden Meeressturm endlich feste Erde unter den Füſsen fühlt.

Neugierig blickte ich mich um. Die ganze Nacht war in weiſses, blendendes Licht getaucht. Himmel und Erde überflutete der Mond mit Wellen flüssigen Silbers.

Der Wagen rollte noch dahin. Joſsel war nicht mehr auf dem Bocke. Er lief neben dem Wagen her, seine eisenbeschlagenen Stiefel schlugen gegen die gefrorene Erde auf, mit den Armen fuchtelte er heftig hin und her und hauchte sich unaufhörlich in die Hände.

Joſsel hatte jetzt nur eine kurze Jacke an und auf dem Kopfe auſser der Mütze einen alten Fetzen. Wo hatte er seinen schweren, warmen Kaftan hingetan, aus dem hie und da das zerrissene Hasenfeſl, mit dem er gefüttert war, hervorblickte?

Endlich wendete sich meine Aufmerksamkeit mir selber zu. Ich war nicht mehr auf meinem früheren Platz, sondern lag bequem am Boden des Wagens auf zwei Strohbündeln, die früher dort nicht waren. Mein ganzer Körper war in einen warmen Kaftan gehüllt, mit dem mich jemand, ich wuſste nicht wer, zugedeckt hatte.

Ich wollte nicht daran denken, wollte überhaupt an nichts denken. Die Wonne zu leben erfüllte mich ganz, als hätte man mir das Le-

ben ein zweitesmal geschenkt. Ich war übrigens vom Träumen in Anspruch genommen. Ich träumte von den Sternen, den Büchern und der Poesie.

Der Purpur der aufgehenden Sonne überströmte die Erde. Unter den Rädern widerhallte ein gepflasterter Boden.

Noch eine Weile und der Wagen hielt vor dem Hause meiner Eltern. Ich erhob mich flink und fröhlich und warf den mich bedeckenden Kaftan von mir. Ich warf ihn mit Ekel von mir, da erkannte ich ihn im Licht der Sonne — es war Joſsels Kaftan.

Einige Augenblicke darauf klopfte ich am Tore meines Elternhauses. Dem herauskommenden Dienstmädchen befahl ich, meine Sachen vom Wagen herunterzuholen. Selbst aber stürzte ich mich an das mit wohlriechendem Wasser gefüllte Waschbecken, um den üblen Duft des Judenkaftans wegzuwaschen.

Dem Joſsel sagte ich nicht einmal „Gott vergelt's!“ Das hatte er nicht erwartet und er rechnete auch nicht darauf.

Und doch heiſst es allgemein, daſs sie alle immer auf etwas rechnen . . .

UNIV. OF CALIFORNIA

DIE BLUMEN DER UNTREUE.

EINE AFRIKANISCHE LEGENDE.

NACHERZÄHLT VON HAJOTA.

Weit, sehr weit vom Ufer des Meeres, hinter den Bergen, die nie der Fuſs eines weiſsen Mannes betreten, liegt ein schönes und glückliches Land, den Weiſsen sogar dem Namen nach unbekannt.

Die Palmen dieses Landes geben den stärksten Wein und das schmackhafteste Öl, auf dem Boden seiner blauen Flüsse befindet sich mehr Gold als Sand, und die gesegnete Kolafrucht gedeiht dort reichlich, entgegen der Behauptung der Weiſsen, daſs diese Frucht der Nähe des Meeres bedarf.

Beherrscher dieser glücklichen Landschaft war dazumal der mächtige Häuptling Itoki, welches Wort Sonne bedeutet. Er bewohnte einen Palast mit vierzig Balkonen und vierzehn Vorhöfen. Ringsum diesen Palast lebten und arbeiteten für ihren Herrn vierzehntausend Sklaven, und in den Vorhöfen lustwan-

delten seine hundertundvierzig Frauen, eine schöner als die andere.

Itoki zählte bereits neunzig Jahre, während manche seiner Frauen kaum fünfzehn alt war, aber gleichwohl erwies ihm alles die höchste Liebe. Sobald er unter ihnen erschien, gab es in der Welt keinen verhätschelteren Menschen.

Und doch sah Itoki nicht glücklich aus. Solange die Jugend sein Antlitz verschönte, war der Ausdruck des Kummers ein seltener Gast darauf, aber je älter er wurde, desto häufiger kamen seltsame Gedanken über ihn, die ihn mit Bitterkeit und Verzweiflung erfüllten.

Wenn er die Gemächer seiner Frauen verliefs, sagte er zu sich selber:

„Ist es möglich, dafs sie mich so heifs lieben, ohne Rücksicht auf meine grauen Haare und mein gefurchtes Antlitz? Es gibt unter ihnen welche, die meine Urenkelinnen sein könnten, und gerade diese tun am zärtlichsten mit mir. Ich habe ihrer so viele, und mein Herz reicht für alle aus, sie aber haben alle zusammen nur mich allein. Sind ihre Herzen so klein an Gefühl oder so grofs an Tugend? Ich habe ihrer so viele — und wie viele habe ich schon gehabt! Kaum der Namen kann ich mich entsinnen . . . Sie sind jung gestorben, während sie Kindern das Leben gaben, oder nach dem Willen der Grofsen Geister. Doch jene konnten mich wohl noch im Herzen lieben, weil ich jung und schön war . . .“

Diese Gedanken des Häuptlings Itoki beweisen, dafs er, obgleich aller höheren Zivilisation bar, doch einen sehr klaren Verstand hatte,

vielleicht gerade, weil ihn die Zivilisation noch nicht zu verdunkeln vermochte.

Doch war ihm nicht sonderlich fröhlich zu Mute bei diesen Gedanken. Er fing an, Appetit und Schlaf zu verlieren, und als die Höflinge das merkten, liefsen sie einen berühmten weisen Mann kommen, der fern von Menschen in einer bergigen Wüste hauste, und von dem es hiefs, dafs er mit dem höchsten Geist selber Umgang pflegte.

Itoki, der von Natur verschlossen war, weigerte sich anfangs, dem Weisen das Geheimnis seiner Sorgen anzuvertrauen, aber als er erwog, dafs jener ihn ja ohnehin ganz durchschaute, rief er:

„Ich bin weder eifersüchtig noch bin ich rachsüchtig, aber ich liebe es nicht, betrogen zu werden. Sag mir, Greis, was soll ich von der Liebe meiner Frauen denken? Ist sie aufrichtig oder haben sie Verrat im Herzen?“

„O, mächtiger Häuptling,“ rief der andere, „frag mich alles, nur nicht das. Es gibt keinen noch so weisen Mann, den nicht das dümmste Weib hinters Licht führen könnte. Mit Sicherheit kann man nur nach dem Tode etwas über sie erfahren. Aber auch das gelingt nicht einem jeden. Doch ich besitze ein Mittel . . .“

„Ach,“ rief Itoki, „was kann mir das nützen. Ich vermag es doch nicht, sie wieder zum Leben zu erwecken, um sie exemplarisch zu bestrafen.“

„Gewifs,“ erwiderte der Weise, „aber nach den Verstorbenen wirst Du über Lebende ein Urteil fällen können. Was Treue, Verrat, Liebe

und Neugierde anbetrifft, sind alle Weiber einander ähnlich."

Itoki war noch immer nicht überzeugt.

„Nein, nein," rief er, das weiſse Haupt schüttelnd, „was meine verstorbenen Gattinnen anbetrifft, bin ich ruhig."

Und er wiederholte dem Weisen das, was er sich selber öfters zu sagen pflegte.

„Jene haben mich aufrichtig geliebt und sind mir treu gewesen, da ich jung und schön war."

Doch der Weise lächelte bloſs.

„O groſser Itoki," rief er, „wie man sieht, kennst Du die Frauen nicht. Die konnten Dich gerade mit Alten und Häſslichen betrügen. Willst Du Dich davon überzeugen?"

„Gerne," antwortete nach kurzem Besinnen Itoki. „Wie soll ich das anfangen?"

Der Weise erhob die Augen zum Himmel und begann mit feierlicher Stimme zu sprechen:

„Zweimal im Jahre, bevor die groſsen Regengüsse anfangen und bevor die groſse Dürre eintritt, kommt von den Bergen, welche die Groſsen Geister bewohnen, über die ganze Welt ein groſser Wind, welcher der Wahrheitswind heiſst. Dieser Name ist nur den Weisen und Gerechten bekannt, welche mit den Geistern Umgang pflegen, aber man erkennt den Wind daran, daſs es beinahe keinen Menschen gibt, dem er nicht in die Augen stäche. Unter dem Hauch dieses Windes, beim vollen Schein des Mondes, erblühen auf den Gräbern der Verstorbenen seltsame Blumen, die nur eine Nacht leben. Warte nur

noch einige Tage, und solch ein Wind wird eben kommen. Sobald Du sein Wehen vernimmst und der Mond am Abend am Himmel erscheint, dann, o mächtiger Itoki, geh hinaus zu jenem Hügel aufserhalb der Stadt, der von Aloën umzäunt ist und wo unter dem Schatten der Palmen die Überreste Deiner Frauen schlummern. Wie viele hast Du ihrer bereits in die Erde gebettet?

„Ich glaube, dafs es gegen achtzig sein werden, oder noch mehr," antwortete der Häuptling. „Genau weifs ich's nicht. Die letzte liefs ich vor einem Jahre bestatten. Diese war mir am wenigsten lieb, denn in früher Jugend war eine Krankheit über sie gekommen, welche ihr Antlitz zerfrafs. Ich behielt sie aus Mitleid. Es würde mich kaum interessieren, was mir ihr Grab erzählen könnte."

„Ein kluger Mann hat auch für das Geringste ein offenes Auge, denn aus allem kann er irgend eine Lehre schöpfen," bemerkte der Weise. „Geh' also zwischen die Gräber und sieh aufmerksam zu. Welche von den Frauen Dir in Gedanken untreu gewesen, auf deren Grab wirst Du ein weifses Blümchen bemerken, welches mit kleinen Pünktchen bedeckt ist und aussieht, als hätte man es mit Rost bestreut. Die Grabhügel derer, die mit Worten Verrat geübt, werden mit blutroten Blumen bedeckt sein, und aus den Gräbern derjenigen, die Dich in der Tat betrogen, werden Blumen emporschiefsen, die wie die Flamme einer Kienfackel leuchten. Und so viele Male Dich eine von ihnen auf die eine oder die andere Art verraten, so

viele dreifarbige Blumen werden an ihrem Grabhügel stehen. Geh' also hin, sieh und zähle, und Du wirst die Wahrheit wissen."

„Und die Gräber derer, die mir sogar in Gedanken treu geblieben sind?" fragte der Häuptling.

„Auf diesen wird es überhaupt keine Blumen geben, denn die Tugend ist sogar nach dem Tode schweigsam."

„Wenn dem so ist," antwortete Itoki, „dann bin ich sicher, daſs ich keine einzige Blume zu Gesicht bekommen werde."

„Das gebe der höchste Geist!" rief der Weise. „Doch in diesem Falle, groſser Itoki, darfst Du nie mehr an einer Deiner Frauen zweifeln, und wenn Du noch einmal so lange leben müſstest, und wenn Du sie in den Armen eines andern erblicktest."

„Das verspreche ich nicht," erwiderte Itoki, dessen weiſse Brauen sich bei diesem Gedanken sträubten, wie die einer wilden Katze. „Das, was war, hat nichts mit dem zu tun, was ist. Ich danke Dir, weiser Mann, für Deinen Rat. Dein Wahrheitswind ist in der Tat ein gesegneter Wind. Aber es wäre mir lieber, wenn er die Lebenden und nicht die Toten kennzeichnete."

„Es ist den Menschen nicht gegeben, sofort die überirdischen Geheimnisse zu ergründen," entgegnete der Weise. „Heute in einem Jahre komme ich wieder, und wenn Du dann noch ebenso nach der Wahrheit dürsten solltest wie jetzt und mir der Höchste Geist meine Bitte gewährt, daſs ich sie ergründen kann, werde

ich sie Dir gerne mitteilen. Inzwischen lebe wohl und bleibe gerecht, o mächtiger Itoki."

Und der berühmte Weise kehrte in die Berge zurück, ohne ein einziges von den Geschenken anzunehmen, mit denen ihn der dankbare Itoki überhäufen wollte.

Der erwartete Tag erschien, der Tag, an dem der Wahrheitswind wehen sollte. Alle legten die Hände schützend vor die Stirnen, manche verbanden sich die Augen oder hielten sich in den Häusern versteckt, da sie das unerträgliche Stechen nicht aushalten konnten.

Am Morgen schickte Itoki seine Sklaven nach dem Leichenfelde und befahl ihnen, die Grabhügel zu säubern, damit kein einziger Grashalm darauf bleibe. Als der Abend kam, schlich er sich unbemerkt aus dem Palast und eilte dorthin.

Er ging mit gesenktem Haupte und halb geschlossenen Augen, denn auch er, obgleich er gerecht und weise war, blieb nicht ganz unempfindlich gegen den Wahrheitswind. Erst als er bei der lebendigen Hecke von Aloebäumen stand, erhob er den Kopf, und ein schrecklicher Schrei entrang sich seiner Brust...

Der ganze Hügel schien in Flammen zu stehen wie ein einziger Feuerherd. Itoki fühlte eine Glut im Herzen und in den Augen und wußte nicht, was ihn so brannte, ob Schmerz oder Zorn, oder der in Asche verwandelte Glaube so vieler Jahre, oder die Scham über seine Entehrung, die nun so grell ans Mondlicht gekommen war.

Im ersten Augenblick wollte er fliehen, doch er besann sich und trat unter die Grabhügel, indem er sich langsam an den schrecklichen Glanz gewöhnte und sich unbewuſst an die Hoffnung klammerte, daſs er wenigstens eine, eine einzige Grabstätte finden würde, an deren kahle Brust er sein Haupt lehnen und Tränen der Verzweiflung und Enttäuschung weinen könnte.

Doch eine solche gab es nicht. Sogar der Grabhügel jener zuletzt begrabenen Frau, deren Antlitz in früher Jugend eine häſsliche Krankheit zerfressen hatte, gewährte ihm keinen Trost. Freilich blühte die Blume der Tat nicht darauf, aber dafür waren unzählige weiſse, betupfte Blümchen darauf, die aussahen, als hätte man Rost über sie gestreut, daſs Itoki nicht das Herz hatte, sie zu zählen.

Die andern Gräber aber waren ein jedes mit den befleckten weiſsen Blüten des Verrats durch Begierden und Gedanken geschmückt, und an jedem blühte die blutrote Blume des Verrates mit Worten, doch beide erblaſsten vor der Flammenglut der Blume, die von der Untreue der Tat erzählte.

Es war schon späte Nacht, als Itoki von dem Totenfeld heimkehrte. Er schloſs sich in seinen Gemächern ein und lieſs zehn Tage lang keinen Menschen vor sein Antlitz kommen, in grenzenlose Trauer und Verzweiflung versunken.

Am elften Tage erkühnte sich der vertrauteste seiner Höflinge einzutreten und rief:

„O, mächtiger Häuptling! In der zehnten Nacht, seitdem Du das Licht des Tages meidest, sind zwei Deiner Frauen aus Sehnsucht nach Dir gestorben. Befiehlst Du, dafs ich die gewöhnlichen Trauerfeierlichkeiten anordne? Willst Du die Verstorbenen durch Deine Gegenwart ehren?“

Itoki, der in diesen zehn Tagen um so viele Jahre älter geworden war, erhob seine erloschenen, aber noch immer strengen und energischen Augen zu ihm.

„Nein!“ rief er aus. „Dreimal nein! Und was die Leichname anbetrifft, so lasset sie in Palmenmatten einnähen, beschweret sie mit Steinen und werfet sie auf den Boden des Flusses. Von jetzt ab sollen alle königlichen Frauen auf diese Weise bestattet werden.“

Der Diener entfernte sich, fassungslos vor Staunen. Itokis Haupt sank auf die Brust hinab, und er murmelte:

„Dort wird wenigstens der Wahrheitswind sie nicht erreichen, und keiner meiner Nachfolger, wenn einer etwa die Lust verspüren sollte, den Gräbern ihre Geheimnisse zu entreifsen, wird für diese Neugierde durch solche Schande und Bitterkeit bestraft werden, wie ich sie jetzt empfinde.“

Als ein Jahr vorüber war, kam der Weise aus den Bergen nach dem Palaste des Itoki, um den Häuptling zu begrüfsen, fand aber nur schon seinen ältesten Sohn vor. Itoki lebte nicht mehr.

Der Weise war über seinen Tod sehr betrübt, und als er die letzten Anordnungen des

Verstorbenen erfuhr, daſs nämlich die Überreste der königlichen Frauen in den Fluſs geworfen werden sollten, fragte er nichts weiter, sondern ging in Schweigen von dannen, preisend die Güte und die Weisheit der Groſsen Geister, die den Menschen keine gröſsere Kenntnis der Wahrheit gewähren wollten, als sie zu vertragen im stande sind.

KENNST DU DAS LAND?...

VON HAJOTA.

„Nach einer Stunde also, um mich poetisch auszudrücken, werden Vergangenheit und Zukunft, Geburt und Sterben sich berühren," rief ich und sah auf die Uhr, welche die elfte Stunde anzeigte. „Das ist ein gefährlicher Moment, Cousin, in dem sich manchmal alle Erinnerungen zusammendrängen, alle entschlafenen Hoffnungen erwachen. Wenn wir länger so sitzen werden, beginnen wir zweifelsohne an das zu denken, was vor einem Jahre gewesen ist um diese Stunde, was nach einem Jahre sein wird, was vor zwei Jahren gewesen und was nach weiteren zwei sein wird... Und so weiter bis ins Unendliche. Doch das würde nichts nützen. Damit wir also dieser Gefahr entrinnen, erzähle mir etwas, lieber Cousin. Du hast in Deinem Leben so vieles gesehen und gehört. Aber Du mufst etwas ganz Aufserordentliches erzählen, etwas, das uns unsere eigene Lebensgeschichte vergessen macht."

Mein Cousin erhob sein schon ziemlich ergrautes Haupt und sah mich nachsichtig lä-

chelnd an, daſs ich seine lange, stürmisch bewegte Laufbahn mit meinem verhältnismäſsig kurzen Leben verglich. Dann schweifte sein Blick in die Runde und blieb lange auf dem bei der gegenüberliegenden Wand stehenden Klavier haften, dessen Tasten durch das Halbdunkel des schwach beleuchteten Salons weiſslich schimmerten.

Wir waren allein.

„Ich soll Dir etwas erzählen?“ wiederholte er gelassen. „Gut. Ich will Dir ein seltsames Ereignis erzählen, dessen Zeuge ich gerade an einem Sylvesterabend, wie heute gewesen bin, und das mir der Anblick der Klaviatur da lebhaft ins Gedächtnis zurückrief. Zuerst aber will ich bekennen, daſs, wenn Du nicht hier wärest, ich sofort das Klavier schlieſsen würde, so unangenehm ist der Eindruck, den der Anblick von Tasten in der Dämmerung mir macht, wenn ringsum Schweigen herrscht. Nein, nein, laſs das, mein Kind!“ rief er, als ich mich erheben wollte, „höre zuerst, und dann, wer weiſs, ob Du nicht aus eigenem Antrieb fortan Abends das Klavier schlieſsen wirst.“

„Also etwas Spiritistisches?“ fragte ich, indem ich mich auf dem Sopha mit jener unwillkürlichen Bewegung zurechtsetzte, mit der wir uns auf eine sehr interessante Geschichte vorzubereiten pflegen. „Ich höre Geistergeschichten für mein Leben gern, umsomehr, da ich selber noch nie eine solche erlebt habe.“

„Derartige Tatsachen werden verschieden gedeutet,“ bemerkte mein Cousin. „Die Einen bezeichnen sie als Hirngespinste, die Anderen

nennen sie überirdische Erscheinungen, und wieder Andere behaupten, das wären lauter abgefeimte Lügen, die nicht einmal den Schein der Wahrheit für sich hätten. Du kannst nach Belieben zwischen diesen drei Ansichten wählen."

Er schwieg eine Weile, zerdrückte die erlöschende Cigarrette, dann hub er folgendermafsen an:

„Ich besinne mich nicht, ob ich Dir jemals von meinem Freunde Stephan erzählte. Eher nicht, denn das ist eine der schmerzlichsten Erinnerungen meines Lebens. Ich habe ihn sehr geliebt. Er war einer der schönsten Männer, ebenso wie seine Gattin eine der schönsten Frauen im ganzen Lande war. Deine Mutter kannte sie beide, und sie wird Dir erzählen, welche Bewunderung dieses herrliche Paar allgemein erregte.

Im ganzen einander auffallend ähnlich, hatten sie besonders in ihren Augen einen so verwandten Blick, dafs, wenn sie sich ansahen, man leibhaftig wahrzunehmen glaubte, wovon die Dichter so häufig singen, dafs nämlich in diesen beiden Menschen eine Seele wohnte. Und dieser Blick war ganz eigenartig; er drang tiefer ein in die Aufsenwelt als der Blick anderer Sterblichen und schien vermittels einer geheimen Kraft die Dinge an sich zu saugen; dabei lag in ihm ein Meer von Wehmut, als nähme er jedesmal Abschied von einer geliebten Person oder Sache. Das ist schwer zu beschreiben, das mufs man sehen, aber es zu sehen ist vielleicht ebenso schwer, weil selten. Ich bin viel in der Welt herumgekommen,

habe aber nur zweimal solche Augen gesehen, und zwar nur auf der Leinwand. Manche Porträts grofser Meister, die ausnehmliche, künstlerisch begabte Idealgestalten darstellen, denen die Götter einen frühen Tod beschieden, haben solche Augen.

Unter den Lebenden habe ich sie nur bei Stephan und seiner Frau gefunden, und dieses traurige Stigma hat nicht getäuscht. Er litt an einem Herzfehler, sie war schon, als sie heirateten, von der Schwindsucht bedroht. Beide waren leidenschaftliche Liebhaber der Musik, und wäre es ihnen eingefallen, eine Kunstreise durch die Welt zu unternehmen, so hätten sie ganz Europa ebenso in Entzückung versetzt, wie diesen kleinen Kreis von Freunden, dem es gegönnt war, sie zu hören. Doch was galt ihnen Künstlerruhm? Dank den Privilegien, welche der Reichtum verleiht, waren sie von den gemeinen Plagen des Alltags wie durch eine chinesische Mauer abgeschieden und lebten nur ihrer Liebe und der Kunst, auf dem Lande, in einer Umgebung, wie sie nur zwei so vornehme Künstlernaturen sich zu bereiten im Stande waren.

So oft ich zu ihnen kam, hatte ich die Illusion, in eine Art modernen Arkadiens gelangt zu sein. Ganze Stunden konnte ich dasitzen und die Beiden betrachten und lauschen, wie sie zusammen auf den Instrumenten träumten und phantasierten, er auf der Violine, sie auf dem Klavier; beide so jung, so glücklich, dafs es in der Tat wie ein Gedicht, ein Kunstwerk zu genieſsen war.

Aber auf dieser Welt ist solchen Erscheinungen keine lange Dauer beschieden. Noch war kein Jahr seit ihrer Hochzeit vorüber, als Stephan seine angebetete Lucie nach Italien bringen mufste, von wo er allein zurückkam, mit einem Trauerflor um den Hut, und so entsetzlich bleich, dafs mich ein innerlicher Schauer erfafste beim Anblick seiner Verzweiflung, die so stumm war, wie der Abgrund.

Er mied die Menschen, nur mir allein schlofs er sich mit doppelter Anhänglichkeit an, besuchte mich häufig in der Stadt, aber von seinem Verlust sprach er niemals. Die Violine hatte er gänzlich beiseite geworfen.

Doch ein einzigesmal erwachte er aus seiner Apathie, und zwar bewirkte das eine Drehorgel, welche unter dem Fenster die Arie aus „Mignon", „Kennst du das Land?" spielte. Wie ein Rasender warf er sich auf das Sopha, wälzte sich hin und her, hielt sich die Ohren zu und schluchzte wie ein Kind.

Ich kannte zum Teil die Ursache dieser plötzlichen Aufwallung des Schmerzes. Ich wufste noch, dafs Lucie diese Arie über Alles liebte, sicherlich darum, weil einst Stephan sich erklärt hatte, gerade als sie die Arie spielte, die sie fortan öfters zusammen vornahmen.

Doch was ich nicht wufste, war, dafs mit dieser Erinnerung sich eine andere verknüpfte, die ungleich stärker, weil sie die letzte war.

Das erzählte mir Stephan, als er sich etwas beruhigt hatte.

Es war am Sylvesterabend in jener italienischen Villa, wo er sein Lebensglück unter den Cypressen in die kühle Erde betten sollte; es

*

war eine mondhelle, zaubervolle, duftige Nacht, und sie spielte lange, lange jene Arie, ohne sich von ihr trennen zu können, wie von trüben Ahnungen beschlichen. Lucie fühlte sich an diesem Abende etwas wohler, ihre mageren Fingerchen liebkosten die Tasten mit offensichtlicher Wonne. Stephan mußte sie mehreremale anflehen, sich nicht allzusehr anzustrengen. Endlich ließs sie die Hände sinken, lehnte das Haupt an sein Herz und sprach:

„Ich weiß, daß ich nie mehr im Leben eine Taste berühren werde, aber merk's Dir, Stephan, wenn ich mich in der anderen Welt allzusehr nach Dir sehnen werde, so werde ich an dem letzten Abende des Jahres zu Dir kommen, um wie heute diese Arie zu spielen. Wenn Du mich begleiten wirst, so wird mir das ein Zeichen sein, daß es auch Dir traurig ist, ohne mich zu leben. Wenn nicht, werde ich verschwinden und nie mehr wiederkommen."

Daß ihr Vorgefühl sie nicht täuschte, daß sie nach zwei Tagen verstarb, ohne eine Taste berührt zu haben, war nichts Außerordentliches. Sterbende haben häufig solche Ahnungen, die sich bewähren, aber was mich wunderte, das war der unerschütterliche Glauben, mit dem Stephan auf die Erfüllung des phantastischen Versprechens seiner Frau zu warten schien. Ich wollte mit ihm nicht streiten, da dies in solchen Fällen zu nichts führt, und ich überließs es der Zeit, ihn von der Unhaltbarkeit solchen Glaubens zu überzeugen.

Zwei Jahre waren vorüber, und wer nach dem Schein urteilte, konnte meinen, Stephan

habe seine Frau vergessen. Es fanden sich sogar Manche, die ihn verheiraten wollten. Er sagte weder ja, noch nein, war stets sehr ruhig, befaſste sich mit der Verwaltung seiner Güter, spielte sogar zuweilen, obwohl nur selten. Zu Weihnachten lud er mich zu sich aufs Land. Wir verbrachten einige Tage sehr angenehm unter vertraulichen Gesprächen, bei Lektüre und Schlittschuhlauf, wir machten sogar Besuche in der Nachbarschaft, wo schöne Mädchen waren, deren Mama auf den, wie es ihr schien, tröstungsbedürftigen Witwer ein Auge geworfen hatte.

Am Sylvesterabend weilte ich noch bei Stephan. Nach dem Tee gingen wir in sein Kabinet, um eine Cigarre zu rauchen. Man brachte uns Wein, Liqueur, eine Kaffeemaschine und wir blieben allein.

Es war eine stille, frostige Nacht, der Mond stand hell am heiteren Himmel. Von dem Salon trennten uns zwei Zimmer, die eben so wie alle anderen, auſser dem Kabinet, unbeleuchtet waren. Durch die geöffnete Tür konnte man die dunkle Enfilade sehen, die sich in die Tiefe dehnte, unterbrochen von den bläulichen Quadraten der Scheiben, deren Umrisse der Mond auf dem Fuſsboden zeichnete.

Wir sprachen eine Zeitlang von diesem und jenem, und wie dies so häufig vorkommt, verstummten wir beide plötzlich und ein jeder versank in eigene Gedanken. Die letzte Stunde des Jahres ist, wie Du richtig bemerkt hast, eine gefährliche Stunde.

Stephan saſs mir gegenüber in einem Fauteuil in Gedanken vertieft und lieſs langsam und gemächlich von seiner Cigarre Rauchwolken aufsteigen. Sein blonder Kopf war zurückgelehnt und ruhte auf dem dunklen Sammt des Polsters; sein schönes, melancholisches Gesicht überzog sich mit dem Ausdrucke tiefer Milde, seine Augen — diese Augen eines Lieblings der Götter — blickten starr vor sich hin.

So verfloſs eine geraume Weile.

Plötzlich erbebte mein Freund und wurde sehr blaſs, sein Blick bohrte sich durch die offene Tür in den schweigenden, dunklen Raum hinein. Er nahm eine aufhorchende Haltung an.

Ich bemerkte das und mich durchschauerte eine seltsame Kälte. Ich fühlte, daſs mir die Haut an den Schläfen starr wurde, die Stille ringsum schien mir doppelt tief, geheimnisvoll, schrecklich.

Da erhob sich Stephan jählings von seinem Sitz, trat in die Mitte des Zimmers und seine Hand streckte sich nach der Richtung der Tür aus.

„Hörst Du?“ sprach seine gedämpfte Stimme.

Jetzt durchlief mich ein Schauer vom Scheitel bis zur Zehe.

„Was?“ rief ich, erhob mich und trat zu ihm.

„Hörst Du?“ wiederholte Stephan. „Sie spielt.“

Seine Augen waren weit aufgerissen. Leichenblässe lag auf seinem Gesichte.

Ich faſste seine eiskalte Hand.

„Bei Gott, Stephan,“ sprach ich, „besinne Dich doch, was erscheint Dir?“

Er schob mich heftig bei Seite.

„Sei still," zischte er, „störe nicht!"

Dann fügte er vorwurfsvoll, fast klagend hinzu:

„Du hast sie verscheucht. Ach!"

Er stand noch eine Weile mit zusammengezogenen Brauen, ganz ohr, während ich, von einer mir ganz fremden Angst beherrscht, mich nicht zu regen wagte. Auch mein Blick tauchte in die dämmerige, öde Tiefe der Zimmerflucht, in der die Streifen des Mondlichtes zitterten.

Ihn zog es hin, wie von einer geheimnisvollen Kraft. Von dort aus schien der Eindruck, wie von etwas Beklemmendem zu kommen, wie von der Gegenwart eines Übernatürlichen. Ich vernahm keinen Ton und dennoch war es mir, als zitterte und schwebte in der Luft eine leise, wehmütige Melodie. Das war vermutlich eine Täuschung der aufgeregten Phantasie, der offenbar auch Stephan, nur noch in weit höherem Grade, unterlag. Bald heiterte sich seine Stirn auf, er legte den Finger an die Lippen und ohne sich umzusehen, schritt er hinaus.

Ich folgte ihm.

Im Salon war es fast hell von dem Mondlicht, welches sich durch die drei hohen Fenster ergoſs. Ich blickte auf das Klavier und meine Haare standen förmlich zu Berge.

Dieses Klavier, welches seit dem Tode Luciens geschlossen war, stand offen!

Die Klaviatur trat, von dem silberhellen Licht begossen, aus der schwarzen Einfassung wie in gespensterhafter Blässe hervor. Ich hätte

schwören mögen, daſs die Tasten sich hoben und senkten, aber hören konnte ich nichts.

Stephan schritt gerade auf das Futteral mit der Violine zu, holte sie hervor, stimmte sie und nach einer Weile entquollen den Saiten die ersten Töne dieser wunderbaren Frage, in der ein Meer von Sehnsucht wogt: „Kennst du das Land?...“

Es wäre vergebens, wenn ich mich bemühen wollte, Dir den Eindruck zu beschreiben, den mir diese Melodie machte.

Zu Eis erstarrt, den Atem in der Brust erstickend, stand ich bei der Tür des Salons und wagte weder an den verzückten Spieler, noch an dieses Klavier hinzutreten, welches mir in diesem Moment wie ein lebendiges, phantastisches Wesen erschien.

Die schwarze, in der Dämmerung untertauchende Masse nahm krause Formen an, während das ganze Licht sich auf der Klaviatur sammelte, an dem Pulte in scharfem Keil sich brach und an den Tasten auf das leere, mit weiſser Gaze überzogene Taburett hinunterfloſs.

Und wieder hätte ich schwören können, daſs auf diesem Taburett eine helle Gestalt saſs, obgleich ich niemand sah. Der Schimmer der weiſsen Hülle spiegelte sich nach oben und dämmerte vor meinen Augen in nebelhaften Umrissen.

Doch Stephan hatte das Aussehen, als ob das alles für ihn greifbare, gesehene und gehörte Wirklichkeit war.

Zuweilen ertönte seine Geige nur im Accompagnement, zuweilen schwieg sie völlig still,

dann stand er da und hatte den Blick auf die strahlende Leere über dem Taburett geheftet. Er lauschte, neigte leicht das Haupt, lächelte sanft, dann nahm er ein nur ihm bekanntes Motiv und entfaltete es in den wunderbarsten Improvisationen. Ach, wie er spielte!... Gleich einem kurzen, leidenschaftlichen, abgerissenen Schluchzen fielen die Töne, sie flossen wie grofse, langsame Tränen, verhallten in unendliche Seufzer, in eine grenzenlose Sehnsucht, und kehrten wieder, zitternd von neuem Schmerz, von neuem Verlangen. Bald wieder schienen sie sanft und kosend leise etwas von freudigem Stolz, von dem naiven Triumph glücklicher Liebe, von dem Rausch eines verliebten Herzens zu erzählen... Und schon brach wieder ein Sturm los, die Akkorde brausten, die Dissonanzen knirschten, und das Antlitz des Spielenden, an die Geige gedrückt, spiegelte alle Gefühle wieder, die seine Meisterhand in Tönen aus diesem Stückchen Holz hervorzauberte, die er mit der Seele gleichsam aufsaugte und wieder aus sich herausbrachte, durchglüht von dem ganzen Feuer seiner Leidenschaft.

Und das Klavier?... Auch das Klavier sang. Die ergreifenden Klagen der Violine machten seine Saiten mitschwingen und weckten einen leisen Widerhall, welcher gleich einem verirrten Flüstern aus einer anderen Welt herüberklang.

Und nun, als hätte ein unsichtbarer Zauberer das Signal zu dem Schlufs dieses wahrhaft zauberischen Konzertes gegeben, verkündete die Uhr langsam und durchdringend die zwölfte Stunde.

Schon beim ersten Klang wankte Stephan, wie ein Nachtwandler, wenn man ihn beim Namen ruft; der Streichbogen entfiel seiner Hand, er selbst stürzte zur Erde und die Violine zerschellte mit jämmerlichem Stöhnen.

Während ich ihm entsetzt zu Hilfe eilte, vernahm ich deutlich, wie aus dem durch den schweren doppelten Fall erschütterten Klavier ein voller, tiefer Ton drang und mit dem erschütternden Ächzen der verstummenden Violinsaiten zusammenfloſs.

War dieser Ton des Klaviers das Echo überweltlicher Glückseligkeit? Und war der Aufschrei der Violine der Nachklang irdischen Schmerzes? In diesem letzten Akkord fanden sich die Seelen dieser beiden Menschen wieder, denn als ich mit Hilfe des herbeieilenden Dieners meinen Freund zu Bett brachte, waren es nur noch seine irdischen Überreste."

— — — — — — — — — — — — —

Mein Cousin schwieg und lieſs traurig das Haupt sinken, auch ich war unter dem beklemmenden Eindruck dieser seltsamen Erzählung, und uns umgab dieselbe durchdringende, geheimnisvolle Stille, von welcher er soeben gesprochen hatte.

Ich konnte dieses Schweigen nicht lange ertragen. Von einer abergläubischen Furcht beschlichen, erhob ich mich, näherte mich leise dem Klavier und schloſs es rasch, indem ich den Kopf abwandte, als könnte mir jeden Augenblick die sehnsüchtige Frage entgegentönen: „Kennst du das Land?..."

UNTERWEGS.

VON KLEMENS JUNOSZA.

Die trübselige Herbstnacht hatte sich auf das podlesische Dorf herabgesenkt und alle Einwohner in den Schlaf gelullt.

Hinter den bleischweren Wolken zeigte sich nur selten und flüchtig, wenn oben der Wind etwas kräftiger dahinstrich, ein kleines Sternlein und verschwand bald wieder, wie jemand, der sich verstohlen über die Grenze schleicht.

Eine feierliche, grabesmäfsige Stille herrschte, die Lichter waren erloschen, die Menschen waren vom Schlaf umfangen... Nur der Sturmwind, der weit draufsen auf den Feldern sein Unwesen trieb, rang mit einer breitästigen Weide und rifs von ihren zerbrochenen und gekrümmten Zweigen die letzten vergilbten Blätter herab...

Aus dem fernen Walde drang von Zeit zu Zeit das durchdringende, traurige Heulen hungriger Wölfe, und das war der einzige lebendige Ton, der mitten in dieser Dunkelheit und Stille ertönte...

Die Menschen aber weit und breit schliefen den harten, steinernen Schlaf, jenen Schlaf ohne Traum und Erscheinung, der alle jene überkommt, die tagsüber körperlich schwer gearbeitet haben.

Doch mitten durch diese graue Herbstnacht funkelte in einem der Grofsbauernhäuser, welches am Rande des Dorfes gelegen war, ein weifses, unsicheres Licht, und durch die Scheiben konnte man die Umrisse einer Menschengestalt bemerken, die gebeugt da safs und mit der Hand unaufhörlich gleichmäfsige Bewegungen ausführte.

Auch hier schliefen längst schon alle Bewohner des Hauses, der Herr Grofsbauer Onufry, seine energische Ehehälfte, die Knechte und die Mägde. Nur in der Gesindestube, die zugleich als Küche diente, glomm auf dem Herd ein Feuerlein und wachte ein menschliches Wesen, das diesem Hause aber völlig fremd war.

Das war ein blasser, schmächtiger, magerer Jude von aufserordentlich eckigen Körperformen. Auf der spitzen Nase hatte er eine alte Brille in Messingfassung und durch die verblichenen Gläser blickten seine lebhaften, schwarzen Augen, ein wenig umflort von einem Tränennebel, der wie ein Gazevorhang über den von der Arbeit und vom Nachtwachen ermüdeten Blick sich senkte.

Das längliche Gesicht wurde von einem spärlichen Spitzbart abgeschlossen, den einige Silberfäden vorzeitigen Alterns durchzogen.

Die hohle, eingefallene, schmale Brust zeigte durch ihren schweren, unterbrochenen Atem, wie schwer die arme Lunge dort im Innern

arbeiten mufste, um das Leben ihres Eigentümers zu erhalten...

Dieses schwächliche, der Arbeit so emsig ergebene Wesen — das war Judko Silberknopf, „der erste Warschauer Schneider in der ganzen Stadt Losice und Umgebung..."

Vor ihm auf dem Tisch lag eine Schere, eine Handvoll Knöpfe, einige Fadensträhne, ein Stück Wachs an ein Brettchen geklebt und eine Schnupftabaksdose aus Birkenrinde, an deren Deckel ein kleiner Riemen zum Herausziehen befestigt war...

Von Zeit zu Zeit, wenn der Tränennebel zu sehr seine Augen verschleiert, wenn die Lider eine bleierne Schwere gewinnen und kraftlos herabsinken, schöpfen Judkos magere Finger eine Prise von dem grünlichen Staub und führen ihn zur Nase, und sogleich kehrt die Munterkeit für eine kurze Weile wieder.

Dann treten ihm wohl gröfsere Tränentropfen in die Augen, spülen den Nebel fort und wieder verfolgt der Blick schon schärfer die Stiche der Nadel, deren Aufgabe es ist, einen feinen Winterüberzieher fertig zu nähen, einen prächtigen Winterüberzieher mit grofsem Kragen, wie ihn selbst der Herr Graf von Wyloka nicht besitzt.

Aufser dem Schnupftabak steht auf dem Tische noch eine kleine Flasche mit Branntwein, daneben liegt ein Stück Brot, zwei Zwiebeln und ein bifschen Salz in einem Papierchen. Aber Judko ist ein praktischer Mensch und kann sich beherrschen; er wird also jetzt weder den Branntwein austrinken, noch die Zwiebeln aufessen, denn er weifs nur zu gut,

daſs nach einigen Stunden, wenn er schon dabei sein wird, die Ärmel an den Überzieher anzunähen und dort im Osten zwischen Himmel und Erde ein weiſser Streifen sichtbar werden wird, der die Hähne zum dritten Krähen erweckt — daſs dann ihm ein wenig übel um das Herz werden wird...

Dann verspürt er gewöhnlich in der Herzgrube eine Art Druck und eine solche furchtbare Ohnmacht, daſs er beinahe vom Sessel fallen müſste; es wird ihm übel, vor den Augen erblickt er plötzlich flimmernde Räder, sehr hübsche Räder in allerlei Farben, rot, grün, blau, golden, schwarz mit Gold getupft, die schlieſslich ganz schwarz werden und sich schnell mit einander zu verbinden anfangen, bis sie ein einziges schwarzes Ganze bilden...

Dann läuft ihm über den Rücken ein leichter Schauer, auf die Stirn treten ihm groſse Schweiſstropfen.... die eingefallene Brust fängt an schwer zu arbeiten, und einen Augenblick lang scheint es ihm, daſs es zu wenig Luft in der Welt gebe...

Judko kennt solche Augenblicke nur zu gut — sie haben ihn ja mehr als einmal heimgesucht. Und da er sie so kennt, trinkt er jetzt noch den Branntwein nicht. Die Stunde wird schon kommen, man braucht nicht erst auf die Uhr zu schauen. Die flimmernden, farbigen Räder werden sich schon selber melden...

Und wenn der Streifen am Ostrande des Himmels schon ganz weiſs geworden ist, wird Judko sich von seinem Sitz erheben, wird die Schläfen mit Wasser befeuchten, sich die Hände waschen, dann die Augen nach jener Seite

richten, wo der goldene Streifen die Erde vom Himmel trennt — und sein Gebet verrichten.

Und das Gebet wird eine Reihe von Danksagungen an Gott sein, der die Welt so schön erschaffen hat, die Kranken heilt, die Sinkenden aufrichtet und den Müden Kraft gibt...

Dann wird Judko endlich sich ein Gläschen von dem labenden Trunke füllen, aber er wird das Glas nicht sobald an die Lippen führen, den Danksegen an „Den, auf dessen Geheifs alles entstand", sagen, dann wird er ein Tröpfchen zu Boden schütten und den Rest langsam schlürfen, einen jeden Tropfen auskostend, und sich der belebenden Wärme freuen, die seinen erkalteten, erschütterten Organismus durchrieseln wird.

Dann wird er ein mäfsiges Stück Brot mit viel Salz verzehren und eine Zwiebel dazu essen — nur eine, denn solche Zwiebeln trifft man nicht alle Tage. Sie sind grofs, flach, blafsrötlich, mit einem eigenartigen Silberglanz und könnten die Zierde eines glänzenden Mahles sein.

Darum mufs er eine von ihnen als Vorrat für ein andersmal verwahren, und zwar in der tiefsten Tasche seines verschlissenen Rocks...

Nachdem also die Frage der Stärkung des Leibes erledigt sein wird, wird Judko mit geröteten Augen und mit künstlich hervorgerufener Munterkeit aus voller Brust ins Feuer blasen und zwei Bügeleisen hineinstellen — zwei Bügeleisen, so schwarz wie sein Schicksal und so hart, wie das unerbittliche Los, welches seinen Nacken zur Erde niederbeugt und seinen Bart mit frühzeitigem Grau melirt.

Da arbeitete er hier schon seit mehreren Tagen beim Herrn Groſsbauer Onufry und während dieser Zeit hatte er eine wunderschöne Jacke für die Frau Onufrowa, aus einem alten Rock einen Kaftan für das Fräulein Brigitta verfertigt, hatte an die zehn verschiedene Kleidungsstücke geflickt und aufgefrischt — und endlich sollte in dieser Nacht das Meisterwerk fertig werden, nämlich der Paletot für den Herrn Onufry.

Und für das Alles bekam Judko, auſser einer Fuhre Holz — die Herr Onufry feierlich versprochen hatte, in der nächsten Woche nach Judko's Wohnung zu schaffen — auch noch ganze 4 Rubel in Bargeld.

Das Meisterwerk muſste also unbedingt zum Termin fertiggestellt werden.

„Hör' 'mal zu, Jud'," hatte Herr Onufry erklärt, „ich zahle Dir, Lump, wie ein Herr; aber merke Dir wohl, daſs ich Freitag in aller Frühe den Paletot haben muſs, ohne ein anständiges Kleidungsstück kann ich nicht zur Kirmeſs fahren."

„Aber, gnädiger Herr," erlaubte sich Judko einzuwenden, „wollen Sie gütigst erwägen, daſs ich diese ganze Woche fast gar nicht geschlafen habe ..."

„Ja, warum hast Du Dir keinen Gehilfen mitgebracht, Mensch? ..."

„Was soll ich mit einem Gehilfen anfangen, da ich selber hier so wenig verdiene?"

„Ich habe Dir ja gesagt, mach' wie Du willst, wenn Du nur zur Zeit fertig wirst."

„Na, machen werde ich's schon, aber geben Sie mir doch noch wenigstens einen halben

Scheffel Kartoffel für die Kinder... Kargen Sie nicht, gnädiger Herr, jetzt sind so schwere Zeiten."

„Dafs Dich aber der Kuckuck hole, Jud'... gut, ich werde Dir Kartoffeln auch noch geben, so viel Du tragen kannst, dann werde ich Dich noch einem Nachbarn empfehlen."

Dieses Versprechen war für Judko ein Stachel. Er wird nun schon die vierte Nacht bei der Arbeit durchwachen, aber dafür wird er aufser dem vereinbarten Lohn auch noch einen halben Scheffel Kartoffel bekommen, und die Aussicht, in der Nachbarschaft weitere Arbeit zu erhalten, war ja noch mehr wert...

Er machte sich also eifrig an die Arbeit, und als im Osten der goldige Streifen zu erscheinen begann und er an dem Meisterwerk schon die Ärmel annähte, wurde ihm ein wenig schwach ums Herz. Die bunten Räder fingen an mit grofser Geschwindigkeit ihm vor den Augen zu flimmern und dann rasch sich schwarz zu färben...

Und nachdem Judko sich gelabt hatte, machte er sich wieder an die Arbeit und war eben im Begriffe, den Paletot zu bügeln, als Fräulein Brigitta, die bereits aufgestanden war, hineintrat und auf dem Herd ein Feuer anmachte, bei dem man wohl ein kleines Kalb braten konnte.

Auch Frau Onufrowa war aufgestanden.

„Ist der Jude aber habsüchtig," sagte sie, „ist der auf das Geld versessen. Noch immer sitzt er bei der Arbeit!"

„Jeder arme Mensch mufs auf den Verdienst versessen sein," antwortete der Jude, „aber gerade darum, weil die Armut so auf

den Verdienst erpicht ist, wird der Herr Gemal auf der Kirmefs ausfehen, wie der Herr Graf von Wyloka in eigener Person... Solch ein Kleidungsstück, wie das da, das ist eine ganz seltene Sache."

Frau Onufrowa betrachtete aufmerksam den Paletot, tadelte gelinde die Näharbeit, kritisierte besonders die Taschen, aber im Grunde war sie zufrieden, dafs ihr Herr Gemahl für billiges Geld solch eine Eleganz bekommen hat. Und als sie in Judko's Antlitz blickte, welches blafs und müde aussah, auf die wie bei einem Kaninchen geröteten Augen, da dauerte sie der arme Jude und sie rief:

„Vielleicht soll ich Dir was zu essen geben, Du siehst verdammt schlimm aus, lieber Judko!"

„Gott lohn's Ihnen, liebe Frau, aber was kann ich hier essen? Ich darf das nicht essen, was Sie essen."

Die Frau gab ihm unbedingt recht.

„Glaube ist Glaube," sagte sie. „Ein jeder mufs an seinem Glauben festhalten." Dann öffnete sie den Schrank, gofs ein Gläschen Branntwein voll und stellte es auf den Tisch hin. —

„Hier hast Du, trink," sagte sie. „Das darfst Du doch."

Es war bereits das zweite Glas, das er leerte, und so fing es an, im Vereine mit der vom geheizten Ofen ausströmenden Hitze seine Wirkung zu tun...

Der Schneider fühlte sich erfrischt und ermuntert, eine Röte trat ihm ins Gesicht, er verfiel sogar in guten Humor.

Er machte sogar Witze, während er Herrn Onufry den Paletot anprobierte und ihn auf seinen mächtigen Schultern glättete.

„Na, Margaretchen?“ fragte der frisch herausgeputzte Grofsbauer, „sieht das Kleidungsstück nach etwas aus?“

„Na, man kann nichts sagen, ein geschickter Jude; hat Dir ein hübsches Gewand angefertigt.“

„Bemerken Sie doch nur, wie das liegt,“ sprach Judko, indem er die Falten des Rockes glättete, „soll mir ein anderer solch einen feinen Paletot fertig kriegen! Das ist ein Stück Arbeit! Das ist eine Leistung! Oho, Sie sehen aus, als sollten Sie zu einem grofsen Hochzeitsfeste reisen! Ich habe meinen halben Scheffel Kartoffeln verdient.“

„Na, ich hab's versprochen und werd's halten. Ich schicke Dir die Kartoffeln mit dem anderen.“

„Das wird ja erst am Dienstag sein. Geben Sie mir aber jetzt schon wenigstens einen Viertelscheffel für die Kinder. Ich werde es nach Hause tragen. Die haben dort daheim gewifs nichts mehr zu essen. Für ein so feines Stück Arbeit mögen sie wenigstens dort ein bifschen Kartoffeln zu kauen haben.“

Der Grofsbauer führte den Schneider zu einem Kartoffelhaufen, half ihm einen Sack mit einem guten Viertelscheffel Kartoffeln füllen, dann zählte er ihm das vereinbarte Honorar auf die Hand auf und sie trennten sich.

Herr Onufry reiste mit seiner Gattin auf die Kirmefs. Judko trat seinen Heimweg zu Fufs an.

*

Auf den gekrümmten Schultern trug er einen schweren Sack, der aufser den Kartoffeln auch noch zwei Bügeleisen enthielt.

Draufsen herrschte ein scheufsliches Unwetter und ein Kot. In der Luft hing ein schwerer, grauer Nebel, durch den die Umrisse der Bäume und der Büsche am Weg nur undeutlich sichtbar wurden.

Bis zum Städtchen waren es beinahe zwei Meilen und Judko mufste dort just noch vor dem Abend anlangen, denn es war Freitag. Abends begann der Sabbat.

Judko rechnete auf seine Leichtigkeit, auf die hölzerne Elle, die ihm als Stütze diente, endlich rechnete er darauf, dafs ihn der erste beste Bauer, der mit seinem Wagen hinterher ankam, aufnehmen würde.

Hier kannte ihn ja ein jeder, in der ganzen Umgegend... Damit er es leichter habe zu gehen, schürzte er die Schöfse seines Kaftans hinauf und befestigte sie hinter dem Gürtel. Es war jedoch keine leichte Sache zu Fufs zu gehen, zumal der Weg ganz uneben war, ein dichter Kot ihn bedeckte, und dazu trug der Fufsgänger eine schwere drückende Last auf den Schultern... Das war also gar nicht leicht, doch Judko fühlte sich von einem grofsen Glücksgefühl getrieben.

Er hatte eine so schöne Woche gehabt — er hatte eine so grofse Menge Geld verdient! Nun würde er eine Fuhre Holz bekommen, in der Tasche hatte er ganze vier Rubel bar und auf den Schultern eine Menge Kartoffeln.

Mit solch einer reichlichen Beute lohnte es sich wohl, nach Hause zu reisen.

Er ging seines Weges und sann.

Anfangs konzentrierten sich seine Gedanken auf die Summe, die er verdient hatte. Er rechnete aus, was er alles für dieses Geld kaufen könnte, und was die Fuhre Holz wert sein mochte, die er als Beigabe erhielt... Während er daran dachte, ging er rascher, so rasch, daſs er fühlte, wie es ihm warm wurde. Das Gesicht fing ihm an zu glühen...

Er muſste seine Schritte verlangsamen, endlich blieb er stehen, legte seine Last auf den Erdboden nieder, nahm eine Prise Schnupftabak und fing an nach allen Seiten Umschau zu halten, ob nicht ein Bauernwagen herankäme...

Jetzt wurde er sich bewuſst, daſs er noch keine zwei Werst zurückgelegt hatte.

So weit sein Auge reichte, war der Weg öde und verlassen, nur von der entgegengesetzten Seite her kamen ein paar Bauernfuhren, ein angeblich hinkender Bettler nahm seine Stelzen unter die Arme und eilte zur Kirmeſs, und zwar ging er forsch und rüstig daher und sang dabei ein Liedchen nicht sonderlich heiligen Inhaltes.

Alle, ohne Ausnahme, gingen nach der entgegengesetzten Richtung.

Judko besann sich auf das Gespräch mit der Frau Onufrowa und fing an darüber nachzusinnen.

Er hatte selber gesagt, daſs die Armut auf den Gelderwerb versessen sei, und zwar darum, weil sie sonst hungern müſste. Das ist wahr, dachte er bei sich, die Armut ist eine häſsliche Geschichte und der Hunger gleicht einer Peitsche,

er haut, haut unbarmherzig darauf los. Das Pferd eines Wasserführers, zum Beispiel, bekommt viele Hiebe, muſs viel Wasser schleppen, bekommt aber auch dafür etwas Heu zum Fressen. In diesen schlechten Zeiten macht also das Pferd ein gutes Geschäft, es ergeht ihm gar nicht so schlecht, wie manchem Menschen. Aber dem Schneider ergeht es viel schlimmer, und warum geht's dem Schneider viel schlimmer? Weil das Pferd weder Frau noch Kinder zu ernähren hat und keine Töchter ausheiraten muſs.

Judko war im Begriffe, das Pferd zu beneiden, erschrak aber vor diesem Gedanken. Das wäre ja eine groſse Sünde.

Pfui! Was war denn das für ein sündhafter Gedanke! Ein Pferd ist ein Tier, und er, Judko, der erste Warschauer Schneider von ganz Losice und Umgebung, ist ein Mensch, der an jedem Morgen Gott dafür dankt, daſs er ihn zum Menschen erschaffen. Ein Tier ist vernunftlos, und er, Judko, durfte fünf Jahre lang dem Studium der Thora obliegen. Ein Tier fressen nach dem Tode die Hunde und er, Judko, wird nach dem Tode ruhig im Grabe unter einem Denkstein liegen und seine Seele wird zu Gott gehen, wo die heiligen Ahnen weilen... Nein, ein Mensch, und sei es auch nur ein Flickschneider, darf ein Tier, und sei es auch das glücklichste Herrenroſs, nicht beneiden; dazu kommt, daſs er ja noch Gott danken müſste für den glänzenden und reichen Verdienst, den er diese Woche eingeheimst hatte.

Inzwischen hatte er sich bereits ausgeruht und trat den Weg von neuem an. Er schritt vorwärts, aber eine seltsame Schläfrigkeit beschlich ihn. Gedankenlos starrte er in den grauen Nebel hinein, machte automatisch einen Schritt nach dem anderen, aber die Schritte wurden immer langsamer.

Die Beine wurden ihm schwer, als hätte man an ihnen Bleiklumpen befestigt — sie wollten sich nicht an die gerade Richtung halten, sondern wankten stets und beschrieben Kreisbogen, wie die Beine eines Betrunkenen.

Doch Judko war nicht betrunken, o nein, betrunken war Judko sein Leben lang nie gewesen — er fühlte sich nur ein wenig schwach.

Doch das war eine Kleinigkeit, das wird bald vorübergehen... Es war ja nicht das erstemal, daſs ihn eine Schwäche überkam. Ach, das geschah nur zu oft...

Das war ja nur eine Schläfrigkeit, bei der der Kopf ein wenig schmerzte und ein Schauer über die Haut lief. Zuweilen kann ja freilich sich daraus eine Krankheit entwickeln, aber manchmal geht das auch so vorüber. Oft sogar geht's vorüber und Judko weiſs, daſs man sich an diese Sachen gewöhnen kann... Im Übrigen kann ja noch eine Fahrgelegenheit sich ereignen...

Ach, es war leider nichts zu merken von einer Fahrgelegenheit!

Er hatte den halben Weg schon zurückgelegt, aber was war das?... Die Stadt rückte gar nicht näher, im Gegenteil, sie schien sich nur noch zu entfernen. Und der Sack drückte und lastete ungeheuer schwer. Sollte der Groſs-

bauer anstatt der Kartoffeln Erbsen hineingeschüttet haben?

Nein, es waren wirklich nur Kartoffeln. Sie drückten den Rücken sehr, ach, wie sie drückten!... Warum mochten sie wohl nur so schwer sein? Als er sie auf die Schultern hob, waren sie ja lange nicht so schwer, und er hatte keine solche Schlafsucht, wie jetzt.

Die Lider sanken ihm kraftlos herab, die Beine verweigerten den Gehorsam. Es war unbedingt nötig, ein wenig auszuruhen... es war unmöglich, einen Schritt weiter zu machen...

Zum Glück befand sich dicht am Wege ein kleiner, trockener Hügel, bedeckt mit verdorrtem, vergilbtem Grase. Eine Eiche mufste dort einmal gestanden haben, davon zeugte ein schwarzer, breiter Stamm, der übrig geblieben war.

Das war ein vorzüglicher Ort zum Ausruhen.

Judko legte den Sack auf den Stamm hin und selber setzte er sich am Hügel nieder.

Es war eigentlich ja noch Zeit genug. Der Nebel hatte sich ein wenig gesenkt und die Sonne, welche bleich und gleichsam schläfrig zuweilen durch die Wolken hindurchblickte, bewies, dafs die Mittagsstunde noch nicht vorüber war. Vor Sonnenuntergang war es noch möglich, anzukommen.

Judko safs und dachte nach, warum denn der liebe Gott einem Manne solche dumme Beine gab, die gleich ermatten?... Freilich — dafür aber gab er ihm ein hübsches Talent, Kleider anzufertigen, was auch nicht ein jeder

vermochte. Das war nun einmal so, das war die Bestimmung vom lieben Gott. Man mußte das, was er gab, immer fürlieb nehmen.

Judko nahm sein Talent, als ein Geschenk des lieben Herrgott, fürlieb.

In Gedanken zählt er die Kaftane, die er genäht hatte in der letzten Zeit. Was für schöne, gelungene Sachen waren das! Dann versucht er zu erraten, was wohl Beile zum Sabbat gekocht haben mochte. Was ist das für eine schöne Sache der Sabbat! An dem Tage braucht man sich nicht zu rackern und zu schinden, es ist ein Tag der Ruhe und der Freude, man ißt und trinkt und lobt Gott!... Das ist doch eine schöne Sache, der Sabbat!

Judko's Gedanken greifen in die Vergangenheit zurück. Wie in einem Kaleidoskop sieht er immer neue Bilder vor seiner Phantasie auftauchen. Die ganze Geschichte seines Lebens rollt sich vor ihm auf. Er fühlt, daß er wieder schwach wird... was mochte das zu bedeuten haben.

Das war die Ermüdung, das war der Schlaf, der seine Rechte forderte.

Der Kopf senkte sich auf die Brust hinab, endlich lehnte sich der ganze Körper in einer unwillkürlichen Bewegung nach rückwärts. Judko legte die Hände unter das Haupt, streckte die Füße aus und schlief ein...

Zwei Krähen schwebten schreiend in der Luft und zogen Kreise über ihm. Endlich ließen sie sich zu Boden sinken und betrachteten den Schlafenden von der Ferne, während sie die Köpfchen schüttelten.

Dann schwangen sie sich wieder in die Luft empor und betrachteten ihn nochmals aufmerksam, während sie laut schrien...

Es wundert sie gewiſs, warum dieser Mensch da am Rande des Weges schlafe. Tot war er nicht, das wuſsten sie wohl. Das wissen die Krähen alleweil nur zu gut.

Schon senkt die Sonne sich im Westen. Den schmutzigen. koterfüllten Weg trabt ein Leiterwagen daher, dem drei kräftige Pferde vorgespannt sind. Auf dem Hintersitz im Wagen bemerkt man Herrn Jazenty, einen Verwalter aus der Nachbarschaft, der Fuhrmann Grzela treibt die Pferde an. Der Wagen ist reichlich mit Stroh ausgebettet.

„Halt, Grzela, halt!“ ruft Herr Jazenty. „Sieh' 'mal, wer da liegt.“

Grzela hielt die Pferde an.

„Na, Herr, das scheint ja ein Jude zu sein.“

„Ist er betrunken oder krank?“

„Ach, Herr, vielleicht ist er gar tot, so lassen Sie uns lieber sogleich das Weite suchen, sonst wird man uns noch zu Zeugen rufen.“

„Gewiſs, gewiſs, aber sehen wir 'mal nach, vielleicht lebt er noch, so nehmen wir ihn auf den Wagen, ist er aber tot, so machen wir uns aus dem Staube.“

Grzela sprang vom Wagen...

„Herr, das ist Judko, ein Schneider aus Losice, es scheint, er lebt noch, denn ich höre seinen Atem gehen.“

„Jud', Judko!“ schrie Herr Jazenty, „hast du nicht bald Schabbes, Lump, der Du bist?“

Bei diesem Schrei sprang Judko schnell auf, blickte mit verworrenen, abwesenden Augen umher und konnte sich nicht sogleich besinnen, wo er sich befand und was mit ihm geschehen war.“

„So steig' auf den Wagen, Kerl,“ rief Grzela. „Wir bringen Dich nach Losice.“

Unter herzlichen Danksagungen und tiefen Verbeugungen kletterte der Schneider mit seiner Last auf den Wagen, dann erzählte er dem Verwalter, woher er kam und was er getrieben hatte.

„Aber, wie kann man nur so hinfallen, am Wegrande, gar nicht wie ein Mensch,“ sagte der Verwalter, mehr zu sich selber, „das finde ich ganz unbegreiflich.“

„Bitte sehr, Herr,“ antwortete Judko, „bei uns gibt es ein scherzhaftes Sprichwort, welches besagt: ein Huhn ist kein Vogel, ein Bock ist kein Tier und ein Schneider ist kein Mensch.“

„Was heifst das, kein Mensch? Was bist Du denn also?

„Na, das heifst, ein Mensch bin ich schon, aber doch nur ein Schneider.“

„Ach, lauter kindisches Gerede. Wer hiefs Dich vier Nächte hinter einander nicht schlafen. Mensch?“

„Niemand hiefs mich das, aber sehen Sie, Herr, ein jeder Mensch mufs leben, ein Schneider auch, obgleich er nur ein Schneider ist Aber wenn er leben will, darf er nicht schlafen. und wenn er schlafen will. kann er nicht leben, das ist sehr einfach.“

„Ist der Jude aber ein Spekulant,“ mischte

sich Grzela hinein. „Auf alles findet er eine Ausflucht.“

— — — — — — — — — — — — — —

Einige Stunden später saſs unser Judko daheim beim festlich gedeckten Tisch, rings saſsen seine Kinderchen; die einen waren noch munter, die anderen rieben sich bereits die Augen. Frau Beile trug ihr Sabbatgewand und die weiſse Haube. Sie legte auf den Teller ihres Herrn und Gemahls ein Stück fein duftenden Fisches. Und dieser Herr und Gemahl sann darüber nach, wie schön die Welt, wie gütig der liebe Herrgott und wie segensreich der Sabbat sei ...

Den Typhus bekam er nicht; solche Störungen, wie Kopfschmerzen und Fieberschauer gehen manchmal vorüber ..., wenn man sich, wie unser Jude, an die verschiedenen Annehmlichkeiten des Lebens gewöhnt hat.

MEIN TANTCHEN.

VON M. KONOPNICKA.

„Aber, Tantchen!“

„Aber, lieber Julius, rege mich nicht unnützerweise auf. Und vor allen Dingen ... Fort von hier, Zolka!... Küsse mich nicht so viel auf die Hände.“

„Aber diese Händchen sind ja wie zum Küssen geschaffen,“ rief ich, ohne ihre Rechte loszulassen, während ich mich bemühte, die Linke zu erhaschen, die sie vor meinen Angriffen in die senkrechten Falten ihres Kleides versteckte.

„Ach, was sind das für Fingerchen, wie von Zucker! Und, Tantchen, im Ganzen ... Ach, was für eine hübsche Röte auf den Wangen!“

„Geh, geh schon, mein Lieber, Du solltest Dich schämen, solche Dinge zu reden!“

„Was für Dinge, was sollte ich mich schämen! So war mir Gott lieb ist! Ist das nicht die reine Wahrheit?“ Ich sagte das leichthin, aber ich wahr im Grunde in arger Verlegenheit, wie ich da vor meiner Tante, Fräulein Kon-

stanze Pullewicz dastand, der Eigentümerin eines sehr hohen, sehr schmalen und sehr weifsen Steinhauses, in ihrem von Lavendel duftenden kleinen Salon, dessen Wände sich mit ihrer jungfräulichen Weifse von dem allenthalben angesammelten Grün abhoben. Altfränkische, von weifsen Hüllen überzogene Möbel standen steif an den Wänden und das harte, unbequeme Taburett, auf welches ich mich im ersten Augenblick unwillig niederliefs, schien über diese Vertraulichkeit von meiner Seite entrüstet zu sein.

Fräulein Konstanze selber, die etwa 40 Jahre zählen mochte, schlank, gerade, schmächtig, in ihrem schwarzen Kleide, mit dem feinen, bleichen Gesichte und den dunklen, glatt gekämmten Haaren, unter denen schon hie und da ein silberweifser Faden glänzte, hatte das Aussehen einer Nonne.

In diesem Augenblick safs sie da, steif und gerade, auf einem ihrer schmalen und hohen Sessel, und auf ihren schmächtigen Wangen erschien eine feine Röte der Ungeduld und der Verwirrung. Zu ihren Füfsen kauerten Zolka und Finusia, in einem grofsen, mit blauem Tuch ausgebetteten Korb schlief die seidenhaarige Pafcia, und die boshafteste unter ihnen, Dianka, die im ewigen Unfrieden mit mir lebte, knurrte mich unter dem Klavier an.

Alles das stimmte mich melancholisch; soeben hatte sich mir die erste gewinnbringende Arbeit seit Erlangung des Ingenieurspatentes dargeboten, aber ich mufste in eine weite Gegend reisen und hatte nicht bei wem mein

junges Frauchen zu lassen, das ich vor einem Jahre geheiratet.

Eine Weile herrschte ein Schweigen, das nichts Gutes verhieſs. Ich beschloſs aber, noch einmal einen Sturm zu wagen.

„Was wird also daraus werden, Tantchen?“ fragte ich mit dem süſsen Ton in der Stimme, der mir zu Gebote stand.

Sie zuckte unwillig die Schultern.

„Was soll sein? Nichts wird sein.“

„Aber, Tantchen, Du weiſst ja, daſs ich verreisen muſs, und wenn ich den Vorschlag einer solchen Firma zurückweise, so entgeht mir ein bedeutender Verdienst und ich verliere obendrein eine gute Kundschaft. Wie kannst Du mir eine solche Kleinigkeit abschlagen?“

„Eine schöne Kleinigkeit! Eine junge Ehefrau auf vier Wochen ins Haus nehmen!“

„Aber durchaus nicht auf vier. Vielleicht auf drei, auf zwei, was weiſs ich. Ich werde mich sputen, werde die Nächte hindurch arbeiten, um nur so rasch als möglich zurückzukommen. Ich werde mich ja sehnen..!“

„O, das weiſs ich!“ rief sie aus und blickte von der Höhe ihres steifen Sessels auf mich herab, indem sie die schmale Oberlippe verächtlich zusammenzog.

Ich stellte mich, als bemerkte ich die Verachtung meiner Ehemannssehnsucht nicht.

„Tantchen, bedenke doch nur,“ flehte ich weiter. „Kann ich denn mein junges Vögelchen allein zurücklassen? Weder Mutter, noch Familie hat sie hier... Sie wird sich in der Einsamkeit verzehren, wird sich sehnen, wird weinen. Und dazu in dieser Lage...“

Ein Blitz zuckte über das Gesicht der alten Jungfrau. Sie sprang vom Sessel empor, neigte leicht ihre Gestalt vor und richtete gegen meine Brust ihren weifsen und dünnen Finger wie einen Dolch. Zolka, Finusia und Dianka, als sie diese Angriffsstellung ihrer Herrin wahrnahmen, stürzten sich auf mich mit lautem Bellen. Pafcia fing an, aus dem Schlaf zu knurren.

„Das ist es ja eben!“ stiefs Fräulein Pullewicz mit der triumphierenden Stimme eines Untersuchungsrichters hervor, dem es gelingt, dem Deliquenten ein Geständnis abzupressen.

„Das ist es ja eben! In dieser Lage! Das sind ja Deine eigenen Worte. Ich selber hätte niemals... Fort, Zolka! ruhig liegen, Finusia!... aber da Du selbst darauf zu sprechen kamst... still doch, Dianka!... mufs ich Dir einmal endlich die Augen öffnen! Was, mein Lieber, hältst Du mich für ein Kind? Glaubst Du, ich weifs nicht, was aus einer solchen Lage herauskommt? O, mein Lieber! Ich bin nicht so naiv. Seit beinahe zehn Jahren habe ich aufgehört, an diese Eure Störche zu glauben... ruhig, Dianka!... und all die anderen Lügen. Und darum habe ich beschlossen, nur solche Mieter anzunehmen, die niemals Kinder gehabt, noch jemals haben werden... Das ist im Kontrakt ausbedungen... O ja, mein Lieber... Ich weifs... ich weifs alles. Seit zehn Jahren schon.“

Sie sprach schnell, mit bewegter und gedämpfter Stimme, die leicht zitterte, und eine dunkle Röte bedeckte sie bis zu den Schläfen.

„Seit zehn Jahren! So lange schon! Cha, cha, cha, cha! Aber, Tantchen! Bei Gott, ich halt's nicht aus! Cha, cha, cha! Mein Frauchen ..."

„Du sei nur still! Ich bitte Dich, sei still!" sprach die Jungfrau hitzig. „Du könntest wiederum mit irgend einer Dummheit herausplatzen."

„Aber, Tantchen! An die Störche glauben ja heute selbst die Pensionärinnen nicht mehr."

„Ich bitte, sag' mir nur gar nichts, verteidige Dich gar nicht," wehrte sich Fräulein Konstanze. „Die Ohren welken mir von Deinen Reden."

„Sie welken? Aber im Gegenteil! Ich sehe, daſs sie ungewöhnlich anmutig erröten. Da, zum Beispiel, das linke. Die reine Koralle. Es lockt mich, etwas hinein zu flüstern."

Das alte Fräulein trat einen Schritt zurück und erhob beide Hände zu den Ohren, um mir den Zutritt zu wehren. Ihre zornigen Augenbrauen waren zusammengezogen, die Lippen zuckten und die Augen scholsen Blitze. Sie war fast schön in diesem Augenblick.

„Bei Gott!" rief sie. „Genug davon. Miſsbrauche meine Lage nicht. Bedenke, daſs Du in der Wohnung ..."

Sie brach ab und richtete den Blick nach der Tür, sie schien zu horchen. Im Vorzimmer war ein Lärm entstanden. Jemand kam und ging, huschte vorüber, man öffnete die Tür zum Vorhaus und von dort drangen abgebrochene Frauenstimmen und etwas wie das Miauen einer Katze. Finka und Żolka lieſsen ein kurzes Bellen vernehmen, spitzten die

Ohren und liefen zur Schwelle. Dianka verkroch sich unter das Sopha und bellte heftig.

Ich hatte noch nicht vermocht, mich zu orientieren, woher diese unerwartete Ablenkung kam, als die Wojciechowa, die Hausbesorgerin, in den Salon stürzte.

„Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein!“ sprach sie, vor Aufregung schwer Atem holend.

„Gnädiges Fräulein!“

Sie stockte und langte nach ihrer Brust; erst nach einer Weile konnte sie stürmisch hervorbringen:

„Man hat uns untergeschoben.“

„Was? Was hat man uns untergeschoben?“ rief Fräulein Konstanze mit dem gröfsten Entsetzen im Ton der Stimme.

„Was, fragen Sie?“ schrie die Wojciechowa. „Natürlich ein Kind.“

„Ein Kind? Jesus, Maria und Josef!“ schrie Fräulein Konstanze, faſste sich beim Kopf und blieb wie versteinert stehen.

In dem kleinen Salon wurde es still. Die Wojciechowa stand an der Schwelle mit aufgesperrtem Munde und atmete laut. Ich zupfte meinen Bart und wagte nicht, mich zu rühren.

„Allerheiligste Muttergottes! Allerheiligste Muttergottes!“ flüsterte das alte Fräulein mit bebenden Lippen. Endlich wagte sie die geschlossenen Augen zu öffnen und die Wojciechowa anzublicken.

„Seid Ihr nur ganz gewifs, daſs das wirklich ein Kind ist?“

„Na, aber, gnädiges Fräulein!“ brauste das Weib auf. „Bin ich denn blind, oder was?

Ich soll kein Kind erkennen? Gott sei Dank, ich hab' ja meine eigenen einmal gehabt."

„Schon gut, schon gut, seid schon still!" rief die Jungfrau, wieder die Hände zu den Ohren erhebend. „Barmherziger Gott! Wenn das also ein Kind ist, so nehmt es, nehmt es gleich und bringt es der Mutter."

„Ach ja, der Mutter! Solch eine Mutter wird Ihnen gerade warten, bis man ihr das Kind zurückbringt."

„Ach, ich Unglückliche," stöhnte Fräulein Konstanze. „Also nehmt es, legt es irgendwo hin, tragt es aus dem Hause, damit es mir hier nicht . . ."

„Aber, Tantchen, wendete ich ein, sanft in ihre erschrockenen Augen blickend, die wirr umherschweiften, „wer wird ein Kind aus einem Hause werfen, damit es draußen erfriere. Es ist ja kalt, ein Frost; vielleicht ist es hungrig, nackt vielleicht . . ."

Fräulein Konstanze zitterte am ganzen Leibe.

„Barmherziger Himmel! Barmherizger Himmel!" flüsterte sie und faltete die Hände wie zum Gebet!"

„Na, was also, gnädiges Fräulein? Soll ich's nehmen, oder nicht nehmen? Das zwitschert ja, daß es ein Erbarmen ist."

„Liebe Wojciechowa . . . geht! . . . bleibt! . . . wartet! Gott, Gott, erbarme Dich! Lieber Julius, vielleicht möchtest Du es nehmen? . . ."

„Ich? Im Namen des Vaters und des Sohnes . . . Was wieder? Liebes Tantchen! Ich würde nur ganz unnötigerweise bei meiner

Frau in Verdacht geraten. Ich kann nicht, ich kann das auf keine Weise . . .“

Irgend eine barmherzige Seele zeigte sich an der Tür des Vorzimmers.

„Macht doch mal etwas mit diesem Schlingel, Wojciechowa, da ihn der liebe Herrgott nun mal Euch gegeben hat. Das ist doch kein Hund, daſs er unter der Schwelle liegen bleibt . . . Vielleicht ist er gar schon getauft . . .“

„Jesus, Maria! Jesus, Maria!“ rief das Fräulein, wie toll im Zimmer umherrennend. „Welch ein Skandal! Welch ein Skandal! Alle Leute im Hause wissen's also schon! Das werde ich wahrlich nicht überleben!“

Sie rang die Hände und blieb mit flehendem Blicke vor mir stehen.

Ich hatte aufrichtiges Mitleid mit ihr.

„Was für ein Skandal, Tante? Das kann ja jedem passieren. Sei doch nur ruhig, Tante, Bitte sehr, Wojciechowa, gebt mir mal diesen Passagier her, wollen ihn uns ansehen!“ rief ich, als ich sah, daſs niemand sich zu diesem revolutionären Schritte entschlieſsen kann.

Die Hausbesorgerin entfernte sich und nach einer Weile erschien sie mit einem Bündel in der Hand, aus dem ein leises Wimmern drang.

„O, das ist ja schon ein groſses Baby!“ bemerkte ich, den armen Findling betrachtend, der in ärmlichen, aber sauberen Windeln gewickelt war. „Wie hübsch! Ein Knabe oder ein Mädchen?“

„Julius!“ donnerte die Tante und erfaſste meine Hand. „Bei Gott im Himmel, verschone mich!“

„Schon gut, schon gut," beschwichtigte ich ihren jungfräulichen Schrecken. „Mir persönlich ist ja nicht so sehr daran gelegen . . ."

„Ein Knabe, Herr!" sagte die Wojciechowa triumphierend. „Hat schon vielleicht zwanzig Wochen. Ein Prachtkerl."

Ich trat zu dem alten Fräulein hin, das von uns fortgelaufen war und sich in einem Winkel verbarg, fieberhaft zitternd.

„So komm doch her, Tante," sagte ich, sie bei der Hand fassend. „Fürchte Dich nicht, sieh' Dir diesen Kleinen an. Der Teufel ist nicht so schrecklich, wie man ihn malt. Das ist ein ganz hübscher Schlingel . . ."

„Lieber Julius, um Eines möchte ich Dich bitten," sagte sie mit brennenden Augen. „Drücke Dich etwas bescheidener aus. Schlingel . . . Schlingel . . . Kann man das nicht anders bezeichnen?"

Ich brach in Lachen aus.

„Anders? Das ist nicht übel. Wie soll ich ihn denn anders nennen? Ist das eine Kartoffel, oder was, zum Teufel . . ."

„Aber," warf die Wojciechowa ein. „Ein Schlingel ist ein Schlingel, das weiſs ein jeder."

Das alte Fräulein kniff die Lippen zusammen und senkte den Blick.

„Na, Tantchen, komm doch her, sieh' ihn an. Tue es mir zuliebe, ich bitte."

Sie weigerte sich, aber ich zog sie fort.

Die Knie wankten unter ihr und auf ihre Wangen trat eine Röte.

„O, sieh' mal," sprach ich, ohne ihre Hand loszulassen, „welch ein schöner Knabe. Was

er für klare Augen hat! Er lächelt . . . Bei Gott, er lächelt."

Das Fräulein stand über dem Kinde, hielt den Atem an und sperrte weit die Augen auf.

„Nimm ihn doch auf den Arm, Tantchen," drängte ich. „Nimm ihn nur einen Augenblick. Du wirst sehen, wie süfs das ist."

Fräulein Konstanze trat erschrocken zurück.

„Nein, nein! Niemals!" schrie sie, indem sie sich die Augen mit beiden Händen verhüllte.

„Hojda, hojda!" sang inzwischen liebkosend die Wojciechowa, während sie in der Luft den Knaben schaukelte, den sie aus dem dicken Wolltuch gewickelt hatte.

Der Kleine, dem diese Bewegung offenbar angenehm war, lachte laut und herzlich, indem er die kleinen Beine und die Händchen auseinanderspreizte.

Von den weifsen Wänden des kleinen Salons, die er mit Fröhlichkeit zu füllen schien, hob er sich wie ein grofser Schmetterling ab.

Die alte Jungfrau streckte den Hals vor, beugte sich nieder und betrachtete den Findling mit Neugierde. Ihr Atem ging rascher, im Gesichte malte sich Angst, aber die halbgeöffneten Lippen gewannen nach und nach den Ausdruck grofser Sanftmut.

Finka, Żolka und Dianka, verblüfft über diesen ungewöhnlichen Anblick, fingen an mit verschiedenen Stimmen zu bellen und sprangen um die Wojciechowa herum.

„Fort, Żolka! Liegen bleiben, Finusia! Still, Dianka!" rief Fräulein Konstanze und jagte die Hunde zur Seite.

Ich blickte sie dankbar an. Sie war also gerührt ... Ich beschloſs das Eisen zu schmieden.

„Gebt mal den Jungen her, Wojciechowa! Komm nur, Du kleiner Weltbürger!“ rief ich und streckte die Hände aus.

„Aber! Hab' auch was besseres zu tun!“ sagte das Weib. „Sie werden mir ihn noch zerbrechen, oder was, und was dann?“

Dieses „mir“ wurde in einem Tone gesprochen, als hätte sie den Kleinen geboren, genährt, und als wäre er ihr ausschlieſsliches Eigentum. Das verdroſs mich beinahe.

„Seid nur ruhig, es wird nichts geschehen. Wenn er mir nicht was Übles zufügt, von meiner Seite droht ihm nichts. Gebt ihn mir her, wenn ich sage.“

Ich nahm den Jungen auf den Arm. Er betrachtete mich mit dem verwunderten, ernsten Blick eines plötzlich vom Himmel gefallenen Cherubs.

„Sieh', Tantchen, den hübschen Jungen!“ rief ich und trat an Fräulein Konstanze heran. „Wie der sich umblickt und alle in Augenschein nimmt! Ein kluger Junge. Und wie groſs. Nimm ihn nur, Tantchen. Fürchte Dich nicht. Die arme, arme Waise . . .“

Auf dem Gesichte des alten Fräuleins spiegelte sich ein rührender Kampf. Röte und Blässe wechselten auf ihren Wangen, und die herabgelassenen Arme gaben der ganzen Gestalt einen Ausdruck der Kraftlosigkeit und Resignation.

Ich neigte mich zu ihr hinüber und mein Mund befand sich hart bei ihrem Ohre, welches noch nicht Zeit gehabt hatte sich abzukühlen.

„Du wirst es doch nicht hinauswerfen, Tantchen, Du wirst dieses menschliche Wesen retten, diesen künftigen Bürger. Du wirst es an Dein Herz drücken, Dich damit befassen, es erziehen. Du wirst die Süfsigkeiten der Mutter kennen lernen, die Leere dieses Lebens ausfüllen . . . Wirst ihm keine Nahrung kargen, keine Liebkosung, kein Lächeln . . . In Deiner Jungfräulichkeit wirst Du Mutter sein . . . Wirst Deinen Beruf erfüllen . . .“

Ihr Kopf ruhte auf meinem Arm, sie hatte die Augen verhüllt und schluchzte leise. Zolka, Finusia und Pafcia erwachten und stimmten einen schauerlichen Chor an, das Kind erschrak und fing an zu weinen. Das Fräulein, deren Gesicht tränenfeucht war, sagte:

„Wojciechowa, nehmt, bitte, diese Hunde mit zu Euch in die Küche, das Kind hat Furcht.“

Ich bekam Lust, auf die Knie vor ihr niederzusinken.

„Nimm es, nimm es, Tantchen!“ drängte ich ermutigt. „Drück es nur einmal ans Herz, Du wirst sehen, wie süfs das ist.“

„Ich fürchte aber, Julius,“ sagte sie mit leiser Stimme. „Meine Hände zittern, ich habe niemals ein Kind . . .“

„Also setz Dich nieder, ich werde es Dir in den Schofs legen.“ Sie gehorchte. Sie wollte das Kind auf den Arm heben, aber sie stellte es so ungeschickt an, dafs die Wojciechowa ihre Unzufriedenheit nicht verbergen konnte.

„O . . wer wird ein Kind so anfassen . . Hier unter dem Ärmchen mit der einen Hand, dann unterm Kreuz mit der zweiten . . . so . . .“

Sie führte die zarten Hände des Fräuleins, welches abwechselnd lächelte und rot wurde.

„Guten Morgen!“ erscholl die laute Stimme des Doktors, der ein Nachbar und unentwegter Verehrer meiner Tante war, aber mit ihren Hunden nicht auskommen konnte.

„Was ist das?“ fügte er gutmütig hinzu. „Welch eine Wandlung! Da geht ja die Welt zu Ende. Weder Filunka, noch Pefusia (er verdrehte immer ihre Namen) und da, meine Gnädige mit einem Kind auf dem Arm, gleich einer Madonna . . .“

Sie lächelte, ohne ihm die Hand zu reichen, denn sie wuſste nicht, welche sie mit geringerer Gefahr entfernen könnte, jene unter dem Ärmchen, oder jene unter dem Kreuz.

„Ach,“ fuhr der Doktor fort, sich die Hände reibend, „man hat ordentlich Lust, bei dieser Krippe niederzuknien, wie jener Ochse oder Esel im Weihnachtslied . . . Woher haben denn die Gnädigste solch ein hübsches gekriegt? . .“

„Gott hat's gegeben,“ rief Fräulein Konstanze mit süſser, weicher Stimme.

Ich wollte mich verabschieden. Sie reichte mir die Stirn, auf die ich mit Hochachtung einen Kuſs drückte.

„Bring mir doch Deine kleine Frau,“ flüsterte sie. „Und Du brauchst Dich nicht zu Tode zu arbeiten, brauchst Dich nicht zu beeilen. Mag schon . . .“

BLUMENHOCHZEIT.

EIN MÄRCHEN.

VON ELISE ORZESZKO.

Es war ein Tal, rings eingeschlossen von Hügeln, welche mit leichten, dünn gepflanzten Föhren bestanden waren, und das Tal hatte nur eine Öffnung nach aufsen, auf die weite Welt, gleichsam ein Tor, durch welches man auf die Felder, Stege und den durch die Ferne getrübten Himmel hinausblicken konnte. Ringsum gekrümmte Wände voller Zacken und Klüfte, überzogen mit einer Bürste von nadelförmigen Stämmen auf blättrigem, gemustertem Grunde. Auf der Talsohle befand sich eine kleine runde Wiese, auf dieser einige verstreute Bäume und Sträucher, eine Menge Gräser und Blumen. Im ganzen ein verborgenes Winkelchen der Welt, still, bescheiden, enge . . . Kaum zu glauben, dafs da etwas Merkwürdiges vor sich gehen könnte, und doch war dem so.

In einer Juninacht geschah es, in einer heiteren, stillen und dunklen Nacht. Still war die

Nacht, denn alle Winde und Windchen schliefen einen tiefen Schlaf; dunkel, denn der Juni, das ist nicht der August, der den nächtlichen Himmel mit einer ungeheueren Menge ungeheuer funkelnder Sterne schmückt. Auch jetzt leuchteten Sterne, aber dünn gesäet und blafs niederschimmernd aus dem fast schwarzen Himmelsgewölbe.

Und bei diesem schwachen Sternenlichte glitzerte etwas wie blasses Gold auf der Wiese. Das waren die weitgeöffneten Augen des Nachtlichtes.

Das Nachtlicht ist freilich nur eine Blume, aber nicht die erste beste; sogar die gelehrten Männer kennen sie und haben ihr den schönklingenden Namen oenoterus biennis gegeben. Alles ringsum schläft, alle Pflanzen haben die Augen zugemacht, die Kronen zusammengefaltet, sogar die Kräuter und die winzigen Gräser schlafen schon, an die Erde geschmiegt, nur das Nachtlicht allein unter den Seinigen wacht, wie immer. Von der Spitze seines Stengels, der so hoch ist, dafs er alle an Wuchs überragt, blicken seine Augen gewöhnlich die ganzen Sommernächte hindurch unermüdlich, weit geöffnet, zahlreich und grofs. Daher haben ihm einige aus der Menge den Namen Nachtlicht beigelegt, andere nennen es Freudenblume, weil von ihm die goldenen Tropfen der Freude auf den schwarzen Mantel der Nacht niederfallen. Doch heute sehnte sich das sonst schlaflose Nachtlicht noch weniger als gewöhnlich nach dem Schlummer. Mit der ganzen Kraft der Nerven, die seine lanzenförmigen Blätter durchlaufen, dankte es der Mutter Natur

für die Gabe der Schlaflosigkeit, denn es war eine wonnige Nacht, eine Nacht des Entzückens und der vorhochzeitlichen Träume. Sobald die Dunkelheit der Nacht dem Lichte des Tages wich, bei Sonnenaufgang, fast in dem Augenblick, da die Schmetterlinge Schwingen bekamen und die Tautropfen zu funkelnden Brillanten wurden, sollte seine Hochzeit stattfinden. Hochzeit? Mit wem? Welche von den Schönheiten der Wiese hatte ein Freier beglückt, den die Natur mit dem höchsten Wuchs und mit einer Menge weiter, heller, ewig wachender Augen ausgestattet hatte? O, es war keine schlechte Wahl, die er getroffen, und er sollte keine unebenbürtige Ehe schliefsen. Vor einigen Tagen, als seine noch in den Kelchen verhüllten Augen kaum durch ein sich lüftendes Blättlein auf die Welt hinausblickten, sah er, nur einige Schritte entfernt, die Alcea stehen, eine Tochter des mächtigen und weit verbreiteten Geschlechtes der Malven, die ebenso wie er erst die Augen zu öffnen anfing. Er sah und fühlte sofort, dafs alle Säfte in seinem Stengel, von der Wurzel bis zur Krone, rascher zu kreisen anfingen, und das Albumin in ihm erstarrte, als hätte man ihn in heifses Wasser getaucht. Wenig fehlte und er wäre vor Rührung hingewelkt beim Anblicke der Geliebten, und es rettete ihn nur der Umstand, dafs bei diesem Anblicke sein Traubenzucker sich vermehrte und ihn mit gesteigerter Süfsigkeit erfüllte.

Ihrem Bewunderer an Wuchs nur wenig nachstehend, ebenso geschmeidig und biegsam wie er, blickte die malve alcea hinter ihren feinen Blättern, denen die tiefen Einschnitte

eine wahrhaft aristokratische Zartheit verliehen, auf das Nachtlicht, mit ihren vielen Augen, die ebenso wie bei diesem noch in den Kelchen verhüllt waren, denen man es aber ansehen konnte, dafs sie sich bald rosig färben würden. Aus Neugierde und Entzücken lüftete sie, gleich ihm, an jedem Auge ein Blättchen, und so blickten sie beide auf einander im Lichte der Sonne, während ihre Blätter von den Winden gestreichelt wurden, denen in diesem Reiche das Amt der Brautwerber und das der Ceremonienmeister bei allen Hochzeitsfeierlichkeiten zufällt.

Die beiden hätten wohl am liebsten sofort, im ersten Augenblick der Bekanntschaft, mit einander Hochzeit gefeiert, aber die Mutter Natur verweigerte die Einwilligung und befahl den Verliebten, bis zu beiderseitiger Volljährigkeit zu warten. Gestern war endlich dieser Moment gekommen, und bevor der Tag zu Ende ging, als die Sonne, sich im Westen senkend, mit ihren schrägen Strahlen die Spindelbäume, Haselnufssträucher und Farnkräuter einhüllte und die die Erde bedeckenden Föhrennadeln beleuchtete, da fing der Kuckuck an, sich auf eine seltsame, die Aufmerksamkeit herausfordernde Weise bemerkbar zu machen. Das ist freilich auch sonst ein sehr beweglicher und geschwätziger Vogel, aber gestern schien er überhaupt keinen Augenblick Ruhe halten zu wollen; er war überall voll, stiefs mit den flatternden Flügeln alle Zweige der Bäume und Sträucher an, so dafs die in ihren Nestern sitzenden Stieglitze Zeisige, Finken und Amseln, die sich schon ein

wenig zum Schlafengehen rüsteten, neugierig ihre Köpfchen nach diesem grofsen Gesellen umwandten, in der Erwartung, was wohl daraus werden und was für eine Neuigkeit er ihnen verkünden würde. Denn dafs er und kein anderer jegliche Kunde brachte, wenn etwas Wichtiges in der Gegend vorfiel, war männiglich bekannt. Das war seines Amtes und er übte es mit Vorliebe aus, zumal er alle passenden Eingenschaften der Stimme und des Temperamentes besafs. Auch jetzt, nachdem er, um die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen, genügend zwischen den Bäumen und Sträuchern herumgeflattert war, blieb er an einem hohen Zweige hängen und rief so laut als möglich: „Ku—ku! Ku—ku!“

Dann fing er an zu lachen, dafs es weithin hallte.

Und von den verschiedenen Zweigen, oben und unten, von allen Seiten wandten sich die Köpfchen der Vögel einander zu und fingen an zu zwitschern: „Was? was? was? Wer? wer? wer? Zi! Ziii! Fiu! Fiuu!“

Sie hatten verstanden. Der Kuckuck kündete für den nächsten Morgen einen Hochzeitsschmaus an, wozu man einer Musikkapelle bedurfte, einer zahlreichen, fröhlichen Musikkapelle, welche in dem Momente der Trauung aufspielen sollte, just in dem Augenblick, da die goldene Stirn der Sonne aus der rosenroten Morgendämmerung auftauchen wird. „Ein Orchester für morgen!“ rief der Kuckuck. „Ein Orchester am Saume des Waldes, am Rande der Wiese, morgen, sobald die Schmet-

terlinge erwachen und der Tau sich in Brillanten verwandelt."

Die kleinen Musikanten mitten in den grünen Nadeln und Blättern drehten die Köpfchen und schüttelten die Schnäbelchen zum Zeichen ihrer Bereitwilligkeit.

„Gewifs, gewifs! Warum denn nicht? Sehr gern! Schade nur, dafs die Hauptsängerin unter uns nicht da ist. Die Nachtigall ist verstummt. Wäre es etwas zeitlicher, so hätte die gerade das schönste und zärtlichste Hochzeitslied angestimmt. Aber wir werden es auch ohne sie machen. Wir bringen es fertig. Wir werden tun, was in unserer Macht ist."

Während diese Vereinbarung unter den Vögeln zustande kam, breitete ein Schmetterling, ein schöner, grofser Schmetterling seine dunklen, mit Purpur gesprenkelten Flügel aus, die er, an dem Goldkopfe des Jakobskrautes hängend, schon zum Schlaf gefaltet hatte, und wiegte sich sinnend in der Luft. Doch er sann nur eine Weile, denn, obwohl sein Köpfchen im Vergleich zu den Flügeln sehr klein war, begriff er bald, was vorging, und im langsamen, horizontalen Flug segelte er über die Erde dahin. Kaum hatte er eine kurze Strecke zurückgelegt, so umschwärmte ihn schon ein Haufe anderer, kleiner Schmetterlinge, gelber und blauer, blasser und weifser, die aus den Büschen und Gräsern von allen Seiten herbeigeflogen kamen.

Sie umgaben ihren Führer und eine Weile kreisten sie in der Luft, während sie mit den Flügelchen einander anstiefsen und mit den Fühlern geheimnisvolle Bewegungen ausführ-

ten. Doch das alles dauerte nicht lange. Die Schmetterlinge erfuhren bald, was geschehen werde. Und sobald sie es wufsten, wufsten sie auch schon, was ihnen zu tun oblag, und als hätte der Wind sie zerstreut, zerstoben sie nach allen Seiten und verschwanden in verschiedenen Ecken und Winkeln. Der Führer aber, jener grofse Schmetterling mit den Purpurtropfen auf den Flügeln, eilte zu dem Goldköpfchen des Jakobskrautes zurück, erhob die Flügel senkrecht, und es dauerte lange, bis er sie zum Schlaf zusammenfaltete. Er dachte an die Aufgabe, die ihm am nächsten Morgen oblag, und das war keine geringe Aufgabe; denn das, was seiner harrte, war der wichtigste Akt bei der Hochzeit eines Blumenpaares.

Wenn nämlich der geeignete Moment kommen würde, würde der Schmetterling seine Flügel ihrer ganzen Breite nach ausdehnen, durch die Luft über die Wiese dahinsegeln, einen Augenblick an der Wimper des Bräutigams verweilen, ihm einen Kufs rauben, und ihn dann auf das Auge der Braut legen. Und diese Tat des grofsen Schmetterlings würde der eigentliche Vermählungsakt zwischen dem Liebespaar werden, diesen Akt zu vollziehen steht nur dem Schmetterling allein zu, das ist im Reiche der Blumen sein ausschliefsliches Vorrecht, ebenso wie es des Amtes des Kukkucks ist, jegliche Kunde von dem, was in der Welt vorgeht, zu bringen und zu verbreiten.

Doch nicht genug damit. Nach dem grofsen Schmetterling, gleich wie unter der Führung eines Feldherrn, würde ein ganzes Heer von kleineren Schmetterlingen ausschwärmen, von

gelben, blauen, blassen, weiſsen Schmetterlingen, sich über die Wiese verstreuen und anfangen Küsse von den Augen der einen Hochzeitsgäste auf die der anderen hinüberzutragen, Küsse, die jedoch ganz verschieden waren von jenem Kuſs, den der groſse Schmetterling der Braut von ihrem Bräutigam brachte. Denn während dieser voller Bedeutung war und den Bund fürs Leben besiegelte, waren diese nur ein leichtes und flatterhaftes Spiel, ein Flirt, voller Süſsigkeit für den Augenblick, doch im Grunde ohne Dauer, vorübergehend. Während der groſse Schmetterling die Liebenden miteinander vereinte, teilten die kleineren unter den Gästen sozusagen allerhand Näschereien und Erquickungen aus. Daher kam es, daſs die Schmetterlinge, von dem kommenden Morgen träumend, auch nach Sonnenuntergang noch nicht schliefen, sondern mit erhobenen Schwingen an den Blättern der Spindelbäume und der Haselnuſsstauden, an den schlanken Stengeln der Blumen, an den Knorren der dürren Äste, die auf dem grauen und grünen Moos hingebettet lagen, hingen. Mittlerweile machten sich die Abendwinde viel zu schaffen. Als die Ceremonienmeister der bevorstehenden Feierlichkeit glitten sie über die Wiese, ganz nahe bei der Erde dahin, hüpften, tanzten, luden die Gäste zur Hochzeit, rüsteten den Hochzeitszug. Mit den Einladungen gab es nicht wenig Scherereien. Es waren eine Menge Freunde, Verwandte und Bekannte, doch waren nicht alle gleich wert und achtbar. Es galt zu entscheiden, wen man zum Hochzeitszug und wen man zum Schmaus einladen sollte. Daſs man nur

ja keinen übersah, keinen beleidigte, andererseits aber auch keinen überflüssigerweise einlud, denn auf der Wiese gab es gemeines Volk in Menge, und es hätte leicht vorkommen können, dafs einer von den Niedrigstehenden, einer, der nicht genügend wohlgeboren und wohlerzogen war, beispielsweise die ungeschlachte Klette, das schmutzige Ziegenkraut oder die grobe Distel sich in diese erlesene Gesellschaft einschlich.

Um diese Aufgabe zur Zufriedenheit aller zu lösen, durfte man keine Mühe, Schlauheit und Diplomatie sparen. Doch die Winde, die Ceremonienmeister der Wiese, waren dazu wie geschaffen. Für sie gab es keine angenehmere Beschäftigung, als in der Welt umherschweifen, flüstern, tuscheln, bereden, trennen, verbinden. Auch diesmal wufsten sie sich trefflich zu helfen. Kaum war eine halbe Stunde vorüber, die Sonne war noch nicht ganz verschwunden, und schon war alles aufs beste geordnet und in die richtigen Bahnen geleitet. Da waren zunächst die Ehrenjungfrauen und Ehrenkavaliere des Brautpaares. Der Braut wurden die beiden nächst ihr schönsten Töchter der Wiese zugetheilt, nämlich gallium mollugo, dem hehren Geschlechte der Rosen verwandt, gekleidet in das schönste weifse Spitzengewand der Welt, und epilobia grandiflora, mit ihrer geschmeidigen Figur, ganz übersäet mit Sternen, wie fein ciselierte Amethyste anzusehen. Dem Bräutigam wurden zugesellt einer mit einem Busch amarantroter Kelche, den der Pöbel freilich nur Siegwurz nennt, den aber die Gelehrten gladiolus heifsen, und dann geranium, einer der Reichsten auf der Wiese. Diesen überhäufte

nämlich die Mutter Natur, sobald nur seine Zeit gekommen war, mit einer solchen Menge Lilaspitzen, daſs er mit ihnen alle jene seiner Genossen beschämen konte, die man in so übertriebener Weise Holunder nannte.

Auſser diesen zwei Paaren wurde nach gründlicher Beratung noch eines zum Ehrendienst um die Neuvermählten geladen. Das war freilich überflüssig, geschah aber aus höheren Rücksichten. Zum dritten Ehrenkavalier wurde also das Sonnenröschen bestallt. Das war allerdings weder ein Freund noch ein Verwandter, überdies klein von Wuchs, etwas krumm und nur mit einem Auge.

Das Auge war freilich hübsch, gelb wie Safran, aber immerhin nur eines. Doch was war zu machen, da das Sonnenröschen trotz seiner Gebrechen nun einmal der Liebling der Sonne war, was schon daraus hervorgeht, daſs ihm die Gelehrten, die es doch am besten wissen muſsten, den Namen helianthemum beilegten, was von helios kommt, welches Wort in irgend einer der menschlichen Sprachen Sonne bedeutet. Warum diese Gunst einem solchen unansehnlichen und mittelmäſsigen Geschöpf zuteil geworden war? Wer mochte dies wissen. Wahrscheinlich dank den Schmeicheleien. Denn das Sonnenröschen besitzt die seltene Fähigkeit, schön zu tun und sich untertänig zu stellen. Gewöhnlich, sobald das herrliche Tagesgestirn aufgeht, kaum daſs das Sonnenröschen den Schlaf von sich abgeschüttelt hat, wendet es ihm sein einziges, safrangelbes Auge zu, sperrt es weit auf, daſs es ganz rund und flach wird, heftet es unverwandt auf das Antlitz der Sonne

und fortab starrt es sie an den ganzen lieben Tag. Wohin immer die Sonne sich wendet, folgt ihr das Röschen unermüdlich, gegen Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, blickt es hinauf, gegen Abend neigt es sich von der Höhe seines Stengels nach Westen. Ein wahres Wunder, daſs es bei diesen höfischen Verbeugungen noch das Genick nicht gebrochen hat. Aber nein! Es reckt hochmütig den Nacken und faſst sich in wenig sympathischer Überhebung mit den dünnen Zweiglein bei den Seiten. Weiſs es sich ja in der Gunst der mächtigsten Herrin . . . Man muſste es also laden und noch dazu ihm ein Ehrenamt übertragen, denn es konnte sonst Zwietracht stiften und irgend ein Unglück, eine Dürre zum Beispiel, oder einen Hagel aus jenen Höhen herabbeschwören, denen es in einemfort sein Auge zuwendet.

Und da dieser hochmütige Schmeichler nun einmal geladen wurde, dürfte man ihm zum Paar nicht etwa das erste beste Blümlein geben, damit er nicht aus verletztem Stolz sich bei seiner Beschützerin beklage. Seine Begleiterin sollte calla palustris sein, welche abseits stehend, zwischen einem Haufen gemeiner Gräser ihren schneeweiſsen Kelch emporstreckte.

Als Gäste wurden nur wenige Familien eingeladen, aber es waren die verbreitetsten und angesehensten, nämlich alle die vom Klee, ferner die Schwertlilien, die Vergiſsmeinnicht, die Ehrenpreise mit allen Ästen ihres weitverzweigten Stammbaumes. Das kostete freilich wieder ein wenig Mühe, denn die Ehrenpreise, nämlich einige von ihnen, die von der Wiese,

führten seit langem den wütenden Streit mit den Vergiſsmeinnicht über die Schönheit der Augen, welche bei den Ehrenpreisen von der Wiese bedeutend gröſser, dagegen bei den Vergiſsmeinnicht von tieferem und reinerem Blau waren und an den Himmel weit lebhafter gemahnten. Als nun die Wiesenehrenpreise von der Auszeichnung erfuhren, welche den Vergiſsmeinnicht zuteil werden sollte, nahmen sie zunächst die Einladung mit saurer Miene auf, schützten Unwohlsein infolge der ungewöhnlichen heurigen Kälte vor und verweigerten ihre Teilnahme an der Hochzeitsfeierlichkeit. Doch die schalkhaften Winde fingen an, so begeistert das wundervolle Blau ihrer Augen zu loben und sie so hoch über die ihrer Nebenbuhlerinnen zu erheben, daſs die schlimmen Neiderinnen weich wurden und schlieſslich versprachen, nicht nur auf der Hochzeit zu sein, sondern auch den Hochzeitsteppich mit schönen Arabesken, bestehend aus ihren eigenen blauen Augen, zu schmücken.

Denn ein Hochzeitsteppich muſste natürlich sein, und sogar ein prächtiger. In dem bestimmten Moment sollte ihn der Gundermann ausbreiten und auf das schwellende Grün seiner an der Erde sich krümmenden Ranken sollten die Winde ganze Haufen ihrer weiſsen Knospen hinstreuen, und die Schote und verschiedene Milchblumen darüber verschiedenfarbige Streifen entfalten. Diesen Teppich sollten andere, von den Winden bestellte Gäste mit mannigfachen schönen Ornamenten zieren. Das Zittergras sollte die Menge seiner feingeschnitzten Glöckchen, die an seinem Wipfel

hängen, schütteln, die Pimpinellen und Karotten Hunderte ihrer milchweiſsen Baldachine entfalten, und die Ranunkeln ihre Lämpchen anzünden, die nicht etwa mit Öl oder gar mit Petroleum, sondern mit reinem Golde gefüllt sind.

Doch damit waren die Vorbereitungen und all die Herrlichkeiten noch nicht zu Ende. In dem Gefolge des Brautpaares muſste sich eine besondere Truppe befinden, deren Aufgabe es war, über die ganze Wiese, die sich in einen prächtigen Tempel verwandelte, eine Fülle von wonnigen Düften zu verbreiten, die so frisch waren, wie die Unschuld der Felder und der Wiesen, und so sanft berauschend, wie echter, durch kein Gift verfälschter Wein. Hierin waren am geschicktesten das schlichte und bescheidene Riechgras, ferner zwei Schwestern Minze, silvestris und arvensis, und auch der Thymian, welcher jedoch, da er nicht direkt auf der Wiese, sondern am Abhang des Hügels wuchs — einem Polster ähnlich, welcher über und über mit Amethysten bestreut ist — anfangs verdrieſsliche Miene machte und sich weigerte, mit von der Partie zu sein.

„Ich will nicht," sprach er. „Ich habe meine Düfte nicht für die Blumen der Wiesen. Was gehen mich euere Hochzeiten an? Ich bin von Feld und Wald. Wenn die Kornblume den Rittersporn heiraten wird, dann . . ."

Die Winde stutzten. Was war zu machen? Sollte man des kräftigsten und angenehmsten Parfums entbehren? Nein. Es muſste ein Mittel gefunden werden wider die Laune des Thymian. Sie waren nicht so leicht aus der Fas-

sung zu bringen. Nach einer Weile sagten sie zum Thymian: „Möchtest du dir nicht einmal mit ansehen, wie Raketen aus Flaum in die Luft fliegen?“

„Flaumraketen! Was ist das? Das muſs wohl etwas ganz besonderes sein. Möchtet ihr das nicht näher erklären?“

Jene gaben die gewünschte Erklärung.

„Ist dir der Löwenzahn bekannt?“

„Gewiſs, gewiſs, ganz ordinäres und häſsliches Geschöpf.“

„Häſslich, nur nicht zu dieser Jahreszeit. Schon seit einigen Tagen hat er seine, in der Tat ordinären, schmutziggelben Blätter vom Kopfe geschüttelt und dagegen wunderschöne, durchsichtige Kugeln erhalten, aus ungewöhnlich feinem Flaum bestehend. Mutter Natur besitzt eine Menge schönerer und glänzenderer Kleinodien in ihrem Schatz, aber sicher keines, welches feiner gearbeitet wäre. Wenn nun du, Thymian, also dich bereit erklärst, in dem vereinbarten Augenblick deine Rauchfässer zu schwingen, werden wir es so einrichten, daſs gleichzeitig die Kugeln des Löwenzahn platzen und der Flaum in Milliarden von Krystallen durch die Luft schieſsend, den Hochzeitsteppich bedecken wird.“

Der launenhafte Thymian überlegte sich die Sache ein wenig, dann rief er: „Gut also. Da ihr uns für unsere Parfums solch' ein Schauspiel bietet — sei's d'rum. Wir wollen aus ganzer Kraft unsere Rauchfässer schwingen. Aber merkt's euch wohl, umsonst gibt's nichts. Die Raketen müssen schön sein und in groſser Anzahl.“

„Zu Tausenden!“ Die Winde sausten zufrieden davon.

Endlich war alles geordnet, zugerichtet, vorbereitet, wie es schien aufs beste und schönste, als auf einmal, ganz unvermutet, nachdem die Sonne am Himmelsrande verschwunden war, beim Lichte des Abendrots, welches wie eine feurige Lohe durch das dünne Gehölz hindurchschimmerte, ein lauter Streit entbrannte, ein förmlicher Skandal. Die Ranunkeln erklärten entschieden, daſs sie gar nicht daran dächten, ihre Lämpchen anzuzünden. Sie hatten freilich im ersten Augenblick eingewilligt, am Ende hatten sie sich jedoch die Sache überlegt, in der Erwägung, daſs es für sie, die Sprossen des berühmten und weitverbreiteten Stammes ranunculus, sich nicht gezieme, als Dienende im Gefolge des Brautpaares, anstatt unter den Gästen sich zu befinden. Sie waren wohl gerne bereit zu erscheinen, doch nur als Gäste, ihre Lämpchen aber wollten sie hermetisch geschlossen halten und sie nicht auftun, und mochte es die Sonne selber befehlen. Das war eine schlimme Sache. Nun galt es neue Hindernisse zu überwinden. Überdies waren die Widerspenstigen gewöhnliche, aber ganz gewöhnliche Ranunkeln, die in der Familie sogar ein Mitglied hatten, welches sie alle mit Kummer und Schande bedeckte, nämlich die giftige Ranunkel, die man gewöhnlich Spitzbübin, auf Lateinisch ranunculus sceleratus nannte. Das war eine der bösartigsten und häſslichsten Schadenstifterinnen im Reiche der Blumen. Eine Giftmischerin. Und nun stand diese liebe Verwandte abseits, über und über

gelb von Neid, rostbedeckt von den schwarzen Absichten, die sie hegte, schielte nach rechts und nach links und streckte ihre hornigen Stengel wie krumme Finger zu den Disteln aus, die ebenfalls ein recht ordinäres Gesindel, aber bedeutend ehrlicher waren. Sicherlich wollte sie diese Kumpane zu irgend einer unlauteren Tat bereden, während ihr unterdessen die mit Rost vermengte Galle durch alle Augen quoll. Was war das also für eine Anmaſsung, wenn man selber zu dem gewöhnlichen Volk gerechnet wird und noch dazu solch einen Schädling in der Familie hat, sich unter die vornehmsten Gäste mischen zu wollen! Doch es half nichts. Die goldenen Lämpchen der Ranunkeln waren unentbehrlich. Man muſste also wieder zu diplomatischen Mitteln greifen.

Die Winde seufzten. „Schade," sagten sie. „Wir haben vernommen, daſs die weiſsen Schmetterlinge sich bereits einen Plan zurechtgelegt hatten, zwischen euch und den Ehrenpreisen mit den saphirblauen Augen Bekanntschaft zu stiften ... Sie dachten nämlich, euch mit ihnen zu verloben. Wenn eines an den Ehrenpreisen just keinen Gefallen fände, könnte man ja unter den entzückenden Vergiſsmeinnicht wählen ..."

Die Ranunkeln erhoben die Köpfe und flüsterten: „Die Ehrenpreise sind hübsch. Die Vergiſsmeinnicht sind entzückend. Verlobungen ... Na, ob man sich verlobt oder nicht, ein wenig Flirt könnte keineswegs schaden."

„Ach ja, der Flirt ist eine recht angenehme Sache," unterbrachen die Winde. „Aber ihr wer-

det wohl dazu nicht kommen. Umsonst bekommt man keine Süfsigkeiten. Und wenn ihr eure Lämpchen nicht anzündet, wird nichts daraus."

„Ach nein, ach nein," riefen die Ranunkeln, „bitte, bitte, tut das nicht, raubet uns nicht das angenehmste Vergnügen. Wir sind bereit, alle unsere Lämpchen anzuzünden und sie mit dem reinsten Golde zu füllen, seid schon gut."

„Seht ihr's wohl ein!" riefen die Winde stolz. „Man soll sich niemals in Eitelkeit blähen, denn während man dem Ruhme nachjagd, entgeht einem das Glück. Wir verzeihen euch die kindische Widerspenstigkeit, zählen mit Sicherheit auf euere Lämpchen und wollen das den Schmetterlingen verkünden."

Nachdem sie auf diese Weise den letzten Streit an jenem Abend beigelegt hatten, begaben sich die Winde zur Ruhe, ohne im geringsten darauf zu achten, dafs der ranunculus sceleratus noch immer mit den Disteln sein boshaftes Geflüster führte, noch auf das sarkastische und spöttische Gelächter, welches mannigfach aus der Mitte des niederen Volkes, das von der morgigen Feierlichkeit völlig ferngehalten würde und aus solchen Familien bestand, wie die untersetzten Kapuzinerpilze, die ungehobelten Bärendisteln, der steife Beifufs, der Vogelknöterich, von dem es überall voll ist, die Wolfsmilch, der Sauerampfer, das Tollkraut, die Melde und ähnliche. Das war lauter Pöbel. Heute murrte das wohl, stellte sich über das Geringste beleidigt, aber morgen, beim Anblick der Feierlichkeit, würde es die Augen weit aufreifsen und mit allen

seinen plumpen Händen Beifall klatschen. Die Plebs beneidet wohl die Patrizier, aber beim ersten Zusammentreffen mit ihnen zerfliefst sie wie Honig und warme Milch.

Zufrieden mit ihrem Werke, doch erschöpft, betteten sich die Winde auf dem weichen Gras dicht bei der Erde, schliefen sofort fest ein und wurden so still, dafs man meinen konnte, sie wären gar nicht vorhanden auf der Welt. Doch aufser ihnen genofs keiner eines ruhigen Schlafes in dieser Nacht. Die Vögel machten nur ein Auge zu und öffneten das andere jeden Augenblick, um zu sehen, ob es schon tagte, unter den Schmetterlingen liefs sich jedesmal ein Flügelgeräusch vernehmen, und die Blumen erst... ach, diese schüttelten von Zeit zu Zeit ihre schläfrigen Köpfchen, bewegten die Blätter und seufzten jedesmal unter dem Schutze der Dunkelheit, so wie man nur aus einer von Sehnsucht und Hoffnung überquellenden Brust seufzt. Wie viele Hoffnungen erweckte der morgende Tag!

Komm, ach komm doch nur geschwind, o schöner Morgen, geliebter Morgen, mit deinen Gesängen, deinen strahlenden Lichtern, deinem prächtigen Schmuck, deinem beseligenden Wetteifer, deinen süfsen Küssen... Tag der Freude, der Liebe und der Glückseligkeit, o komme bald zu uns! Er kam. Sein Nahen verkündeten zunächst bleiche Traumgebilde, die gespensterhaft durch die Dunkelheit irrten und zerschwammen. Es war Licht und doch kein Licht, etwas Vermittelndes zwischen Schwarz und Weifs, graue, lange Fransen, welche wirr vom Himmel herunterhingen,

huschten umher zwischen den Bäumen, deren Umrisse sich jetzt schwach abhoben, während die verhüllten Sterne am Himmel immer blasser wurden und verschwanden. Das waren die ersten leisen, matten Herolde der Sonne, die immer gröſser wurde, von einem bläulichen Weiſs durchleuchtet, welches sie umfing und langsam aufsog, während die blasse, durchsichtige Morgendämmerung die Erde mit ihrem gleichmäſsigen Licht überflutete. Alles, was auf der Erde wuchs und lebte, verharrte wie gebannt in diesem Lichtscheine, nur droben in den Höhen huschten schweigende Schatten und neblige Gebilde dahin, immer höher und höher schwebend, und verschwanden allmählich, gleich einem sich zusammenfaltenden Mantel, und über den die kleine Wiese umringenden Anhöhen erglänzte endlich die Himmelswölbung, noch blaſs, aber klar und rein, ohne ein funkelndes Sternchen und von keinem Nebelstäubchen getrübt.

Die ersten, welche erwachten, waren die Winde. Als Ceremonienmeistern bei der Feierlichkeit lag es ihnen ob, die Ordnung zu überwachen. Doch, müde und träge, erhoben sie sich nicht sogleich, sondern wälzten sich einigemale gähnend auf ihrem Lager. Doch das genügte, um die Braut aufzuwecken, welche erbebte, ihre Blättchen schüttelte, ihr im Schlaf gesenktes Köpfchen erhob und die Rosenäuglein sofort auftat. So pflegen die aus dem Schlaf zu erwachen, denen der junge Tag groſsen Schmerz oder groſse Freude bringt. Die malva alcea wurde sofort beim Erwachen von einem Freudenstrahl durchzuckt, denn ihr

gegenüber stand, prangend in voller Schönheit, schlank und geschmeidig, der Erwählte ihres Herzens und hatte alle seine klaren Augen auf sie geheftet. Er hatte nicht zu erwachen gebraucht, denn er war nicht eingeschlafen. Aber kaum war seine Geliebte erwacht, als sich schon seine lanzettenförmigen Blätter zu ihr ausstreckten, und während sich sein Haupt in einer Verbeugung voll ritterlicher und zärtlicher Galanterie senkte, flüsterte er: „Guten Morgen, mein Liebling!“

Sie aber antwortete nicht, ihre Wimpern bebten nur und die Blätter, wie die Hände einer bescheidenen Jungfrau, falteten sich zusammen. An ihrer Stelle antwortete ihm eine ältliche, etwas heisere Stimme: „Guten Morgen, lieber Schwiegersohn! Ich will hoffen, daſs ich an Dir keine Enttäuschung erleben werde, daſs Du meine Tochter nicht tyrannisieren und mich nicht zwingen wirst, die Zahl der sogenannten bösen Schwiegermütter um eine zu vermehren.“

Die das sprach, war die Mutter der Braut, eine etwas ältliche, weil bereits zweijährige Malve mit untersetzter Figur und verblaſsten Augen, die nur hie und da noch ihre dickgewordenen Glieder zierten.

„Guten Morgen, liebe Freundin!“ grüſsen mit jungen frischen Stimmen die Brautjungfern, epilobia grandiflora und gallium, die Braut. „Wie hast Du diese Nacht geschlafen? Scheint nicht besonders gut, denn Deine Augen sind blaſs und die Hautfarbe nicht frisch.“

Sie logen. Die Braut sah frisch und bezaubernd aus, nur jene wollten sie aus Neid kränken und einschüchtern, während sie zum

Scheine taten, als freuten sie sich über ihr Glück.

Die Ehrekavaliere des Bräutigams waren aufrichtiger und herzlicher. Das Glück des Freundes neideten sie ihm nicht, vielleicht weil es in ihrer Macht lag, sich davon zu verschaffen, so viel sie wollten. Der gladiolus legte seine Amarantglöckchen an den Kopf des Bräutigams und flüsterte ihm von süfsen, fröhlichen Hoffnungen, und geranium schüttelte munter seine unzähligen, lilienweifsen Spitzen aus Freude über das Glück seines Freundes, während er zum gallium schmachtend hinüberlächelte, welches inzwischen sein schönes Kleidchen weit ausbreitete, dafs die Schleppe eine Menge Gräser bedeckte und den Klee, die Vergifsmeinnicht und die Ehrenpreise berührte, welche davon erwachten und flüsterten: „Schon? Ist es schon Tag? Wird die Hochzeit bald sein? Ist die Sonne schon erschienen?“

Als Antwort erscholl der brausende Ruf der Winde: „Das Morgenrot! Das Morgenrot! Das Morgenrot!“

Diese Siebenschläfer hatten sich endlich aufgerafft, schwangen sich empor, sausten hin und her und raunten: „Steht auf! Zieht euere Festgewänder an! Haltet euch bereit! Geschwind! Geschwind! Nicht gezögert! Das Morgenrot kommt, das Morgenrot kommt!“

Dies flüsternd, flogen sie hurtig, mit einem Wehen, so frisch, wie der Sommermorgen, nach dem Walde, und sofort liefs sich das Knistern geschüttelter Zweige vernehmen, das Flattern sich regender Schwingen, und ein kurzes, noch schläfriges Zwitschern einer Menge von Stimm-

chen: „Was? was? was? Ist der Mo-o-o-rgen schon da? Oho-ho! Wie hell ist es in der Welt! Hell! So hell! Fiu, fiu, fiuu! Wir haben verschla-a-afen. Laſst uns aufstehen, aufstehen, aufstehen!“

Dort, wo die Hügel auseinandertraten und ein Tor auf die Felder und den Feldweg eröffneten, sah man den fernen, fernen Himmel, und auf dem Himmel, der blaſs und weiſs war, erschien zuerst ein schmaler, blaſsroter Streifen, der immer breiter wurde und sich tiefer färbte, bis er aussah, wie aus lauter Rosenblättern bestehend.

Jetzt entstand in dem Tal zwischen den mit dünnem Föhrengehölz bestandenen Hügeln eine Bewegung und ein lebhaftes Treiben. An allen Bäumen und Büschen erglänzen unzählige kleine Vogelaugenpaare, viele befiederte Köpfchen wandten sich nach allen Seiten um und viele bewegliche Schnäbelchen lieſsen kurze, in allen Tonarten sich wiederholende Laute vernehmen, die klangen, wie wenn viele Instrumente auf einmal gestimmt werden. Die Kapelle der Waldsänger probierte das herrliche Hochzeitslied, welches bald, bald erklingen sollte. Von dem höchsten Punkte des höchsten Baumes im Walde lieſs der Kuckuck ein lautes Triumphgeschrei ertönen: „Sie geht, sie geht! Sie ist schon nahe, schon nahe!“

Aus groſser Freude stimmte er ein tolles Lachen an: „Ko-ko-ko-ko-ko! Ku-ku!“

Und sofort wuſsten alle, wer es war, der ging und immer näher kam. Es war die Königin, die Herrscherin, die Lichtspenderin, die

Ernährerin und Wohltäterin alles dessen, was da lebte, die Sonne.

Erst jetzt erwachte der dritte Ehrenkavalier, das Sonnenröschen, schüttelte sich, gähnte, machte sein grofses gelbes Auge auf und wandte es gegen Osten, während er mit Unruhe des echten Höflings flüsterte: „Die Sonne! Schon? Wo ist sie denn? Ich sehe sie nicht. Aber die schöne Aurora ist schon erschienen. Sei mir gegrüfst, Du schöne Aurora, Du erste unter den Ehrendamen unserer Königin, und sage mir, ob sie gesund und heiter ihr Lager verlassen hat. Und Du selber, Aurora, wie schön und blühend Du aussiehst! Wenn ich Dich ansehe . .“

Und so weiter, und so weiter. Der unermüdliche Schmeichler erschöpfte sich in Bücklingen und höfischen Komplimenten, und merkte nicht, dafs seine schöne Dame, die calla, hinter einem Busch von Grashalmen schon ihren weifsen Kelch ausstreckte, indes die Ehrenpreise, ihrem Versprechen getreu, rasch eine saphirblaue Arabeske über den Hochzeitsteppich hinwarfen, den der Gundermann zu den Füfsen des Brautpaares ausbreitete, während die Winde ihre Rosenkelche und die Schote ihre bunten Streifen über ihn ausstreuten. Auch das gemeine Volk war inzwischen erwacht und rifs weit die Augen auf und fing an, sich drängend und stofsend, die Vorbereitung zu der Festlichkeit anzustaunen. Doch die beiden Helden des Tages, denen zuliebe allein all der frohe Lärm stattfand, schienen nichts von dem, was vorging, zu merken, sie vergafsen sogar die Herrlichkeit ihrer Abstammung und ihren hohen Rang in der Welt. Hätte man dem Nacht-

licht gesagt, es werde eine Distel werden, es hätte wohl zur Antwort gegeben: „Gut, wenn ich nur das Herz der Malve weiterhin besitze"; und die Malve würde keinen Augenklick gezögert haben, sich in einen Kapuzinerpilz zu verwandeln, wenn sie nur sicher gewesen wäre, die Liebe ihres Erkorenen nicht zu verlieren. Seine hellen goldenen Augen hingen an ihren Wimpern, an deren immer tiefer werdendem Rosarot Feuchtigkeit emporzuquellen anfing. Als die Umstehenden das junge Paar sahen, das so zärtlich in einander verliebt war, verspürten sie ebenfalls Tränen in den Augen. Alle Vergiſsmeinnicht und Ehrenpreise, alle Kelche des gladiolus, alle Spitzen des geranium, alle Sternchen der epilobia bedeckten sich reichlich mit zitternden Tropfen, zitternde Tropfen erschienen an dem schneeweiſsen Becher der calla, und das Spitzenkleid des gallium wurde von ihnen beinahe ganz feucht. Sogar das niedere Volk fing an zu weinen. Der Sauerampfer, auch sonst zum Weinen geneigt, überfloſs von Tränen, die Wolfsmilch lieſs vor grosser Rührung das nasse Haupt auf die Brust eines untersetzten Pilzes sinken. Sogar der ranunculus sceleratus weinte zusammen mit den Disteln, seinen Kumpanen, aber die taten es aus Wut. Nur das Sonnenröschen dachte nicht daran, zu weinen. Klein, etwas krumm, wie es war, stemmte es sich keck in die Seiten, heftete sein einziges, gelbes Auge auf das Morgenrot und erwartete die Sonne.

Es brauchte nicht lange zu warten. Das Morgenrot breitete seine Rosenfinger weit über den Himmel aus und in diesem Augenblick

ließ der Kuckuck auf dem Wipfel des Baumes einen Schrei ertönen: „Ku . . .!“ und brach ab.

Vor Freude und festlicher Rührung stockte seine Stimme in der Kehle. Dann — geschah etwas, was keine Sprache zu schildern und keine Feder zu beschreiben vermag. Es war dies ein ungeheueres Brio von Tönen, Farben, Düften und einem Glanz, in dem alles untertauchte, strahlte, duftete und sang . . .

Über dem Rand des Morgenrots zeigte die Sonne ihre goldene Stirn und sandte in die Welt hinaus eine Fülle von Strahlen, die sich in den Tränen der Blumen spiegelten und sie in Perlen und Brillanten verwandelten. Da aber die Blumen vor freudiger und zärtlicher Rührung über und über mit Tränen bedeckt waren, so gab es ein Leuchten und Funkeln und Schillern, als hätte man die märchenhaften Schätze von Golkonda über den Teppich zu den Füßen des Brautpaares hingestreut. Sofort wölbten die Pimpinellen und Karotten, so hoch sie konnten, ihre weißen Baldachine, die auf silbernen Stäbchen ausgespannt waren, die Ranunkeln erhellten ihre zahllosen goldenen Lämpchen, das Zittergras ließ seine krystallhellen Glöckchen erklingen, das Riechgras, die beiden Schwestern Minze, der Thymian am Rande des Waldes fingen an, ihre Rauchfässer aus ganzer Kraft zu schwingen und verbreiteten süße und berauschende Düfte. In diese Düfte hinein, durch die von der Sonne immer mehr erhitzte Luft ertönten die Klänge der Kapelle, welche vom Waldessaum her eine lautschallende, sehr komplizierte und tiefe, aber zugleich lyrische und herzergreifende Musik herübersandte.

Das war das Hochzeitslied, dessen Hauptmotiv von dem gröfsten Tonsetzer im Reiche der Vögel, von der Nachtigall selber, herrührte und von dem Stieglitz und dem Zeisig kunstvoll entwickelt wurde, während der Wiedehopf und die Taube mit ihren tiefen Baſstönen: „Hu—hu! hu—hu!“ jedesmal einfielen, der Fink in die Kastagnetten schlug und die Amsel solche feine und reine Flageolettöne ausführte, daſs so mancher Meister der Violine sie beneidet hätte. Diese rauschende Musik, die in einer unermeſslichen Fülle von Trillern, Akkorden und Passagen über die Wiese dahinfloſs, mit der bezaubernden Melodie als Grundton, erschütterte so sehr die Nerven des Löwenzahns, daſs so mancher von dieser Familie den richtigen Moment nicht abwartete und die Raketen von leichtem Flaum in die Luft emporschleuderte. Als der Thymian dies sah, fing er an, sein amethystblaues Rauchfaſs noch kräftiger zu schwingen, während die Winde, aus Freude darüber, daſs alles so schön gelungen war, flotte Solotänze in den Lüften aufzuführen begannen. Doch unterbrachen sie das Spiel sofort und hielten wie gebannt inne, trotz ihres ganzen Leichtsinns von dem Ernst des Augenblicks gebannt. Denn siehe, vom Walde her, mitten durch die dünngepflanzten Föhren, kam der groſse Schmetterling herbeigesegelt, die mit Purpur gesprenkelten Flügel weit ausbreitend und in schwerem, ernstem Flug in der Luft sich wiegend. Er flog zu dem Brautpaar, zu dem Bräutigam zunächt, der alle seine klaren, groſsen Augen dem Schmetterling zuwandte und jetzt aussah wie ein Ritter ohne Furcht und

Tadel, dem es vor nichts in der Welt bangt, weil er weiſs, was er will und nur von den edelsten, reinsten Absichten beseelt ist. Die Braut fing an, an allen Blättern zu beben und in ihren Rosenaugen leuchteten Tränen, während ihre Mutter, die bejahrte Malve, so laut und erschütternd zu schluchzen begann, daſs alle, die Brautjungfern und die Ehrenkavaliere, die Gäste und das gemeine Volk sogar, in Tränen ausbrachen, daſs die ganze Wiese wie von Brillanten erglänzte. Die Musik hallte immer lauter und ergreifender, der Löwezahn hatte bereits alle seine Raketen in die Luft geschossen, die Lämpchen der Ranunkeln leuchteten förmlich blendend, die Düfte wurden immer süſser und berauschender, und der groſse Schmetterling schwebte durch die Luft, langsam, schwer, schwebte zu dem Brautpaare hin, gefolgt von einem beweglichen, kreisenden Schwarm kleinerer Schmetterlinge, leichter, gelber, blauer, weiſser Genossen . . .

Jetzt geschah etwas... Schreckliches.

Der Kuckuck, welcher von der Spitze des Baumes der Feierlichkeit zusah und zugleich in die Welt hinauslugte, schrie plötzlich mit entsetzter Stimme: Ku!....“

Und gleich brach er ab. Vor Angst und Schrecken stockte sein Atem in der Brust. Er bot jedoch seine ganze Kraft auf und fing an schreien mit einer Macht, daſs er die ganze Kapelle übertönte, mit einem solchen Entsetzen, daſs alles, was lebte, erschrak, ohne Takt und Rhythmus, wie rasend: „Ku-ku-ku-ku-ku-ku!...“

„Was? was?“ schrien alle Blumen und Winde auf einmal, die Schmetterlingschar blieb reglos in der Luft hängen und nur die Musikanten, welche in ihrem Eifer alles überhörten, musicierten weiter.

Der Kuckuck schrie von seinem erhöhten Standort: „Der Tod geht! Der Tod geht! Der Tod geht!“

Der Tod? Was für ein Tod? Was ist das Tod? Wozu? Für wen? Warum? Zur Hochzeitsfeier kommt der Tod? Kommt jetzt, in diesem Augenblick, da es in der Welt so hell, so schön, so fröhlich, so selig ist? Das kann nicht sein. Das ist eine falsche Nachricht. Der Kuckuck lügt! Nieder mit ihm! Er hat die Freude gestört, er hat sein Amt mißbraucht, das schöne Spiel verdorben! Nieder mit ihm!

Jetzt hallte durch die Wiese ein giftiges, höhnisches Lachen, das beinahe satanisch klang und von den mit dem Rost des Neides befleckten Lippen des ranunculus sceleratus kam, der alle seine krummen Finger nach der Öffnung des Tales ausstreckte, wie auf etwas weisend, was keiner bemerkte. Er allein sah das, was der Kuckuck ankündigte, er wußte, daß er bald sterben mußte, aber er lachte aus höllischer Freude, daß mit ihm zugleich alle die Anderen sterben müßten, die es gut in der Welt hatten und die er darob haßte. Während er auf die Öffnung hinwies, rief er mit einer vom Gelächter unterbrochenen Stimme:

„Seht! Dorthin seht! Cha, cha, cha! Das sind euere Liebeshändel und Hochzeiten. Dauerhaft, sicher, ewig, nicht wahr? Das sind euere

Mühen, Bestrebungen, Kämpfe und Streitigkeiten, das ist das Ende euerer Freuden, eueres Jauchzens und Frohlockens. Bums, und hin ist es! Bums, und alles ist vorbei! Cha, cha, cha!“

Alles, was in wunderbaren Farben auf der Wiese blühte, im Brillantenschmuck leuchtete, seine kunstvollen Spitzengewebe entfaltete, alles, was duftete, liebte, sich des Lebens freute, wandte die Blicke nach der angegebenen Richtung und flüsterte mit ersterbenden Lippen: „Der Tod!“

In der Öffnung des Tals, welche sich wie ein Tor auf die Felder und Stege auftat, stand ein Bauer im weifsen Hemde, mit nackten Füfsen, und über der zerknüllten Mütze, welche seinen Kopf bedeckte, hoch oben in der Luft, blinkte mit scharfem und kaltem Strahl eine Sense.

— — — — — — — — — — —

Einige Minuten später war von all den Gesängen der Vögelkapelle kein Ton mehr in der Luft geblieben. Tiefes Schweigen herrschte. Nur der Kuckuck liefs weit, weit oben in den Höhen wehmütige Töne vernehmen. Die Winde umarmten das Waldmoos und schluchzten leise. Und im Tal, zwischen den Hügeln, mitten in dem tiefen Schweigen der Luft und der Erde, klang nur noch die Sense allein dumpf und düster: „Tschach—tschach. Tschach—tschach!“

DAS EWIG MENSCHLICHE.

VON ELISE ORZESZKO.

Sobald der Schnee auf den Dächern und Straſsen in der frühen, winterlichen Abenddämmerung grau zu verschwimmen begann, erglänzten die Fenster des groſsen und geräumigen Hauses in hellem Licht. Auf ihrem goldigen Hintergrunde konnte man prächtige Guirlanden an den Vorhängen, schlanke Lampenpostamente und zierliche Gewächse bemerken und bewegliche Menschengestalten vorbeihuschen sehen.

Sobald auf der Straſse das Gerassel der Räder verstummte, drangen durch die Doppelscheiben die gedämpften Töne eines Klaviers. Es war leicht zu erraten, daſs die Menschen da drinnen angenehme Unterhaltung pflegen, daſs sie nach reichlichem Mahle mit Musik und anregendem Gespräch die schnell dahineilende Zeit sich versüſsen.

Vor dem Tor hielten einige Wagen mit schönem Gespann und Kutschern in Livrée, die mit herabhängenden Köpfen schlummerten

und sich gegenseitig anstieſsen. Aber aus dem Innern trat ein Lakai und überbrachte den Befehl, nach Hause zu fahren. Die Räder knarrten im Schnee, die Wagen, von ungeduldigen Pferden gezogen, rollten in langer Reihe die Straſse dahin, auf der jetzt zwischen dem grau werdenden Schnee und dem blauen Himmel die Laternen in zwei Reihen aufflammten.

Dann wurde es still in der Straſse, zuweilen nur glitt ein leichter Schlitten vorüber mit leisem Geklingel. Aus den Fenstern der Magazine fielen breite Lichtstreifen auf die Trottoirs und erhellten die Profile der Vorübergehenden.

Da trat aus dem Tore des erleuchteten Hauses ein Mann, dessen grauer Bart wie ein groſser Schneeflocken ihm auf der Brust lag. Ein kostbarer Pelz umschloſs eng die hohe Gestalt, deren Schultern etwas gebeugt waren. Kleidung, Haltung, sogar seine Art, die Handschuhe anzuziehen, verrieten den Mann der höheren Schichten. Der rasche Schritt sprach gegen die äuſseren Zeichen des Greisenalters, wie Brille, graues Haar und gebückte Haltung. Sowohl im Schritt als auch in den wenigen Handbewegungen, die er ausführte, malte sich Miſsmut und gleichsam das Bedürfnis, das Haus, aus dem er soeben getreten, weit hinter sich zu lassen.

Denn so oft die Salons seiner Tochter von dem Geräusch der glitzernden, leichten, leeren Reden widerhallten und an den Gemächern des Schwiegersohnes die grünen Tische aufgestellt wurden, beschlich ihn stets Widerwille, Trauer, Langweile, und wenn er nur konnte, verlieſs er dies Haus, das auch sein Haus war.

Hatte er mit dem herannahenden Alter das Herz für diese Welt verloren, oder hatte die Welt sich von ihm abgewendet? Es war zum Teil beides der Fall. Für ihn, der erwachsene Enkel hatte, waren Familienväter und -Mütter junges Volk. Indes man kann die Jugend lieben und von ihr geliebt werden.

Ihm jedoch war das Verständnis für die Bestrebungen der jüngeren Generation abhanden gekommen. Einst hatte er seine vielgeliebten Ideale, die ihm als Maſsstab für Menschen und Dinge dienten. Mit diesem Maſsstabe gemessen, erschienen Tochter, Schwiegersohn und Enkel wie Zwerggestalten. Er möchte nicht ungerecht sein, und sein Vatergefühl protestierte auch. Weder die Tochter, noch der Schwiegersohn, noch die Enkel waren Tintenflecke. Sie hatten ihre Vorzüge, Tugenden, Fähigkeiten, aber übereinstimmen mit ihnen konnte er doch nur selten. Andere Anschauungen, andere Neigungen, andere Erinnerungen. Jene würden gelangweilt eingeschlafen sein, wenn er ihnen von dem erzählen wollte, was ihn unablässig erfüllte. Er wohnte bei der Tochter in Überfluſs und Glanz, und dennoch wälzte er einen Tag nach dem anderen von seinem Leben hinab, wie man eine unnütze Last von den Schultern wälzt. Er ging seinem Ende entgegen so langsam, wie er hier das Pflaster entlang ging. Denn den raschen Schritt, mit welchem er das Haus verlassen, hatte er so gemäſsigt, daſs er jetzt kaum die Füſse bewegte.

Wenn er an den hellerleuchteten Stellen vorüberging, glänzte an seinem Halse der Pelz-

kragen und die goldene Brille an den Augen und der zierlich geschnitzte Kopf am Stock. Wenn er aber in Halbschatten tauchte, erlosch jeder Glanz an seinem Äufsern und gebückt wandelte er an den Spaziergängern vorüber, einem Schatten vergleichbar, mit dem einen Schneeflocken auf der Brust, und einem zweiten, der unter dem Hut auf dem Nacken hervorquillt. Das Licht wurde immer spärlicher und die Schatten dichter. Die Bewegung auf der Straſse wurde schwächer, Wagenrasseln hörte man gar nicht und die Glocken eines Schlittens erklangen nur selten. Sogar die Laternen flimmerten trübe hinter den berufsten Glasscheiben; die Trottoirs wurden immer schmäler und leerer, hinter den niedrigen, kärglich beleuchteten Fenstern sah man keine schlanken Lampenpostamente und vernahm keine Musikklänge.

Er befand sich in einem weit ärmeren Stadtviertel als das, welches er soeben verlassen hatte. Hier wohnte noch nicht das Elend, aber schon eine daran grenzende Armut. Bescheidene Läden anstatt der grofsen Magazine mit prangenden Auslagen; grelle Schilder blitzten in der schwachen Beleuchtung über den alten Toröffnungen, manche schaukelten sich im Winde und knarrten über den Köpfen der Vorübergehenden.

Darunter war eins mit weifsem Zifferblatt auf schwarzem Grund, ähnlich einem alten, verweinten Gesichte. Die verwitterten Ziffern und die Zeiger glichen den Runzeln, die die Zeit eingegraben; Regen und Ungewitter haben darauf schwärzliche Flecke hinterlassen, wie die Spuren vertrockneter Tränen.

Der Blick des Alten traf das bemalte Gesicht der Uhr, die, vom Windhauch leicht geschaukelt, knarrte. Es klang wie eine mit trauriger Stimme hervorgebrachte Einladung. Ein Uhrmacher! Das traf sich gut. Seine Uhr brauchte eben der Ausbesserung. Seit einiger Zeit ging sie immer langsamer, um einige Minuten täglich. Er richtete, besserte, schob vor und zurück; nichts half. Und doch verstand er die Uhrmacherei, alle Uhren im Hause unterstanden seiner ausschliefslichen Oberaufsicht. Aber dem alten Freund tat offenbar ärztliche Hilfe not. Er tat ein paar Schritte hinan, öffnete die Tür zum Laden, aber als er sie hinter sich schlofs, trat er nicht sogleich ein, sondern blieb einige Augenblicke stehen, sah um sich und horchte.

Die Stube war klein, niedrig und von oben bis unten erfüllt von einem sonderbaren Geräusch, murmelnd, eintönig und zugleich unruhig, hastig. Es war dies kein Lärm, nur ein Geräusch, nicht anschwellend und nachlassend, sondern unaufhörlich, gleichartig, ohne eine Sekunde zu verstummen, die ganze Stube von oben bis unten erfüllend. Sonst war hier kein Ton zu vernehmen, weder der Strafsenlärm, noch das Knarren der Schilder, noch eine Stimme aus der Lebwelt. Nichts, nur von der Decke bis zum Boden, von Wand zu Wand die Unterhaltung der überall herumhängenden Uhren, die unter einander mit trockenen und stofsweisen Stimmen redeten: Tik-tik, tak-tak.

Umgeben von diesem unaufhörlichen Geplauder, safs bei dem einzigen Fenster an einem von einer Lampe erhellten Tisch ein Greis im

langen, fadenscheinigen Gewand, gebeugt über eine Unzahl von winzigen Rädchen, Federn, Häkchen. Auch er hatte auf Brust und Nacken schneeige Haarbüschel. Grofse Brillengläser vor den Augen, mit einem feinen Werkzeug in der Hand, arbeitete er an den glänzenden Kleinigkeiten. Seine Stirn war gefurcht, die Lippen gebläht; gespannte Aufmerksamkeit lag in seinen Augen, an denen hinter den weifsen Brauen und geröteten Lidern ein silberner Funke aufglänzte. Sein Ohr schien so an den „Tik-tak" der Uhren gewöhnt, dafs anderes Geräusch nur schwierig zu ihm drang. Er überhörte das Eintreten des Fremden.

Eine Weile später ertönte inmitten des allgemeinen Summens eine laute Stimme, klangvoll, munter und frisch, und rief über das ganze Zimmer „Ku—ku" und wiederholte dann gelassen „Ku—ku! Ku—ku!" bis sie nach dem achtenmale schwieg; dann erfüllte die Stube wieder jenes geschwätzige Summen, das mafsvolle und zugleich hastige, drängende Geplauder der Uhren.

Der alte Jude mit den zwei schneeweifsen Haarbüscheln erhob das Haupt, die Lippen kräuselten sich zu einem seligen Lächeln, sein zufriedener Blick schweifte in der Runde und begegnete dem Gesicht des Gastes, der auch zu lächeln schien. Er erhob sich ein wenig vom Sessel, berührte sein Sammetkäppchen mit dem Finger und begann:

„Mein Herr, was..."

Da erblickte er den kostbaren Pelz, die goldene Fassung der Brille, die stolze, wenn auch gebeugte Haltung, und verbesserte sich:

„Gnädiger Herr, womit kann ich dienen?“

Aber der gnädige Herr ging, ohne zu antworten, direkt auf die mit murmelnden Uhren behangene Wand zu und blieb vor der Uhr stehen, welche soeben die Kuckuckslaute vernehmen liefs.

„Woher hast Du diese Uhr?... Eine altertümliche Uhr... merkwürdiges Zifferblatt!... Woher hast Du sie? Wem gehört sie?“

Wie von einer Feder emporgeschnellt, sprang der Jude auf und mit einem Satz stand er neben dem alten Herrn, vor dem Ebenholzschrank, aus dem die Kuckucksuhr hervorsah.

„Wessen diese Uhr ist? Wessen soll sie sein? Mein ist sie. Sie gehört mir, wie ein Sohn seinem Vater, wie ein Freund dem Freunde. Der gnädige Herr haben gedacht, dafs diese Uhr sich bei mir zur Reparatur befindet, und dafs jemand gleich kommen wird, um sie fortzunehmen? Aj, aj, wenn mir die Uhr jemand wegnehmen wollte, ich würde ein Geschrei erheben, dafs die Leute zusammenliefen... Die Uhr gehört mir!“

Er sprach eifrig, mit grofser Lebhaftigkeit und einem schalkhaften Lächeln auf den Lippen, plötzlich aber hielt er inne und betrachtete aufmerksam den Gast, der, ohne ihn zu beachten, mit erhobenem Haupte und leicht geöffneten Lippen keinen Blick von der Uhr verwandte, und rief:

„Gib mir einen Sessel und eine Lampe her, denn ich kann die Landschaft auf dem Zifferblatt nicht sehen. Ich merke, dafs eine da ist, aber sehen kann ich sie nicht.“

Er stieg auf einen vom Juden hingeschobenen Sessel, und zwar so rüstig, wie ein Jüngling.

„Die Lampe her!“ rief er.

„Gleich, sofort, gnädiger Herr!“

Mit diesen Worten stand der Jude mit der Lampe in der Hand zur Seite des Gastes auf einem zweiten Sessel.

„Genève!“ rief der alte Herr. „Ja, so, ein schweizerisches Fabrikat. Kennst Du vielleicht die Firma?“

„Warum soll ich sie nicht kennen? Was wüſste ich von dieser Uhr nicht?“ Und triumphierend nannte er den Namen einer längst nicht mehr existierenden Fabrik.

„Das war eine Fabrik, wie es heutzutage keine mehr gibt.“

„Ach ja, ganz recht, heutzutage gibt es keine solche Fabriken mehr. Zeige mir doch, wie man diese Uhr aufzieht.“

Der alte Jude holte aus einem Behälter auf dem Schrank einen Schlüssel hervor, so behend, als hätte er ihn aus dem Ärmel geschüttelt.

„Sehen Sie, gnädiger Herr, so zieht man sie auf. Gut, daſs ich sie noch heute nicht aufgezogen habe, so kann ich es Ihnen vormachen. Fein, nicht wahr? Ein so alter Schlüssel, und es geht doch wie geschmiert.“

„So, aha; und ich glaubte, daſs man sie von hinten aufzieht, denn solche Uhren...“

„Das ist ein Irrtum, gnädiger Herr. Solche Uhren werden niemals von rückwärts aufgezogen. Das sind ganz andere, welche man von rückwärts aufzieht. Und nun will ich dem gnädigen Herrn noch die Gesimse zeigen. Sehen

Sie, gnädiger Herr, was das für eine feine Arbeit ist, die Schnitzerei und die Vergoldung... fein..."

„Empire!" flüsterte der alte Herr.

„Ampir!" bestätigte der Jude. „Ha, ha, ha, auf mein Gewissen, der gnädige Herr sind ein Kenner, beinahe wie ein Uhrmacher. Rein Ampir, fast hundert Jahre alt."

„Warte nur, warte; was ist das für eine Feder?"

„Nu, das ist eine solche Feder, wenn ich darauf drücke, fliegt gleich ein Vogel heraus, raschelt mit den Flügeln und beginnt zu schreien."

„Aha, ganz richtig, ein solches Federwerk habe ich schon gesehen."

„Wenn der gnädige Herr es einmal gesehen haben, will ich es dem gnädigen Herrn zum zweitenmale zeigen."

Sie standen nebeneinander, verschieden an Gestalt, denn der Uhrmacher war kleiner und schmächtiger als der Gast. Der Jude hielt in der Hand die Lampe, deren Schein auf die beiden unähnlichen Gesichter fiel, die beide gleichwohl von einer Unzahl Runzeln bedeckt waren. Beide hatten Brillen auf und ihre Augen blickten unverwandt mit gleicher Seligkeit auf die Uhr. Plötzlich erhob sich über ihren Köpfen ein wiederholter Ruf: „Ku-ku, ku-ku." Es war der Vogel, welcher, dem Drucke der Feder gehorchend, aus seinem Nest geflogen war, mit den Metallflügeln raschelte und seinen stereotypen Ruf wiederholte. Der Jude trat zuerst vom Sessel, half dem Gast beim Heruntersteigen, und die Lampe hinzustellen vergessend, blickte er ihn aufmerksam an.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr," stammelte er unsicher, „vielleicht irre ich mich, aber mir scheint, daſs meine alten Augen den gnädigen Herrn erkennen."

„Warte nur, warte," rief der alte Herr lebhaft, „ich glaube mich auch zu entsinnen. Ich habe Dich einmal gekannt."

„Sie sind der gnädige Herr Graf Xaver von Strumienica . . ."

„Nun, und Du? Denn ich kann mich nicht entsinnen . . ."

„Ich bin Berek Schimschels, welcher in Strumienica Pächter war."

„Berek! Ist es möglich! Aber ich erinnere mich Deiner sehr genau. Meine Schwester hat Dich einmal als Modell zu irgend einem Bilde verwendet."

Der Jude nickte bejahend; er muſste die Lampe auf den Tisch hinstellen, denn seine Hände zitterten. Aus einem Winkel zog er ein altes Fauteuil mit eingedrücktem Sitz hervor und lud den Gast zum Sitzen ein. Er schmatzte mit den Lippen, lachte, zwinkerte mit den Augen, wie vom Lichte geblendet. Endlich setzt er sich, sah wieder auf den Gast und stieſs unverständliche Laute hervor, aus denen aber Freude und Überraschung klang. Auch der Gast betrachtete ihn mit unverhohlenem Staunen.

„Ist es möglich? Du bist Berek? . . . Du . . . jener Berek mit dem krausen Goldhaar und dem mädchenhaft zarten Gesicht und den türkisblauen Augen? Meine Schwester hatte Dich als Figur an einem Bilde verwendet, dann

kamst Du öfter auf das Schloſs. Also du bist es? . . .“

Ich . . . ich selber, gnädiger Herr Graf. Und Sie sind jener Junker, der die Treppen zum Schloſs niemals anders als vier Stufen mit einem Satz nehmend hinaufsprang. Als mich das gnädige Fräulein malte und der Herr Graf Xaver in das Zimmer trat, so war es, wie wenn die Sonne aufgeht. Aj, ob ich mich entsinne, und wie der Herr Graf auf dem Pferd zu reiten pflegte, und wie er mit den Mädchen tanzte . . . Mochten noch so viele junge Herren auf Pferden reiten, der Graf Xaver war immer voran; und wenn noch so viele Fräulein da waren, alle wollten nur mit ihm tanzen. Das alles hab' ich gesehen, ich stand am Gitter oder unterm Fenster . . .“

„Aber ja, ja,“ unterbrach ihn der Graf, „ich erinnere mich Deiner ausgezeichnet, wie Du auf dem Schloſsplatz standest, oder beim Gitter, und allem zusahst mit Deinen Augen, die einen merkwürdigen Ausdruck von Naivität und Entzücken hatten . . . Oftmals sprach ich mit der Schwester von Dir, daſs Du aussahst, wie Einer, der sich über die ganze Welt freut und nie einen Kummer gekannt.“

Der Jude lächelte leise vor sich hin.

„Und der gnädige Herr Graf? Haben Sie sich nicht über die ganze Welt gefreut?“

Der Graf sann nach und seufzte.

„Natürlich!“ versetzte er, „wenn man jung ist . . . Wir waren jung, alle beide, lieber Berek.“

Ohne ein Auge von dem gnädigen Herrn abzuwenden, fragte der Jude leise:

„Und jetzt?“

„Jetzt? Nun, alt sind wir geworden, alle beide.“

Der Jude stützte seine Hände auf die Knie, heftete den Blick auf den Boden, schrumpfte zusammen und wurde ganz klein:

„Hm, hm,“ sagte er, „wie sollten wir nicht zugleich alt werden, da wir zugleich jung gewesen. Jeder Mensch auf der Welt, ob Jude oder Christ, ob groſs oder klein, muſs alt werden, einem jeden ist die Jugend ein Paradies und das Alter wie eine Last, die man bis zum Tode nicht abschütteln kann . . . Das muſs jeder durchmachen . . .“

Er schwieg. Auch der Graf schwieg und nur die Uhren an den Wänden führten ihr murmelndes, unruhiges Gespräch unaufhörlich weiter: tik-tik, tak-tak.

Da begann eine in tiefem Baſs die Stunde zu schlagen: eins, zwei, drei; hier setzte eine zweite ein mit ganz dünnem Ton, und beim sechsten Schlag tönnte ihrer schon drei, dann sechs, bis sie zu einem ganzen Chor anwuchsen, der zu zwei- und zu dreistimmigen Akkorden verschmolz und die neunte Stunde verkündete. Der Graf sah lächelnd um sich.

„Ein Konzert!“ rief er leise, dann fügte er sinnend hinzu: „Lieber Berek, wie viele Stunden hat die Zeit schon geschlagen, mir und Dir!“

„Nu,“ antwortete der Jude, „wie sollte sie es nicht? Wir waren weit von einander, vergaſsen einander, und die Zeit verrann und die Uhren schlugen die Stunden für uns beide, für alle. Die Zeit schlägt allen die Stunden.“

Eine Weile schwieg er, dann erhob er den Blick zum Grafen und sagte:

„Wissen Sie, gnädiger Herr Graf, ich entsinne mich Ihrer gottseligen Eltern noch, als hätte ich sie gestern gesehen. Des Herrn Grafen Vater war von kleinem Wuchs, aber so stolz von Angesicht ... Und die Frau Mutter hatte Hände, daſs ich stets meinte, es wären zwei weiſse Blumen. Nichts für ungut, Herr Graf, daſs ich so frei bin, aber sind sie schon lange tot?“

Des Grafen Stimme zitterte ein wenig, als er versetzte:

„Schon lange; die weiſsen Lilien sind schon lange in der Erde.“

„Und Deine Eltern?“ hub er nach einer Pause wieder an. „Deines Vaters erinnere ich mich fast gar nicht mehr, aber Deiner Mutter entsinne ich mich noch ganz gut; sie war eine kleine, schmächtige Frau, abgemüht, mit welkem Gesicht, aber mit lebhaften, schwarzen, schönen Augen.“

Der Jude antwortete nicht bald, dann zeigte er mit dem Finger auf den Boden und sagte:

„Diese schwarzen Augen ruhen hier, lange schon.“

Die Uhren murmelten „tik-tak“ und die beiden Menschen schwiegen, in das leise Rauschen der Zeit mit den Gedanken versunken.

Der Jude erwachte zuerst aus dem Nachsinnen.

„Womit habe ich bei Gott die Gnade verdient, daſs er mir einen alten Bekannten gesandt?“

Der Graf zog aus der Westentasche eine altfränkische Uhr hervor und legte sie auf den Tisch.

Der Jude nahm sie mit sichtbarem Vergnügen in die Hand, betrachtete sie und fragte:

„Nun, worüber klagt sie? Was fehlt ihr? Sie geht nach? Der gnädige Herr haben versucht, sie zu reparieren und es ging nicht? Na, na, ich merke schon, ihr geht's schlecht, sie ist leidend; wir müssen sie auseinandernehmen und kurieren."

Dem Grafen erglänzten die Augen hinter der Brille. Er war zugleich unruhig und freudig erregt.

„Kann das gleich geschehen?"

„Warum nicht? Ich werde sehr zufrieden sein, wenn der gnädige Herr bei mir nur ein wenig sitzen werden; der gnädige Herr werden mit eigenen Augen sehen, daſs ich der Patientin nichts zu leid tue. Ich will nur eine gröſsere Lampe anzünden, meine Augen sind zu schwach für diese kleine Lampe."

Der Graf, sichtlich sehr gut gelaunt, rief munter:

„Schade, daſs ich nicht bei mir jene Brille habe, deren ich mich beim Reparieren der Uhren stets bediene."

„Tut nichts," versetzte der Jude, „ich habe hier einige Brillen, wählen der gnädige Herr daraus eine passende. „Nicht wahr, die Augen möchten schon den Dienst kündigen?"

„Ja, lieber Berek, meine Augen sind müde .. das quält mich ungeheuer. Ohne Brille geht's längst nicht mehr. Auch so ist's ziemlich schwierig."

Der Jude holte aus der Schublade einige Brillen und legte sie vor den Gast nieder, während er sprach:

„Ganz wie bei mir. Ja, ja, man wird alt.“

Nach einer Weile saſsen sie beide über das kleine Tischchen gebückt, ganz versunken in der Beschäftigung, die Uhr auseinanderzunehmen und ihre einzelnen Teilchen zu betrachten. Die Hornfassung der Brillen hob sich in schwarzen Linien von ihren gefurchten Gesichtern ab, und hinter den groſsen Gläsern nahmen die Augen einen Ausdruck steigender Aufmerksamkeit an, das Licht der Lampe entzündete in ihnen einen hellen Funken. Bei der Arbeit unterhielten sie sich aber nur von der Beschäftigung, der jetzt ihre ganze Aufmerksamkeit gehörte, alles andere war spurlos aus ihrem Bewuſstsein verschwunden. Zuweilen hielten sie im Gespräch inne, betrachteten das Räderwerk, meisterten herum, richteten, stocherten und begannen vor Anstrengung laut und anhaltend Atem zu holen. Zuweilen wieder wechselten sie abgerissene Sätze. „Siehst Du, siehst Du, hier sitzt das Übel.“

„Wenn hier, so werden wir's gleich hinausbekommen. Aber mir scheint, daſs anderswo.“

Dann begannen sie zu streiten.

„Aber, was tust Du! Nicht so!“ rief der Graf beunruhigt.

Der Jude antwortete beschwichtigend:

„Der gnädige Herr Graf mögen ruhig sein ... Sie sollen gleich sehen, was daraus wird.“

„Aber daraus wird nichts, sage ich. Hier drücke, von dort ziehe hervor . . .“

Der Uhrmacher erhob die Stimme und schrie fort:

„Sie sind im Irrtum, gnädiger Herr Graf ... hier sind solche feine Federn ... daſs der Herr Graf sie nicht sieht.“

Dann begann der Graf zu schreien:

„Das ist nicht übel, ich sollte etwas nicht wissen, in dieser Uhr.“

Bald aber überzeugte sich der Graf, daſs der Meister sein Werk gut machte, und er lieſs ihn gewähren.

„Richtig, ich sehe schon, Du hattest recht!“ Und der Andere murmelte befriedigt:

„Wenn's meine Sache ist, habe ich immer recht.“

Wiederum schwiegen sie und hielten den Blick auf die Arbeit gerichtet; ihre Stirnen berührten sich fast, ihre welken, feinen Finger vermischten sich; ihre Atemzüge verschmolzen mit dem murmelnden Tik-tak der Uhren, welches sie umrauschte.

Und aus diesen Wellen trockener und unruhiger Töne tauchte plötzlich ein tiefer Baſs empor und verkündete in reinem, klangvollem Tone: eins, zwei, drei; beim vierten Schlage eilte ihm zu Hilfe, wie der Jüngling dem bejahrten Manne, ein zartes Altstimmchen und klang: eins, zwei; dann fielen andere und wieder andere Stimmen ein und floſsen in einem einzigen Chor zusammen, der die zehnte Stunde ansagte.

Die Beiden erhoben ihre Häupter und lieſsen die Hände auf die Knie sinken. Der Jude sagte lächelnd:

„Nu, der gnädiger Herr verstehen sich auf Uhren. Ich sehe schon der gnädige Herr haben

eine Vorliebe für Uhren, wie vormals für scharfe Pferde und schöne Fräuleins."

Lustig versetzte der Graf:

„Das ist wahr, ich habe diese Vorliebe gewonnen, ohne zu wissen, wie und woher. Eine Grille, wie sie das Alter mit sich bringt."

Der Jude machte eine unzufriedene Handbewegung und brummte:

„Warum Grille? Was für Grille? Eine Uhr, das ist eine schöne und sinnreiche Maschine und dem, der sie erfunden, gebührt Ehre. Tötet sie etwa jemanden, wie z. B. eine Büchse oder Kanone? Vergiftet sie etwa jemanden, wie alle die anderen Maschinen, welche verschiedene Unflätigkeiten den Menschen in den Mund bringen? Eine Uhr, das ist ein Freund des Menschen; sie ist mit ihm in Freud und in Leid; sie regelt sein Leben, und wenn keiner zu ihm spricht, spricht sie zu ihm. Sie lehrt ihn, daſs die Zeit flieſst, und daſs er selber in dieser Zeit wie auf einem groſsen Fluſs in das ungeheuere Meer schwimmt . . ."

Und mit einer Handbewegung schloſs er:

„Wissen Sie was, gnädiger Herr? Die Uhr ist zuweilen ein besserer und treuerer Freund als ein Mensch. Sie beiſst niemals."

Er lachte heiser, aber der Graf hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu und dann versetzte er beistimmend:

„Du hast ein kluges Wort gesprochen . . . Diese Uhr war bei mir, als ich noch, wie Du sagtest, eine Vorliebe für scharfe Pferde und schöne Fräulein hatte."

„Aj, aj, schon so jung hatten Sie eine solch teuere Uhr?"

„Nun, an kostbaren Dingen hat es mir niemals gefehlt ... desto häufiger aber an teueren Personen ... Niemals werde ich die letzten Stunden meiner Mutter vergessen ... Der Arzt sagte, daſs der Tod nahen würde, wenn der Puls nachlieſse, und dann ging er, um auszuruhen, denn er war fürchterlich abgemüdet und erschöpft. Ganz allein blieb ich am Bett und mit der Uhr in der einen Hand fühlte ich den Puls der Mutter mit der zweiten ... Kommt es schon? ... Und es kam immer näher und immer langsamer schlug der Puls, aber der Zeiger schien mir unendlich rasch zu laufen. Bis der Puls gänzlich inne hielt ... Es war gerade fünf Minuten nach Mitternacht."

Der Jude hatte feuchte Augen und schüttelte teilnahmsvoll den Kopf, und der Chor der Uhren summte: Tik—tak, tik—tak.

Die Rührung des Grafen war verflogen und scherzend sagte er:

„Es ist unglaublich, wie rasch diese Uhr zuweilen von dannen jagte! Einmal liebte ich ein schönes Fräulein und konnte jedesmal nur wenige Minuten bei ihr bleiben; so oft ich verstohlen auf die Uhr blickte, kam mir der Zorn, daſs ich sie hätte zur Erde schmeiſsen mögen. Die Minuten flogen, und mein Glück mit ihnen."

Der Jude frug leise: „Und schlafen der gnädige Herr Graf immer gut bei Nacht?"

Der Graf machte eine ironische Handbewegung.

„Na, wenn Sie zuweilen nicht schlafen konnten, dann waren wohl die Gedanken nicht immer heiter. Und wenn Sie im Finstern da-

lagen, mit traurigen Gedanken im Kopfe, da ging wohl die Uhr viel zu langsam."

„Aber sie ging und die schwarzen Nächte zogen vorüber..."

„Und da schliefen alle, aber die Uhr wachte und redete zu Ihnen, sie tröstete Sie, daſs die Dunkelheit vorübergehen wird..."

„Wie alles vorübergeht," fügte der Graf hinzu und versank in Sinnen. „Wozu sitzt er eigentlich hier und unterhält sich so vertraut mit diesem Juden da? Einst hatte er ihn gekannt. Was folgt daraus? Gemeinsame Erinnerungen konnten sie doch keine haben. Er war nicht stolz und hatte jenes angeborene Wohlwollen gegen alle Menschen, welches ihn bei vielen beliebt machte, dennoch war er sich bewuſst, welch eine Kluft ihn, den Grafen und den Pächterssohn und Uhrmacher eines Hintergäſschens von einander trennte. Sie unterschieden sich einfach in allem und keinerlei Ähnlichkeit war zwischen ihnen. Er war hier eingetreten, um die Uhr reparieren zu lassen und nun sitzt er schon einige Stunden. Aber er hatte gar keine Lust fortzugehen und fast zu seiner eigenen Überraschung fragte er:

„Wie geht es Dir, lieber Berek? Wie ist es Dir bisher ergangen? Hast Du Familie und hast Du Dein Auskommen?"

Der Jude dankte für das Interesse und erzählte eingehend seine Geschichte. Reich war er nicht, Kapitalien besaſs er keine, aber Mittel zum Leben ermangelten ihm nicht und Elend stand ihm nicht bevor. Er arbeitete und brachte seinen Unterhalt heraus; auch hatte er nur geringe Bedürfnisse, da er nurmehr eine En-

kelin bei sich hatte, die ihrerseits mit Nähen etwas verdiente. Seine Familie war übrigens zahlreich, mehrere Kinder, viele Enkel, aber ..."

Er schloſs mit einer Handbewegung.

„Wissen Sie was, gnädiger Herr, es gibt ein Rätsel, ich wäre neugierig, ob es Ihnen auch bekannt ist... Wie kann es sein, daſs Einer eine Familie hat, und doch zugleich keine hat?" Er blickte den Grafen forschend und schalkhaft an.

„Nu, kennen Sie dies Rätsel?"

Ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen des Grafen.

„Ach, ja, leider kenne ich dies Rätsel nur zu gut..."

Der Jude schlug mit beiden Händen gegen das Knie und rief betrübt:

„Oh, wozu wissen Sie es? Lieber wüſsten Sie es nicht! Nu, da Sie es aber wissen, so will ich Ihnen von meiner Familie nicht erzählen. Das sind sehr brave Leute, sehr anständige Leute, einige sind sogar sehr gebildet und reich, aber — sie sind nicht mein..., sie gehören der Welt und sich selber, aber nicht mir..."

Er hatte einige Töchter, aber nur eine hatte niemals aufgehört, ihm zu gehören. Sie liebte und pflegte ihn, war seine Wonne und das Licht seiner Augen; aber lange schon hatte er sie nicht gesehen und niemals wird er sie wiedersehen. Sie hatte Miſserfolg und Unglück. Mit Mann und Kindern muſste sie nach Amerika auswandern, um ein besseres Geschick zu suchen. Zuweilen kommen Briefe von ihr, aber was sind Briefe? Sehen wird er sie doch

niemals wieder, und das ist eine grofse Trauer, die man nur deshalb so ruhig und ohne Klage erträgt, weil sie von Gottes Hand kommt. Was ist zu machen?

In seinen Augen, von denen der Graf erzählte, dafs sie einst blau waren wie Türkise, jetzt aber farblos und umnebelt dreinblickten, erglänzten Tränen. Bald aber bemeisterte er die Rührung, und für die wohlwollende Frage dankend, sagte er schüchtern:

„Seien Sie nur nicht böse, gnädiger Herr Graf, wenn ich Sie über das Befinden Ihrer Schwester frage; ich meine jenes helläugige Fräulein Gräfin, die mich einst auf dem Bilde gemalt hat. Ach, war das ein wunderschönes Fräulein! Ich erinnere mich ihrer ganz genau. Wie sollte ich mich ihrer nicht erinnern, da ich nie wieder ein so schönes Fräulein gesehen habe. Sie war ein Engel, so schön und so gut, und so still und fein, wie ein Engel. Ich weifs mich zu erinnern, dafs Sie, gnädiger Herr Graf, sie sehr geliebt haben. Eine solche Liebe zwischen Geschwistern habe ich später niemals gesehen. Lebt sie noch? Geht's ihr gut?"

Der Graf schwieg eine Weile und hielt den Blick zum Boden gesenkt, dann sagte er:

„Ich hatte drei Schwestern, aber jene, von der Du sprichst, liebte ich am meisten. Sie lebt und es geht ihr gut; lange schon habe ich sie nicht gesehen und vielleicht sehe ich sie nie wieder. Sie hat einen Engländer geheiratet und wohnt in der Heimat ihres Gatten. Ich werde vielleicht bald die letzte Reise antreten und kann daher nicht leicht zu ihr reisen. Für

mich ist sie gestorben, obgleich sie lebt... Was ist zu machen?"

Der Jude hörte aufmerksam zu, dann schüttelte er traurig das Haupt.

„Der gnädige Herr Graf hat einen gleichen Kummer wie ich. Das ist richtig, was Sie da gesagt haben: es ist, als wäre sie gestorben, obwohl sie lebt. Ebenso denke ich von meiner Malka. Unsere Lieben sterben uns ab auf verschiedene Weise. Die einen infolge einer Krankheit, die anderen durch die Entfernung oder dadurch, daſs sie so ganz anders werden, oder... Aber wozu sage ich Ihnen dies alles, gnädiger Herr Graf, Sie wissen es ja selber besser..."

Eine Handbewegung ergänzte den Gedanken und der Graf, noch immer zu Boden blikkend, sagte kurz:

„Ich weiſs es."

Beide schwiegen, nur das unablässige Murmeln der Uhren ertönte in unaufhörlichem „Tik-tak, tik-tak", bis plötzlich eine laute Stimme alles übertönte und in das Zimmer hinausschrie: „Ku-ku! ku-ku!"

Der Graf erhob sich und stellte sich vor die Uhr hin. Lange betrachtete er erhobenen Hauptes die altertümliche Uhr, dann sagte er:

„Wieviel würdest Du für die Uhr fordern?"

Der Jude blickte auf und versetzte lächelnd:

„Was sollte ich für sie fordern? Ich fordere nichts für sie!"

„Wie? Handelst Du nicht mit Uhren?"

„Ganz richtig, gnädiger Herr Graf, aber diese Uhr gehört nicht in den Handel."

Der Graf sah ihn verwundert an.

„Warum?“ fragte er. „Die Uhr hat einen beträchtlichen Wert. Ich würde sie gerne kaufen.“

Der Jude nickte bejahend.

„Das weiſs ich, daſs die Uhr ein kostbares Stück ist; ich könnte dafür einen guten Preis erhalten, aber ich verkauf' sie nicht. Kann ein Freund seinen Freund verkaufen?“

Der Graf betrachtete den Sprechenden mit wortlosem Staunen.

„Ist das möglich?“ rief er nach einer Pause. „Du bist ja nicht reich, übrigens jaget ihr Juden ja alle nach dem Gelde.“

„Da irren Sie, gnädiger Herr Graf.“

„So erkläre mir doch, was liegt Dir besonders an dieser Uhr, daſs Du sie nicht verkaufen willst. Du hast ja so viele andere. Was ist an ihr, weswegen sie Dir so teuer und unentbehrlich ist?“

Er war so neugierig oder verwundert, daſs er sich wieder auf den brüchigen Sessel niederlieſs. Der Jude begann:

„Wenn Sie, gnädiger Herr Graf, Geduld haben, will ich Ihnen alles erzählen. Es sind bald vierzig Jahre, seit ich diese Uhr habe. Ich habe sie billig gekauft, und zwar in der Absicht, sie mit Gewinn wieder zu verkaufen. Damals war mein Moische, der jetzt Getreidehändler ist, noch ein ganz kleiner Knabe, der ins Cheder (Kinderschule) ging; ich hatte nur den einzigen Sohn und fürchtete, daſs mir der liebe Gott weitere Leibesfrucht versagen würde, und so liebte ich das Kind sehr. Ach, was war das auch für ein herziges Kind! Nun, an

demselben Tage, da ich diese Uhr kaufte, kam mein Moische krank, erkältet und traurig aus dem Cheder heim; und uns beschlich Seelenangst, daſs das Kind ernstlich krank werden und sterben könnte. Wir waren alle sehr verzweifelt, denn das Kind klagte über die Strenge der Lehrer und sagte, daſs es nicht länger leben wolle. Mutter und Schwestern saſsen weinend und klagend umher, und im Zimmer war es dunkel vor Kummer. Da begann die Uhr zu spielen. Beim ersten Ton erhob der Kleine das Haupt verwundert, dann wurde er immer lustiger und endlich kam er aus seinem Winkel hervor, die Augen leuchteten ihm vor Freude und er rief: „Aj, aj, Väterchen, was ist das? Woher hast Du so was Schönes?“ Und er lachte zu der Uhr empor, als wäre sie ein Mensch. Ich war sehr zufrieden mit der Heiterkeit des Kindes, sprang auf den Sessel und drückte die Feder, daſs der Vogel hervorprang, seine Flügel schüttelte und noch lauter kuckuckte. Da ward das Kind auſser sich vor Freude, umfing seine ältere Schwester und begann mit ihr zu tanzen, und die beiden kleinen Mädchen nahmen sich bei den Händen und tanzten ebenfalls, kurz das ganze Zimmer war voll Freude. Der Vogel kuckuckte noch immer und ich pries in Gedanken den lieben Gott, daſs mein Kind nicht mehr krank und traurig war und Er den Krummer uns in helle Freude verwandelt hatte.“

Und es muſste in der Tat eine groſse Freude gewesen sein, denn jetzt, nach vierzig Jahren noch, erhellte ihr Glanz das dicht gefurchte Gesicht, und ihr Echo tönte in seinem

leisen und anhaltenden Lächeln nach. Belustigt und funkelden Auges sprach er weiter:

„Nun, konnte ich damals diese Uhr verkaufen? Ein wenig fürchtete ich mich, das Ding zu verkaufen, durch welches Gott so viel Freude mir ins Haus geschickt, ein wenig tat es mir um der Kinder willen leid, die sich daran so sehr erfreuten. Kauflustige gab es viele, aber stets sagte ich mir: „später!", mag sie noch ein wenig bei uns sein. Bis Gott mich mit einer sehr schweren Krankheit heimsuchte . . ."

Er holte tief Atem, blickte zur Decke empor und sprach weiter:

„Als ich so schwer krank war, konnte ich einen ganzen Monat nicht schlafen. Wissen Sie, was das heiſst, wenn ein Mensch mit wühlenden Schmerzen im Innern und schwarzen Gedanken im Kopfe die ganze Nacht mit offenen Augen liegt und ins Dunkle starrt? In jenen schwarzen Nächten sah ich Dinge, die kein guter Mensch sehen möge. Ich sah den Tod, und meine Kinder elend und verlassen ohne mich, und die Sünden, mit denen ich Gott beleidigt, und mich überkam groſser Schrecken, was meiner wohl im Jenseits dafür harrt . . . Und wie ich so liege und alle die Dinge ansehe, und die Uhr zu spielen beginnt, gleich kommen andere Bilder mir vor die Augen. Wissen Sie, gnädiger Herr Graf, was ich damals in der Dunkelheit sah, wenn die Uhr spielte? Ich sah Strumienica, meinen Geburtsort, und sah mich selber, wie ich am Zaune stand und in den Wald blickte, der gleich hinter dem Edelhof stand. Aj, welch schöne

Sommer waren dort! Der Garten, hinter dem der weiſse Palast schimmerte, der war so grün und duftete so schön! Hinter dem Palast auf einem hohen Baume stand ein Storch in seinem Neste und fütterte die Kleinen. Und in dem grünen Wald kuckuckte ein Kuckuck, ganz wie meine Uhr... Und ich blickte auf diese Bilder und freute mich wie ein Kind. Und wieder muſste ich Gott danken, daſs Er mir ein solches lebloses Ding geschenkt hat, welches mir in der Finsternis so schöne Bilder malt."

Er schwieg und saſs lange mit herabhängendem Kopfe und gefalteten Händen.

Der Graf schwieg ebenfalls, den Kopf auf die Hand gelehnt, aufmerksam horchend. Ringsum lieſs der Chor der Uhren sein Gesumme vernehmen.

Nach einer Weile sagte der Jude mit leiser, fast flüsternder Stimme:

„Ich könnte eine ganze Woche von dieser Uhr erzählen, und käme doch nicht zu Ende. Aber Eins will ich Ihnen noch erzählen. Haben Sie, gnädiger Herr Graf, nur ein biſschen Geduld mit mir."

Und er erzählte, wie seine Lieblingstochter Malka ihn verlieſs, um nach Amerika zu gehen. Er wollte ihr nicht bis zum Bahnhof das Geleite geben, da er fühlte, daſs er das Weinen nicht würde bemeistern können, und er wollte nicht das Mitleid fremder Leute erregen. Er empfahl sich daher mit der Tochter und ihren Kindern hier in diesem Zimmerchen, und als sie fort waren, blieb er wie leblos sitzen. Plötzlich besann er sich, daſs man von

hier aus das Pfeifen der Lokomotive vernehmen kann, und eine unüberwindliche Lust überkam ihn, den Pfiff zu vernehmen, mit dem der Zug seine Lieblinge in die Ferne entführt. Er kannte den Augenblick, in welchem der Zug abgeht, und unwillkürlich richtete sich sein Blick auf die Uhr: noch eine Viertelstunde, noch zehn Minuten, noch fünf, drei ... da ertönte ein langgezogener, scharfer, durchdringender Pfiff, der ihm das Herz durchbohrte. In diesem Augenblick hatte seine Malka aufgehört für ihn zu existieren. „Glauben Sie es, gnädiger Herr Graf, ich weifs noch heute, wie spät es damals war, zwanzig Minuten nach zehn ...“

Der Graf erhob sich sinnend.

„Ich begreife, lieber Berek,“ sagte er, „ich begreife jetzt, warum Du diese Uhr nicht verkaufen willst; Du liest darauf Deine Vergangenheit, wie ich auf der meinigen.“

Der Jude schüttelte das Haupt lebhaft beistimmend.

„Das trifft zu, das haben Sie sehr richtig gesagt. Die Vergangenheit, die liest man darauf. Ein jeder seine Vergangenheit.“

Sie standen sich gegenüber, im Begriffe zu scheiden, aber noch immer zögernd, ein jeder von ihnen fühlte, dafs unsichtbare Bande sich um sie schlingen, während die Welle der Zeit unaufhaltsam flofs und die Uhren ihr ewiges „Tik-tak“ dahinsummten.

Der Graf setzte sich wieder und machte sich's bequem, wie zu einer längeren Unterhaltung, und aus dem den Raum erfüllenden Geräusch tauchte eine reine, volltönende Bafs-

stimme hervor und begann die Stunde zu verkünden. Beim vierten Schlag setzte ein dünneres Altstimmchen ein, wie ein Jüngling, der dem Greise zu Hilfe eilt; dann ertönte ein ganzer vielstimmiger Chorus, der sich immer vergrößerte und zusammen die eilfte Stunde verkündete.

Einige Monate waren vergangen, ein sonniger, herrlicher Frühling hatte sich eingestellt. Der alte Berek trat aus dem geräuscherfüllten Zimmer und stellte sich vor seiner Türe hin. Auf dem goldigen Hintegrunde des Sonnenlichtes erschien seine Gestalt noch mehr gebückt, noch kleiner und schwächlicher in der langen, fadenscheinigen Kleidung, in dem plattgedrückten Hut mit dem schiefen Rande. Unter dem Hut erschien sein rundes, welkes Gesicht mit kleinen roten Flecken auf den gefurchten Wangen, und die Augen blickten matt hinter den Brillengläsern, deren Fassung mit einer dunklen Linie das Gesicht teilte und sich an den Schläfen zwischen den grauen Haaren verlor. Der graue Bart erglänzte auf der Brust wie eine Silberquaste.

Badend in dem Sonnenlicht, blickte er heiter in das Treiben der schmalen Gasse, über der oben ein blauer Himmelsstreifen leuchtete. Es war Mittagstunde und in den Straſsen herrschte reges Leben; von den benachbarten, mehr bevölkerten Straſsen her, drang das gewöhnliche Rasseln und Rauschen, in dem das Ohr des Juden bald einen ungewöhnlichen Ton zu unterscheiden begann. Es war dies ein vielstimmiger Gesang, der bald anschwoll und bald verstummte und bald wieder in feierli-

chen Tönen dahinfloſs inmitten des alltäglichen Lärms.

Eine Weile horchte der Jude, dann schüttelte er das Haupt; er wuſste, was dieser Gesang bedeute. Es war ein Leichenzug, der unweit vorbeizog und immer näher kam. In der schmalen Gasse wurde die Bewegung lebhafter, da alle Welt eilte, sich das Schauspiel anzusehen. Auf dem Pflaster ertönten eilende Schritte und erhobene Stimmen.

Der Jude stand ruhig vor seiner Tür und hielt den Blick nach der Seite gerichtet, woher der feierliche Gesang ertönte.

Bald ward der Zug sichtbar. Hinter der hohen Mauerwand zeigten sich einige weiſsgekleidete Gestalten, ein schwarzes Kreuz erhob sich in der goldig schimmernden Luft, rote und blaue Fahnen flatterten, brennende Fakkeln erglänzten in einer langen Kette gelber, matter, trauriger Flammen. Der Trauergesang vermischte sich anschwellend mit dem dumpfen, langsamen Rasseln der Räder. Der zu sechs Pferden bespannte Leichenwagen, umgeben von schwarzgehüllten Dienern, trug hoch oben einen mit Silber beschlagenen Sarg.

Dann entfernte sich der Sängerchor und hinter dem Wagen kam eine lange Menschenreihe, ernst und langsam daherschreitend, gehüllt in schwerer, aber glänzender Trauer. Lange dunkle Frauengewänder, deren Schleppen hinter den Trägerinnen daherfegten, schwarze, bis zur Erde wallende Schleier, an den glänzenden Männerhüten schwarze Bänder, und in den schwarz behandschuhten Händen Gebetbücher, deren Einband von Gold und Elfen-

bein glänzte. So bewegten sich die Paare dahin zwischen zwei Reihen brennender Fackeln, zu beiden Seiten eingerahmt von einer dichten, schaulustigen Menge, die sich auf dem Pflaster und an den Rändern der Straſse drängte.

Es war einer der glanzvollsten und reichsten Leichenzüge, die man in dieser Stadt jemals gesehen hatte.

Berek blickte durch seine Brillengläser über die schmale Straſse hinweg, ruhig auf den vorbeiziehenden glänzenden Troſs und schüttelte nur zuweilen sinnend das Haupt. Als aber ein Wort in der Menge hörbar wurde und an sein Ohr drang, erbebte er, richtete sich auf und begann eifrig zu fragen, ohne selber zu wissen wen:

„Was? was? wer? welcher Graf? wer wird hier zu Grabe getragen?“

Mit diesen wirren Fragen auf den blutleeren Lippen fand er sich auf dem Bürgersteig und versperrte einem Vorübergehenden den Weg.

„Was willst Du, Jude? Halt' mich nicht auf. Was geht Dich der Leichenzug an? Wen sie zu Grabe tragen? Den Grafen Strumienicki. Also, Jude, laſs doch meinen Rockschoſs los. Welchen Grafen? Den Vater, den alten, den Grafen Xaver. Also, pack' Dich, Jude, ich habe eilig.“

Der Jude lieſs den Angeredeten passieren, warf den Kopf zurück und rief, schrie fast zu dem blauen Himmel empor:

„Gestorben? Graf Xaver gestorben? Wie ist das möglich? Warum ist er gestorben? Er war ganz gesund, als er zu mir kam. Einst

war er so jung, so schön, so fröhlich, und nun stirbt er. Wie so stirbt er?"

Die Neugierigen, die sich den Anblick des prunkvollen Leichenzuges nicht entgehen lassen wollten, stiefsen ihn jedesmal an und betrachteten verwundert den Greis, der durch seine grofsen Brillengläser in den Himmel starrte und wehklagend Fragen ausstiefs. Er fragte, ohne zu wissen, wen noch was. Jemand, der rasch ging, stiefs ihn bei Seite und einige Bengel blieben stehen und riefen: „Der Mann ist verrückt!" Das dauerte aber nicht lange, denn der Alte, fortgerissen von der strömenden Menge, begann zu laufen, so gut er konnte, nach der Richtung, wohin sich der Zug bewegte. Das lange Gewand zusammenhaltend, eilte er von Strafse zu Strafse in gebückter Haltung, den nervigen Hals hervorgestreckt und sein silbergrauer Bart flatterte. Er eilte aus ganzer Kraft. Er dachte an nichts, nur den Leichenwagen einzuholen, der sich indessen sehr langsam fortbewegte, so dafs man ihn leicht ereilen konnte. Bald befand sich Berek an den hintersten Reihen, aber damit nicht zufrieden, lief er weiter, bis er sich unter die Leidtragenden mengte.

Die Anverwandten des Hingeschiedenen, Freunde des Hauses, nahe Bekannte, alte und junge, von den verschiedensten Rangstufen, schöne und häfsliche waren da, alle in vornehmer tiefer Trauer, etwas steif in ihrer zur Schau getragenen feierlichen Stimmung. Schwere Frauengewände fegten auf dem Pflaster daher, während die schwarzen Schleier bis zu den Knöcheln wallten, an den Händen funkelte

das Gold und der Elfenbein auf den Fassungen der Gebetbücher. Dahinter tönte das Gerassel einer unabsehbaren Reihe dahinrollender Wagen und hallten die Schritte der neugierigen Menge auf dem Pflaster.

Berek ging abseits auf dem Bürgersteig in einer Reihe mit den Leidtragenden. Diese bewegten sich gerade und feierlich, er trippelte rasch und strauchelte öfters an den Steinen. Neben ihren dunklen Gewändern erschienen seine fadenscheinigen Kleider wie ein in der Gasse aufgelesener Fetzen. An seinem Hut glänzte kein schwarzes Band, und unter dem schiefen Rand sah man nur die schwarze Linie der Brille, welche seine welke Haut beschattete. Er ging ruhig daher, ohne zu bemerken, daſs er Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, daſs man sich verwundert fragte, was er hier zu suchen habe. An der Spitze des Zuges erhoben sich in der strahlenden Luft die dunklen Linien des Kreuzes und der feierliche Kirchengesang ertönte. Der Jude aber ging unbekümmert weiter. Bald begann er sich selber zu fragen:

„Wie komme ich eigentlich hierher? Was mache ich hier?“

Solange er sich eilend durch die Menge drängte, dachte er an nichts, getrieben nur von dem dunklen Gefühl, das ihn bewältigt hatte. Nun begann er sich über sich selber zu wundern, daſs er hier unweit von den nächsten Verwandten hinter dem Sarge des Verstorbenen daherschreite.

Auſserhalb der Stadt wurde es geräumig, luftig, hell und frisch. Ringsum breitete sich

die grüne Hülle der Felder, junge Birken rauschten mit ihren silbern schimmernden Blättern; ein leichter Windhauch brachte aus den Feldern die Wohlgerüche der aus dem Boden dringenden Kräuter, und in der Nähe blinkte der Fluſs in einem so tiefen Blau, daſs man meinen konnte, es wäre ein Stück Himmel zur Erde gefallen.

Berek hatte seit langer Zeit die Stadt nicht verlassen, und jetzt wehte ihn der Hauch seines Heimatsdörfchens an. Der Wind, die Birken, die in der Luft wogenden Strahlen, alles flüsterte ihm das eine Wort ins Ohr: Strumienica. Da stand er am Zaun und blickte in den tiefen Birkenwald, wo ein Kuckuck hauste, und von der Ferne blickte ebenso blau der Fluſs ... Und sein Blick haftete auf dem silbertriefenden Sarg ...

Durch das weitgeöffnete Tor strömte der Zug in den Friedhof und zwischen den mit Veilchen besäeten Gräbern verstreute er sich in dem Walde von Grabdenkmälern und Kreuzen. Berek hielt hier erschrocken inne, und als die dichte Menchenwelle vorbei war, blieb er allein. Der Friedhof war voller Bäume. Der alte Jude verbarg sich zwischen den Birken und irrte einige Zeit traurig unter den hängenden Ästen umher, während er leise vor sich hinbrummte:

„Na, was mache ich eigentlich hier? Was hab' ich hier zu suchen?"

Aber er ging nicht von dannen, er fühlte, daſs zwischen ihm und dem da, der im silbertriefenden Sarge in die Erde gebettet wurde, unsichtbare Fäden geknüpft waren.

Am anderen Ende des Friedhofes stand eine bunte Menschenmenge, und gen Himmel erschollen feierliche Gesänge und auf dem Grabe erhob sich ein hohes Kreuz. Der Jude irrte gesenkten Hauptes zwischen den Birken und führte ein leises Selbstgespräch. Der Friedhof lag am Abhange eines Hügels, zu dessen Füfsen ein Flufs sich schlängelte, und drüben sah man grüne Felder und weiterhin schimmerte eine gelbe Sandfläche.

Der Jude blickte auf die sandige Ebene und rief plötzlich:

„Was ist das? Ist es jener...? Ich ahnte nicht, dafs man ihn von hier aus sehen könnte!"

Auf der gelblichen Sandfläche sah er einen Ort, von einer niedrigen Mauer umgeben und angefüllt von Grabsteinen; dort gab es keine Bäume, keine stolzen Denkmale, nur viele in dichten Reihen stehende Grabsteine, die im Lichte der Sonne rötlich schimmerten inmitten des gelben Sandes. Der jüdische Friedhof.

Berek stützte den Arm aufs Knie, senkte das Haupt und flüsterte leise: „Das ist das Ende unser Beider... aller Meschen!"

Er safs noch lange unter der Birke an dem von Veilchen bestreuten Grabe und blickte zu jenem anderen Friedhofe hinüber. Über den beiden Gräberstätten, der einen blühenden, grünenden, und der anderen, die zwischen gelbem Sand ganz im Stein zu erstarren schien, wölbte sich weit und breit derselbe tiefblaue, strahlende Himmel.

DER FEIND.

VON OSTOJA.

Einmal — des Jahresdatums erinnere ich mich nicht mehr — vertrat ich als Untersuchungsrichter einen kranken Kollegen beim Kreisgericht. Hinter mir hatte ich damals die eben beendeten Universitätsstudien, vor mir — ein Richteramt im — Himmelreich möglicherweise, denn hier auf Erden gehörte ich vorderhand zu jenen überzähligen Wesen, die man Kandidaten nennt, und deren Leben häufig vom Tode ihrer liebsten Freunde abhängt. Eine solche „hängende" Lage zwischen Himmel und Erde verursacht die verschiedensten Stimmungen: die Einen genieſsen in süſsem Müſsiggange einsame Spaziergänge und schlagen mit dem Spazierstocke unschuldigen Blümlein die Köpfe ab, dabei träumend, daſs eben Legionen dieser alten Krüppel als Leichen zu Boden fallen, um neuen Kräften Platz zu machen; Andere finden sich mit der Lage in der Weise ab, daſs sie Herz und Hirn in irgend eine unterordnete Stellung vergraben und dabei langsam ab-

sterben, schlecht genährt von der schwachen Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Noch Andere wollen, in Ermangelung einer besseren Beschäftigung, die Welt auf ihre Weise gewaltsam reformieren.

Zu dieser letzteren Art gehörte ich auch. Zwar hatte ich das Bedürfnis einer gründlichen Reform längst verspürt, noch in der Pension, als ich, täglich mit Bohnen in Senfsaucen genährt, neiderfüllt zum Beefsteak des Klassenaufsehers hinüberschielte. Das so früh erwachte Gefühl nahm mit der Zeit verschiedene Äuſserungsformen an. In der Epoche meiner Untersuchungsrichterschaft fühlte ich mich als Sozialreformer in groſsem Stil berufen, die Gesellschaft umzugestalten und durch meinen Richterspruch die Keime des Übels auszurotten. Der erste Fall, den ich erklären sollte, bot mir Gelegenheit, reichlich mein Untersuchungsrichtertalent glänzen zu lassen.

Der Delinquent, ein junger Bursche, war schon dreimal vorbestraft; das erstemal wegen Diebstahls, das zweitemal wegen Diebstahls und das drittemal wieder wegen Diebstahls, und zwar war jedesmal der Fall immer mehr verwickelt. Indem ich, ohne ihn noch persönlich zu kennen, seine Vergangenheit untersuchte, machte ich mir von seinem Charakter und moralischen Wert vermittels meiner psychologisch-ökonomisch-richterlichen Formeln einen mehr oder weniger bestimmten Begriff. Es schien dies eine unternehmende, kühne Natur zu sein, wer weiſs, vielleicht gar vorzügliches Material zu einem tüchtigen Menschen.

Das erstemal hatte er ein Paar Leinwandhosen gestohlen, das zweitemal einen Pelz und endlich ein Kissen — lauter Dinge, die sogar einem Knecht vonnöten sind, die er sich aber nicht verschaffen konnte, da er, einmal aus dem Geleise geraten, nur schwer Beschäftigung finden konnte, unter den Leuten herumgestoſsen wurde und gewiſs mehr als einmal von ungerechtem Verdacht zu leiden hatte. Gift und Galle verschiedener Art muſs sich nicht wenig in dieser gemiſshandelten Seele angesammelt haben. Ich konnte mir lebhaft den Haſs ausmalen, der in ihm kochte gegen jene sozialen Gesetze, die ihn zuerst an die tiefste Sprosse der Leiter, in den Pfuhl des Elends und der Verderbnis hingestellt, dann für das erste Vergehen ihm das Brandmal des Zuchthäuslers für das ganze Leben auf die Stirn geprägt hatten. Wenn er heute ein Verbrecher war, so verdankte er dies jenen Leinwandhosen, ohne welche ihn übrigens nicht einmal der elendste Schankwirt in Dienst genommen hätte. Ich preſste die Zähne auf einander bei der Erinnerung an diesen Kreis, in dem sich Recht und Gerechtigkeit ewig drehen, ohne sich je von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu stehen.

Ich war gefaſst, daſs der Schelm, gewitzigt durch eine dreifache Strafe, schlau lügen und sich winden werde, umso eher, da der auf ihn fallende Verdacht fast durch keine Tatsache unterstützt wurde. Er war verdächtig, unterwegs eine Frau erwürgt und ihr sieben Rubel, ein Pfund Zucker und ein rotes Tuch abgenommen zu haben. Er kehrte mit ihr von dem

Jahrmarkt im nahegelegenen Städtchen heim, und einige Wochen nach dem verübten Verbrechen hatte er sich ein Paar Stiefel gekauft. Es waren weder Zeugen noch irgend welche andere Beweise. Alles hing also von der geschickten Untersuchung ab, von dem Auffangen einzelner Worte, einer Bewegung, der Benützung auch der leisesten Anzeichen, vermöge deren es leicht würde, den Delinquenten zu überführen und dem Arm der Gerechtigkeit zu überantworten.

Bevor der Delinquent hereingeführt wurde, las ich die Akten in der Kanzlei am Fenster. Es war ein regnerischer Herbsttag; der Regen schlug gegen die Scheiben, die in den morschen Rahmen zitterten; die ziemlich schmutzige düstere Stube sah in dem wolkigen Halbschatten umso trauriger aus; die niedrige, rauchgeschwärzte Decke, die grauen Wände, der koterfüllte Fußboden, die in den Winkeln umherliegenden, mit Schnüren umbundenen Aktenbündel bildeten ein unheimliches, bedrückendes Ensemble, das nicht einmal der mit grünem Tuch überzogene Tisch erheitern konnte. Draußen hinter den Fenstern schlüpften gebückte Judengestalten in durchnäßten Kaftans eine nach der anderen vorbei, und ihre ausgetretenen Stiefel klatschten im Kot, ein jeder blickte wie von Amtswegen ins Fenster und lüftete die Mütze vor meinem dort liegenden Hut. Ich zählte indessen an der gegenüberliegenden Häuserreihe drei Schanklokale, zwei Assekuranzagenturen und eine Restauration mit Billard; alles dies gab inmitten des strömenden Regens kein Lebenszeichen von sich,

zuweilen öffnete sich nur langsam eines der Schanklokale. Es kam heraus eine Ziege, oder ein Hund mit erhobenem Schweif, oder ein kümmerlich aussehendes Männlein mit einem Lodenmantel auf dem Arm.

Das stets ruhige, weit ab vom Verkehr liegende Städtchen sah an diesem regnerischen Tage schrecklich langweilig aus; die Leute schienen ganz apathisch geworden zu sein und in ihren Löchern zu hocken; die drei Stadtwürdenträger traten einer nach dem anderen in die Restauration, ein in ein weifses Laken gehüllter Bauer fuhr mit einpferdigem Wagen durch die Strafse, — und dann ward es wieder still. Neben mir blätterte der taube Sekretär in einem Buche und trug verschiedene Daten in chronologischer Reihenfolge ein. Man konnte deutlich das Nagen eines Wurmes an dem grünbedeckten Tische vernehmen.

Auf diesem leblosen Hintergrunde gewann die Angelegenheit des Peter Grzywak für mich eine erhöhte Bedeutung; ich wurde etwas ungeduldig, indem ich ihn erwartete.

Endlich ward er hereingeführt. Beim Tone der Soldatenschritte im Vorzimmer verflog mir alle Langweile. Gleich beim Eingange erfuhr ich eine Enttäuschung. Anstatt des verkommenen Burschen mit dem unruhigen, herausfordernden Blick, wie ich ihn erwartet, stand vor mir ein pausbackiger Bauernbursche im Lodenkittel, barfufs, der mehr stumpf als erregt dreinschaute und erwartete, was da kommen werde. Obgleich das meine erste Untersuchung war, besafs ich doch zu viel Scharfsinn, um mich durch diese geheuchelte Ruhe

täuschen zu lassen. Wie ich forschend diesen zu grofsen Kopf, diese ganze, trotz der Jugend und Gesundheit schwerfällige Gestalt ansah, fühlte ich, wie das Blut in ihm kochte, wie er mit aller Gewalt an sich hielt, um seine Aufregung nicht zu verraten. Er zuckte nicht einmal mit der Wimper. Einmal nur schüttelte er leise den Kopf, wie um eine Fliege aufzuscheuchen, dann stand er wieder unbeweglich, offenbar unter dem Einflusse meines durchbohrenden Blickes, da.

Nach Erledigung der üblichen Formalitäten ging ich an die eigentliche Untersuchung. „Ich weifs nichts“ — „nichts gehört“ — „nichts gesehen“ — „keine Ahnung“ — mehr war aus ihm nicht herauszubringen. Eine eiserne Halsstarrigkeit barg sich in diesem scheinbar gedankenlosen Bären. O, dieser würde nicht einmal auf der Folterbank seinen Namen nennen, wenn es nötig wäre.

Ich begriff, warum die gröfsten Märtyrer sich aus den Armen im Geiste rekrutierten. Ich verzweifelte gänzlich, je die Sache aufhellen zu können. Das mufs ein geriebener Fuchs sein, der nicht umsonst die Gestalt eines im Winterschlafe versunkenen Käfers angenommen, dachte ich. Unbeirrt davon, forschte ich weiter, und plötzlich, ohne jede Vorbereitung, bevor er vermocht hatte „Nein“ zu sagen, warf ich den kategorischen Satz hin:

„Das rote Tuch hast du dem Mädchen geschenkt!“ Er machte mit dem Kopfe eine Bewegung nach vorne, bevor er zu sich kam. Gleichzeitig liefsen der taube Sekretär und die beiden Soldaten ein leises Lachen vernehmen.

Im ersten Augenblick traute ich meinen eigenen Ohren nicht, ich hatte das Wort fast mechanisch hingeworfen, ohne zu ahnen, daſs ich damit den Knoten mit einemmale zerhauen würde. Grzywak wurde plötzlich weich, er öffnete die Augen weit, seine Lippen zitterten, wie bei einem erschrockenen Kinde, er trat von einem Fuſs auf den anderen, und das Blut begoſs mit einer heiſsen Welle seinen Hals, sein Gesicht und seine Ohren. Er leierte dann alles herunter — nur den Mord leugnete er beharrlich.

Er wollte das Weib leblos aufgefunden, alles ihr genommen haben und seinen Weg gegangen sein. Beim Sprechen schluchzte er, zitterte am ganzen Leib, schlug an die Brust, schwor bei Gott und seiner Seligkeit. Er versuchte einigemale, sich mir zu Füſsen zu werfen und in seinen blödsinnigen Augen lag soviel Schreck, soviel mürrische Verzweiflung, daſs ich ihm ins Gesicht spucken wollte. Der ungeschickte Idiot zerfloſs mit einemmale ganz; wenn ich ihn an die Wand gedrückt hätte, so würde er bekennen, den eigenen Vater gefressen zu haben, den er vielleicht niemals gesehen hatte.

Eine Wut erfaſste mich beim Anblick dieser schreckenhaften Kraftlosigkeit. So also sah diese scheinbar durch dreifache Vorstrafe abgehärtete Natur aus! Er zitterte vor mir wie ein geschlagener Hund. Angesichts meines unerschütterlichen Ernstes faſste er sich beim Kopfe, beim Hemde, an der Brust, und wiederholte in einem fort: „Nicht getötet, oh, nein, nicht getötet, Herr!“

Zwar hatte die Voruntersuchung keine Anzeichen einer Gewalttat feststellen können, vielleicht hatte er den Mord auch gar nicht verübt, allein dieser Esel verwickelte sich bei den komplicierten Fragen so sehr, daſs er sich fast selber anklagte — aus Schrecken oder aus Dummheit.

Ich aber verspürte gar keine Lust, ihn zu schonen; es erfaſste mich eine trockene starre... Gerechtigkeit; ich wurde steif in meinem modernen Anzug, als hätte ich von jeher die Uniform des Justizministeriums getragen. Die Wagschale der Gerechtigkeit neigte sich stark auf die Seite der Anklage, und ich meinerseits warf noch einige geschickte Fragen hinzu, die ich mir für etwaigen späteren Gebrauch aufzuzeichnen beschloſs, so geschickt waren dieselben erfunden. Nach beendigter Untersuchung war Grzywak wie festgebannt, ich fühlte seinen Blick auf mich geheftet, während ich tat, als schriebe ich etwas sehr eifrig. Endlich wurde er weggeführt, an der Tür leistete er Gegenwehr und brummte etwas grob. „Du sollst mich kennen lernen!“ brüllte er dann, mit der Schulter gegen die Tür gestemmt, drohte mir mit seiner mächtigen Faust und spuckte energisch gegen mich aus. Er verschwand bald in der Tür, von den Soldaten fortgestoſsen. Und ich, obgleich ich beim Erblicken seiner Faust die Augen sinken lieſs, sah nach seinem Verschwinden noch lange das zornsprühende Gesicht, die mächtige Hand mit den angeschwollenen Adern, den wilden Blick. In den Ohren klang mir lange das drohende Gebrüll, in dem keine Spur von Demut zu vernehmen war.

Ich sah auf die Tür wie betäubt, als hätte mich seine drohend geballte Faust wirklich niedergeschmettert. Also — er war endlich erwacht.

Ein gelinder Schauer lief mir über die Schulter beim Gedanken an diese wilde Kraft. Für jeden Fall war es gut für mich, daſs er vorderhand gut aufgehoben war. Es wurde mir leicht ums Herz, als ich mich besann, daſs ich ihn nicht mehr erblicken würde.

Aber meine Tapferkeit schmolz ganz dahin, als man am zweiten Tage, zum Schrecken des ganzen Städtchens vernahm, daſs Grzywak aus dem Gefängnis entflohen war. Für mich begannen Tage der heimlichen Angst und Qual. Ich muſs lachen, wenn ich heute daran denke.

Ich hatte keinen Augenblick Ruhe. Auf jeden Schritt erwartete ich den Tod, und obwohl ich den Schein der Ruhe bewahren muſste, erstarben doch in meinem Herzen alle Gefühle gegenüber dem Selbsterhaltungstriebe. Obendrein war meine Wohnung sehr einladend für Einbrecher. Es war ein elendes Häuschen zu ebener Erde, abseits gelegen, das man rings umgehen konnte; ohne Tor, ohne Umzäunung, von wildem Wein umgeben, eine wahre Laterne, mit Fenstern ohne Angeln. Bei Tag war das Leid nur halb, bei der Arbeit oder in Gesellschaft vergaſs ich die geheimen Schmerzen, Abends dagegen bekam ich Hitze. Der Wind pfiff durch die Spalten an den Fenstern, im Zimmer wurde ein dumpfes Geräusch vernehmbar. Wenn ich im geborgensten Winkel saſs, glaubte ich deutlich zu vernehmen, wie jemand zum Fenster einbrechen will und ganz

leise die Fensterladen berührt. Ich nahm behutsam den Revolver vom Tisch, blickte unverwandt aufs Fenster und hielt den Atem an. Ich hätte augenblicklich abgefeuert, wenn der Laden kräftiger erbebt wäre. Zum Glück hielten die Klammern fest genug, und es kam zu keinem Kampfe mit der Natur. Ich war überzeugt, daſs er hinter dem Fenster steht und durch den Spalt mich anblickt, und so drückte ich, scheinbar in die Lektüre versunken, den Revolver immer fester in der Faust. Indessen entfernten sich die Schritte nach der Richtung des zweiten Fensters. Im Kopfe rauschte es mir von der Anstrengung des Gehörs, fieberhafte Ungeduld erfaſste mich, ich wollte aufspringen, hinausstürzen und schieſsen, gleichviel wohin, in die finstere Luft hinaus. Aber die Furcht, für verrückt gehalten zu werden, hielt mich davon ab; ich blieb und rückte auf meinem Sitz hin und her, wie ein hysterisches Weib. Die wirkliche Pein begann erst mit dem Heranbrechen der Nacht. Die Furcht steigerte sich dann zu einer kindischen Manie. Ich hörte leise Tritte, nicht mehr am Fenster, sondern an der Tür, beim Schreibtisch, dann hart beim Bette. In der gröſsten Hitze entquoll mir nicht soviel Schweiſs, wie in jenen denkwürdigen Nächten. Der Schlaf beruhigte mich, aber ich erwachte zuweilen mit einem Messer an der Kehle, von hellen Flammen verzehrt, oder in der Flucht durch belebte Gassen, vor einem verfolgenden Mörder. Inzwischen war Grzywak gänzlich verschollen. Ich fragte aus Neugierde, ob man nicht eine Spur von ihm entdeckt hätte. Niemand wuſste etwas, aber niemand ahnte auch, welche Qualen der

geheimnisvolle Flüchtling mir im Stillen verursachte.

Zum Glück kehrte mein Kollege bald von seinem Urlaub zurück, übernahm seinen Posten, und ich verliefs die Stadt in der Überzeugung, dafs mir irgendwo in der Welt ein Todfeind lebe, der ewig meinem Leben nachstellen werde. Dieser Gedanke verfolgte mich noch lange und machte mir das Leben sauer.

* * *

Ich mufste den ganzen Tag in einer im tiefen Walde gelegenen Hütte auf den Waldheger warten, der mich auf die andere Seite bringen sollte. Ich kannte den Weg nicht, aber wenn ich ihn auch gekannt hätte, so wäre ich um keinen Preis allein gegangen. Vom Waldheger wufste ich, dafs er ein sehr ehrlicher und ruhiger Mensch war, der seit zehn Jahren seinen Posten inne hatte und jeden Steg wie seine eigene Tasche kannte. Das hatte mir der Oberförster erzählt, der seinen Untergebenen sehr schätzte und zum Beweise seiner Freundschaft ihm durch mich ein Pfund Schnupftabak schickte, das zugleich als Empfehlung für mich an seine Fürsorge und Obhut dienen sollte. Seine Hütte stand auf einer Wiese, umgeben von uralten, hohen Bäumen, unter denen sich eine grüne Grasdecke ausbreitete. Die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Der Abend war nahe und vor Mitternacht mufste ich notwendig auf der anderen Seite sein. Ich hatte fünf oder sechs Werst zurückzulegen. Wenn der Erwartete sich verspätete, mufste ich in

*

der Nacht meinen Weg machen, durch den tiefen, einsamen Wald. Der Waldheger war zwar ein sehr ehrlicher Mensch, aber selbst mit der Ehrlichkeit in Person zog ich es vor, bei Tag zu wandern. Im Warten schlief ich ein; ein unbestimmtes Geräusch, ein Sausen, wie von tausend verworrenen Stimmen drang an mein Ohr; sobald ich aber das Auge öffnete, verstummte alles, wie in einem Zaubermärchen. Ich schlummerte daher weiter und träumte, daſs eine Waldgöttin mich in den Schlaf lullte. Als ich gänzlich erwachte, war die Sonne schon untergegangen, eine Abendkühle wehte vom Walde her, die Wipfel der Bäume hatten eine dunkle Färbung angenommen. Unweit saſs ein ältlicher Mann in einem Lodenrock und hielt ein Gewehr in der Hand. Seine roten Haarsträhne quollen unter dem Hut hervor und fielen auf den Kragen und über die Ohren; neben ihm lag ein schwarzer Hund im Heu hingestreckt und bewegte leise seinen Schwanz. Beide waren ruhig und hatten die Mienen von Hausherren, die sich auf ihrem Gebiete sicher fühlen. Ich hatte das Gesicht des Waldhegers noch nicht bemerkt, erst als ich vor ihn hintrat, erhob er den Blick zu mir empor: er war fast schrecklich anzusehen mit seinem langen, roten Bart, der ihm bis zu den Augen hinauf wuchs. Wir sahen uns gegenseitig an: er öffnete die Augen weit und lieſs die Hände sinken, ich aber — wich einige Schritte zurück. Der alte Rheumatismus, der mir seit zehn Jahren in den Knochen steckte, lieſs sich in allen Gelenken verspüren. Das war ja Grzywak! Ja, er war's, ganz sonnen-

gebräunt, bewachsen und sehr gebückt, aber er in eigener Person. Dieselben behaarten Fäuste, dieselben wilden Augen, von dichten Brauen umschattet . . .

Ich reichte ihm das Pfund Tabak und überlegte, dafs es wenig angebracht wäre, zuerst die alte Bekanntschaft aufzufrischen. Ich wollte in seinen Augen lesen, ob er mich erkannte, aber er sah mich gar nicht an; er band sich die Sandalenschnüre um den Fufs, versteckte den Tabak in den Busen und, die Hände aufs Haupt gelegt, wandte er den Kopf zur Seite, blickte in den Wald und schien auf mich gar nicht zu hören. Ich sah nur, wie er die Brauen zusammenzog, die Lippen blähte, und als er auf meine Frage, ob wir gleich aufbrechen könnten, mich nur schief ansah, ohne zu antworten, verstummte ich gänzlich. Ich lehnte mich an den Zaun und fing an, langsam eine Cigarette zu drehen — vielleicht die letzte im Leben, wie ich mir sagte. Ich schäme mich es zu bekennen, aber ich zitterte ein wenig. Dieses unerwartete Zusammentreffen raubte mir das Gleichgewicht und den Frieden. Der Teufel wird mich nicht holen, dachte ich, und gleichzeitig wartete ich nur, bis Grzywak aufstehen und mir mit seinem Knotenstock eins auf den Kopf versetzen würde. Er aber safs unbeweglich da — gewifs, nicht die Freude über mein Wiedersehen hatte ihn so gestimmt.

Plötzlich liefs er einen gellenden Pfiff hören. Das Echo trug den Ton durch den Wald dahin, die Zweige rauschten leise. Also ein Signal! Ich sah mich um und wartete, von welcher Seite der Tod kommen würde. Der Hund kam

in grofsen Sprüngen aus dem Walde zurück. Er sprang seinem Herrn auf die Schulter, keuchend leckte er ihm das Gesicht und die Ohren, was ihn zu besänftigen schien; er brummte etwas in begütigendem Tone und zupfte den Hund am Ohre. Das gab mir ein wenig Mut. Ich versuchte nochmals, ein Gespräch anzuknüpfen: „Was lebt Ihr so einsam im Walde, ohne Frau! Ist es nicht schrecklich im Walde allein?“ — „Mit reinem Gewissen ist es nirgends schrecklich,“ war die Antwort. Also reines Gewissen, dachte ich, dann hat er vielleicht gar keine bösen Absichten. Ich reichte ihm eine Cigarette. „Brauche nicht, rauche nicht!“ antwortete er, nahm jedoch die Cigarette und besah sie. „Einst hatte ich geraucht,“ fügte er hinzu, indem er sich alter Zeiten zu erinnern schien. „Ihr sitzt hier gewifs seit undenklichen Zeiten,“ begann ich, um zu zeigen, dafs ich ihn nicht erkannt. Er schüttelte den Kopf und sah mich ungläubig an.

Hatte er mich erkannt? fragte ich mich. Zehn Jahre sind ja eine hübsche Spanne Zeit! Der Hafs kennt aber keine Vergangenheit, und er mufste mich glühend hassen. War ich nicht die Ursache, dafs er wie ein Wolf in der Wüste lebte, unter fremdem Namen, ohne Frau und Kind? — „Ihr habt gewifs gutes Auskommen hier?“ Eine Handbewegung war seine ganze Antwort. Dann sagte er: „Was braucht ein einzelner Mensch?“ Und wieder schwieg er, blickte in den Wald und schien etwas zu überlegen. Das Gespräch wollte nicht von statten. Es wurde völlig dunkel und ich wagte nicht, zu erinnern, dafs es hohe Zeit zum Aufbrechen

wäre. Ich war sicher, daſs wir überhaupt nicht von hier fortkommen würden. „Na, gehen wir, Herr!“ rief er mit einer Stimme, als wollte er sagen: „Genug gelebt, komm' ans Messer!“ Gehorsam dem Befehl, schob ich meinen Hut über die Ohren; ich wollte meine Reisetasche vom Zaune holen, aber er nahm sie mir schweigend aus der Hand, wog sie in der seinigen, wie um sich von ihrem Gewichte zu überzeugen. „Es ist etwas Wäsche und Kleider darin,“ sagte ich, „es wird nicht schwer sein zu tragen.“ Ich wollte höflich sein. „Geld ist nicht darin?“ fragte er. Bevor ich antworten konnte, ging er voran in den dichten Wald, wo es schon gänzlich dunkel geworden war. Ich folgte langsam, denn jeden Augenblick schlug mir ein Zweig ins Gesicht. Der Waldheger verwendete kein Auge von mir; sobald ich zurückblieb, blieb er stehen und blickte über die Schulter zurück. Die Dunkelheit oder meine düstere Phantasie lieſsen ihn immer schrecklicher erscheinen. Langsam schob er die Flinte von den Schultern nach vorne, richtete den Lauf nach oben, den Stock nahm er unter den Arm und, seine Schritte verlangsamend, schien er auf etwas zu lauschen. Der Wald wurde immer dichter.

Plötzlich lieſs er mein Bündel unter einen Baum zur Erde gleiten, nahm aus dem Busen eine Ledertasche und begann seine Flinte zu besehen. Ich blieb hart an seiner Seite stehen. Meine Angst war ganz dahin, ich war auf jeden Kampf bereit. Ruhig stand ich da, kaltblütig wie ein Engländler, in der Tasche drückte ich krampfhaft den Revolver, denselben, mit

welchem ich mich im Zimmer verteidigen wollte. Ich verfolgte jede Bewegung des Waldhegers; langsam, systematisch reinigte er den Lauf und steckte die Ladung hinein. Dann spähte er im Wald ringsumher. Ich zog langsam den Revolver aus der Tasche, ohne ein Auge von meinem Gegner zu wenden. „Zum Teufel, ich wittere irgend ein Wild," flüsterte er mit heiserer Stimme, hielt den Atem an und horchte, immer die Flinte in Bereitschaft haltend. „Es ist verschiedenes Wild hier in sehr reichem Maſse," sagte er und blickte nach meiner Seite hin. „Ich habe auch eine Waffe," rief ich und zeigte ihm den Revolver. Er blickte verächtlich auf die kleine abgenutzte Waffe. „Ach, Herr, das ist gut auf Menschen, aber hier gibt es keine Räuber, auf Tiere ist es zu schwach. Stecken Sie das Spielzeug wieder ein. Ich kann in der Not für zwei schieſsen." Ich wandte mich ab und fühlte dabei, daſs auf meinem Gesicht keine Spur von der Kühnheit geblieben war, mit der ich ihm vor einer Weile imponieren wollte. Wir gingen weiter, behutsam, und er blickte unausgesetzt nach rechts und links. — „Gestern war Streifjagd," sagte er, „wir haben drei Wolfsnester aufgescheucht, fünf wurden zu Boden gestreckt, der Rest entkam, jetzt gehen sie im Walde umher. Es war fürchterlich, wie sie Nachts um die Hütte geheult haben." In der Tat drang nun aus der Tiefe des Waldes ein Bellen von dicken und dünnen Stimmen zu uns, welches von markerschütterndem Heulen unterbrochen wurde. Der Widerhall erfüllte schauerlich den ganzen Wald. Ich schob mich ganz nahe an meinen Führer heran

und als das Heulen immer näher kam, hatte ich fast Lust, ihn beim Rock zu fassen.

Wir blieben unter einem Baume stehen und im Dickicht hörte ich deutlich die Zweige knistern. Ich glaubte das Funkeln eines Wolfsauges in der Ferne wahrzunehmen. Aber unter den Füſsen brannte mir der Boden und hart am Ohre hörte ich den Waldheger schwer atmen, indem er bemüht war, sich so still als möglich zu verhalten. „Ich weifs nicht, ob sie weiter oder zurück gegangen sind," sagte er, als das Geheul verstummte. „Es ist schwer ohne Hund, man kann sich im Walde keinen Rat schaffen, und dieser alte Taugenichts da ist, als ob er gar nicht da wäre."

„Auch das Bellen hat er schon vergessen." — Dann ging er weiter mit guter Miene und ich schöpfte neuen Mut. — „Warum haltet Ihr keinen besseren Hund?" fragte ich. — „Ich habe verschiedene Hunde gehabt, aber sie taten dem alten da immer zu leid, manchmal bissen sie ihn bis aufs Blut. Das tat mir leid, er dient schon zehn Jahre bei mir. Er hat sich genug in seinem Leben herumgetummelt. Glänzend geht's ihm auch nicht bei mir. Das Fressen hat er sich fast abgewöhnt. Aber er hat wenigstens seine Heimat und niemand darf ihn nach Willkür mit dem Stocke behandeln. O, er hat viel durchgemacht." Dabei streichelte er dem Hunde das Fell und kratzte ihn hinterm Ohr.

Der Wald begann sich zu lichten, hinter den Bäumen zeigte sich eine sandige Ebene, auf der einige Sträucher wuchsen, in der Ferne sah man den Fluſs schimmern, den wir zu überschreiten hatten. Weit hinter dem jenseitigen

Ufer stieg der Mond langsam empor. Den Fluſs überschritten wir an seichter Stelle, der Waldheger voran, ich und der Hund hinterher. Schweigend legte er dann mein Bündel zu Boden, trat einige Schritte zurück, und als ich aus der Tasche einiges Geld holte, um ihn zu bezahlen, sagte er sichtlich verlegen: „Nein, um Geld handelt es sich nicht, ich würde noch weiter gehen, wenn es nötig wäre, das ist ja leicht. Ich habe gröſsere Gefahren bestanden; aber ich möchte Sie bitten . . .“ Hier bückte er sich fast bis zu meinen Knien: „Ich möchte bloſs bitten, erzählen Sie niemanden von mir. Ich lebe hier in Vergessenheit unter fremdem Namen. Möchte es so immer, bis zu meinem Tode bleiben. Es könnte sonst vieles Leid über mich kommen . . . ich habe mich an dies Leben gewöhnt, mögen die Leute nichts erfahren.“ Er schüttelte mir die Hand und blickte mich flehend an. Hätte er mich in den Fluſsgraben gestoſsen, ich würde weniger überrascht gewesen sein! Ich drückte seine Hand.

Er ging ruhig seinen Weg. Ich stand am Ufer und sah ihm nach. Der Mond hatte sich hoch erhoben und beleuchtete die sandige Ebene, der dunkle Wald spiegelte sich im Flusse. Der Waldheger und sein Hund erschienen immer kleiner, bis sie in der Ebene ganz verschwanden. Würden ihn die Wölfe treffen? . . . Ich war geborgen!

ERLÖSUNG.

VON WLAD. REYMONT.

. . . Der Champagner ergoſs sich in Strömen, und zugleich entstand ein unbeschreiblicher Lärm, es war unmöglich, das Lachen vom Schreien, das Singen vom Küssen, das Klirren der zerbrochenen Gläser von den heiseren Stimmen zu unterscheiden. Rauch, Staub, Dunst verhüllten wie eine Wolke die Schmausenden. In der Luft schienen Atome der Raserei, des Taumels und der Ausgelassenheit zu schweben und alle Herzen und Hirne zu durchdringen. Die tiefen, vor Leidenschaft bebenden Stimmen, in dem engen Raum des Restaurationskabinetts zusammengedrängt, schienen die Wände sprengen zu wollen. Mehrere Personen, schon total betrunken, mit Weinkelchen in der Hand, drängten und stieſsen sich in volltständigem Wirrwar und schrien besinnungslos:

„Georg soll leben! Unser Amphitryon lebe hoch! Er lebe hoch!“

„Ihr drolligen Leute, ich bitte ums Wort!“ schrie ein Mann, der auf dem Tische saſs.

„Vivat Georg!“

„Du aufgeregtes, champagnertrunkenes Volk, bitte ums Wort!“

„Ruhig, Georg hat das Wort!“

„Nein, keiner vor mir. Hört!“

„Hört, hört!“

„Ich trinke auf das Wohl des Genusses, des Rausches, des Lebens und der Liebe!“

„Es lebe der Genuſs!“

„Ich trinke auf den Untergang aller Schmerzen, aller Sehnsucht, aller Sorgen, auf den Tod des Todes, auf den Tod alles dessen, was nicht Genuſs ist! Laſst uns genieſsen! Das ist die höchste Weisheit.“

„Vivat! Laſst uns genieſsen!“ schrie man, und eine frische Woge von Wein, Lachen, wollüstigen Umarmungen und taumeligem Lärm überflutete alle.

Georg saſs da, als hörte er nichts, und reagierte auf das ganze chaotische Bacchanal nur mit einem stumpfsinnigen, gedankenlosen Lächeln. Alle diese Schreie drangen nicht bis zu seinem Bewuſstsein vor, sondern prallten an ihm ab und kehrten zur Quelle zurück. Auf einmal fingen seine Augen an, schmal zu werden, aus seinen erloschenen Augensternen schoſs eine böse, grünliche Flamme, die die ganze Gesellschaft umfaſste, dann erhob er sich. Alle andern waren so sehr mit sich selber beschäftigt, daſs man ihm keine Aufmerksamkeit schenkte. Es stieſs daher mit einer Flasche auf den Tisch.

Erst jetzt beruhigte man sich ein wenig. Er schob eines von den Mädchen, das sich ihm an den Arm gehängt, beiseite, goſs Wein in

einen Kristallpokal, erhob ihn und sprach gelassen:

„Menschliche Herde! Ich trinke auf dein Dasein und wünsche, dafs dir das Schicksal so lange die Qualen des Daseins häufe, bis du durch den Schmerz zur Erkenntnis gelangst."

„Rolla! Romantiker! Dekadent!" brummte der auf dem Tische Sitzende.

„Menschliche Herde! Wenn du ein einziges Gesicht hättest, ich würde mit Ekel darein speien."

Etwas wie ein Schauer des Zorns und des Staunens zuckte auf in diesen trunkenen Mienen, aber gleich riefen sie, schon etwas herzlicher:

„Bravo, Georg! Der ist fertig. Hat sich's bequem eingerichtet. Bravo!"

Alle fingen an, ihn zu küssen und ihn zu umdrängen. Er zuckte zurück vor diesen unflätigen Berührungen und wollte sich schon hinausschleichen, aber der Mann, der auf dem Tische safs, fafste ihn bei der Hand, verbeugte sich mit komischer Grimasse und rief laut, indem er auf ihn zeigte:

„Das ist ein Mensch! Seht her! Glücklicher Erwählter des besten und schönsten unter den Mädchen und zugleich das elendste unter den elenden Wesen, die das Leben verflirtet haben, und nun steht er da, wie ein altes Weib, und sein zahnloser Mund bespeit alles aus Ärger, dafs er nicht mehr die Kraft hat, ein Stück frischer, zappelnder Menschenfreude anzubeifsen,"

Eine Lachsalve, wie ein Orkan, erschütterte den Saal.

„Du treibst immer Possen!“ flüsterte Georg, indem er ihm die Hand entzog.

„Was kann man Besseres tun auf dieser süſsen Welt? Womit sonst die Leere ausfüllen?“

Den Rest der Worte übertönte ein Lärm, alle fingen auf einmal an zu sprechen. Ein unfaſsbarer Hauch drängte sie zueinander hin. Dünste von Wein und Rausch, die Dünste von Puder, der sich auf den Gesichtern auflöste, und von den durch Wein und Leidenschaft erhitzten Leibern schwebten in der Luft, drangen in alle Poren ein und schienen alle diese Seelen mit einem rasenden Taumel zu erfüllen, denn die Arme hatten nur Kraft, sich zu umschlingen, jedes Lippenpaar nur Kraft, sich an ein andres zu schmiegen, mitten im trunkenen Stammeln und Röcheln. Das waren keine Menschen mehr, sondern nur ein Gemisch von entfesselten Begierden und tierischen Leidenschaften regte sich in formlosem Getümmel und brüllte in wilder, zügelloser Lust.

Man tanzte, sang, schlug mit den Sesseln den Takt, zertrümmerte die Spiegel und wälzte sich im Delirium auf den Teppichen. Heisere Schreie, gedämpftes Zischen, Kaskaden verworrenen Lachens, verglaste und geistesabwesende Blicke, leidenschaftliche Küsse kreuzten sich, brachen plötzlich ab und sanken nieder im chaotischen Durcheinander.

Georg entfernte sich, ohne das Ende des Bacchanals abzuwarten. Er schritt langsam die Treppe hinunter, und als er ein Rascheln, vernahm, wandte er den Kopf um. Von oben kam raschen Schrittes ein Mädchen herab. Ihre Balltoilette war zerknüllt und fleckig, aus

ihren Augen sprach eine flehentliche Bitte. Er blieb stehen. Bei ihm angelangt hielt sie inne. Eine gewisse, durch die Schüchternheit bedingte Ratlosigkeit mußte sie beschlichen haben, denn sie sprach zusammenhanglos, errötete und umklammerte nervös das Geländer, ohne dem Manne in die Augen zu blicken.

„Du riefst mich?“ fragte er und sah sie sanft an.

„Ja, ich wollte Dich fragen, ich wollte . . .“ flüsterte sie verwirrt und zupfte nervös an ihrem Handschuh.

„Na, sprich doch, was schämst Du Dich?“

„Ich wollte mit Ihnen gehen. Nehmen Sie mich mit,“ fügte sie rasch, mit mühseliger, künstlicher Festigkeit hinzu, indem sie die Arme um seinen Hals schlang. Er blickte sie kalt an und schob sie verachtungsvoll von sich.

„Geh wieder hinauf. Du bist betrunken und weißt nicht, was Du redest.“ Er ging weiter.

„Ich liebe Dich, ich bin nicht betrunken. Nimm mich,“ sagte sie mit leiser, flehender Stimme.

„Ich habe eine weite Reise vor,“ antwortete er weich, von diesem warmen, bittenden Akzent betroffen,

„Ich werde überallhin mit Dir reisen.“ Sie stürzte sich heftig auf ihn, umschlang ihn mit den nackten Armen und schmiegte sich an seine Brust mit der Glut rasender, lange verhaltener Leidenschaft. In ihrem schönen Gesicht erglänzte ein Ausdruck echten Gefühls, und ihre Augen glänzten fieberhaft.

„Mach mich zu Deiner Magd, aber nimm mich mit. Ich liebe Dich, Du weißt es nicht, ich liebe

Dich schon seit langem und werde mir das Leben nehmen, wenn Du mich verstößt.“ Sie haschte nach seinem Blick, sie bebte vor Verlangen nach Küssen und wagte nicht, sein Gesicht mit den Lippen zu berühren.

„Ich reise allein und komme nicht mehr wieder,“ rief er trocken und blickte seltsam, wie durch sie hinweg in die Welt.

„Ich weiß, wohin, ich weiß,“ sagte sie rasch. „Das habe ich gleich heute erkannt, und es tat mir so weh, es packte mich ein solcher Schmerz und eine solche Angst, daß ich weder trinken noch mich amüsieren konnte, denn ich wartete nur, daß die Sache so rasch als möglich ein Ende nehme. Ich wagte nicht, Sie anzureden. Ich liebe Sie schon lange, Sie allein haben mich nicht wie ein Tier behandelt, Sie allein hatten ein menschliches Wort und einen Blick für mich. Ich bin ein elender Fetzen, ich weiß es, aber was kann ich dafür? Mich hat niemand geliebt, niemand gewarnt. Gestern habe ich Sie mit Ihrer Braut gesehen, und das hat mir so weh getan . . .“

„Sprich nicht von ihr,“ flüsterte er kurz und barsch, während er zornig die Stirn runzelte. Ihr sanken die Hände herab, sie richtete sich plötzlich gerade, und große, schwere Tränen rollten über ihr gepudertes, vom Laster zerknittertes Gesicht. Ein Schluchzen unaussprechlicher Verzweiflung und Demütigung machte ihre Brust wogen.

Georg sagte nichts weiter, schlug nur den Kragen empor, knöpfte mechanisch die Handschuhe zu und ging die Treppe hinunter. Noch war er nicht draußen, als das Mädchen wie in

einem Anfall von Hysterie niedersank, sich das Kleid am Leibe zerriſs, den Teppich hin und her zauste, mit dem Kopf gegen den Marmor schlug und durchdringend heulte; dann fing sie an zu greinen:

„Geh, geh! Häng Dich auf! Komm elendiglich um! Verfalle dem Unheil!“ Sie stammelte immer undeutlicher und giftiger.

„Bring diese Säuferin in das Kabinett,“ sagte er zu dem Portier, der ihm die Tür öffnete, und entfernte sich.

„Welch ein Tier!“ murmelte er mit Widerwillen, und bald darauf hatte er diese Szene vergessen. Er fühlte nur, daſs ihn etwas wie ein Nebel umfing und erstarren machte.

„Heute noch — sofort werde ich sterben!“ sprach er laut, wie einer inneren Stimme antwortend, dann tauchte er wieder gleichsam in einem Nebel unter, der unmerklich und leise sein ganzes Wesen aufregte. Er empfand weder Angst noch Bedauern. Schon seit langem fühlte er Überdruſs und Müdigkeit und dachte an den Tod, aber erst gestern hatte er ganz deutlich gefühlt, daſs er sterben müsse, und beschlossen, zu sterben.

‚Gestern, heute, morgen! . . . Und zusammen ein Nichts! Das Zucken einer Wimper, ein Blitz, der in den unendlichen Nebeln zerstob . . . Gestern und vielleicht vor einer Million Jahren!‘ dachte er mit Anstrengung.

Gestern war es gewesen; nach der geräuschvollen Feier der offiziellen Verlobung saſs er im stillen Boudoir mit seiner Braut. Jetzt sah er

deutlich ihre schwarzen Augen vor sich, ihr vor Rührung gerötetes Gesichtchen, das so gut und schön dreinblickte. Sie schwiegen beide, von dem lächerlichen Zeremoniell ermüdet und sich voreinander der heuchlerischen Komödie schämend, die hier alle gegenseitig voreinander spielten. Diese halb unausgesprochenen Wörtlein der Tanten, der Angehörigen und der Freunde, die spöttischen Blicke der Bekannten, die gleichsam die Gestalt der Braut betasteten, verursachten ihm Ärger und Widerwillen. Dann sprachen sie leise miteinander, und ihm erbebte das Herz kein einziges Mal lebhafter für diese Erwählte, er bewertete kühl ihre Reize, dann wurde er finster, und Bitterkeit begann seine Seele zu durchdringen. Einige Male kam die Mutter zu ihnen herein, wechselte einige Worte mit ihnen und entfernte sich dann mit einem zufriedenen, stolzen Lächeln, denn diese Heirat war ihr Werk. Sie gab dem Sohn eine reiche, im Kloster gründlich dressierte Frau. Er hörte, wie alle die tugendhaften Matronen, die die Kanapees besetzt hielten, ihr zu dieser Erwerbung gratulierten. In dem diskreten Lachen und Flüstern im Salon klang eine gezwungene, falsche Note. Und dieses Kind, das neben ihm saſs, neigte plaudernd sein Köpfchen zu ihm hinüber und legte mit naiver Vertrauensseligkeit sein Leben und seine Zukunft in die Hand des unbekannten Mannes. Er liebte sie nicht, sie war ihm völlig gleichgültig, wie tausend andre, auf der Straſse gesehene Frauen, aber er fühlte, daſs dieses Geschöpf ihn liebte und an ihn glaubte, mit dem tiefen Glauben der ersten Liebe.

„Womit werde ich Dir diesen Glauben und diese Liebe lohnen? Womit werde ich Dir für Deine Güte und Reinheit bezahlen?“

Er fühlte ein Bedauern und einen Widerwillen zugleich in sich, und als er sich wieder im Salon befand, setzte er sich einsam in einen dunkeln Winkel hin und betrachtete schweigend die Versammelten.

‚Binnen zwei Jahren ist dieser Engel die Geliebte eines meiner Freunde,‘ dachte er und sogleich zog das zukünftige Leben in einer Reihe von Bildern an seinem Geist vorüber. Er sah, wie sie beide während der ersten Monate sich bemühten, Liebe und Hochachtung zu heucheln, während sie in der Seele einander zu verachten anfingen; dann folgten die Tage voller Zank und Ärger und Stichelreden, dann ein Meer von gegenseitigem Hafs zweier Tiere, die, in dem Käfig der Konvenienz eingeschlossen, unzerreifsbar aneinander gekettet, sich gegenseitig anspucken und beifsen. Die Hölle des Daseins zweier Menschen, die der Zwang und die Untrennbarkeit der Bande erniedrigt hat, die ganze Tragödie der unablässigen und immerwährenden Heuchelei vor der Welt. Ein gräfsliches Dasein voller Niedertracht, Betrug, gegenseitigen Quälens und Verachtens. Er kannte das alles nur zu gut.

Er rief Hunderte von Ehen, die er kannte, vor sein Gedächtnis und versenkte die Sonde seines geschärften Erkennens bis in die Tiefe und erblickte nur Fäulnis und Zersetzung: da schweigend erduldetes Leiden, manchmal auch Liebe, aber am öftesten eine verachtungsvolle Gleichgültigkeit hinter dem äufseren Anschein

himmlischen Eheglücks, allerwärts jedoch Plage, Heuchelei, kleinliche Niedrigkeiten von platter Alltäglichkeit.

Er saſs noch lange, unterhielt sich, lachte sogar, tat aber das alles nur mechanisch, aus Gewöhnung, aus der Tiefe aber tauchten die alten, dunkeln Begierden, die bisher von der Steifheit des städtischen Lebens zurückgedrängt worden waren, empor und verdichteten sich zu einer Todessehnsucht.

„Ich werde sterben!“ Er wiederholte es sich leise während des lästigen Junggesellenmahls, wiederholte es sich jetzt, während er langsam durch die öden Straſsen schritt.

„Heute werde ich sterben!“ Und infolge einer seltsamen Ideenassoziation verwob sich dieses „Heute“ mit einer ganzen Reihe verflossener Jahre, daſs er sich schüttelte vor Widerwillen und Langeweile, die er in der Vergangenheit empfunden. Er fühlte die seltsam ruhige und trübselige Gedrücktheit einer ewig getretenen und in die Formen und Bedürfnisse des alltäglichen Lebens gewaltsam hineingepreſsten Seele. Ein solches Gefühl müſste zuweilen ein in seiner freien Entwicklung gehinderter Baum haben, den gute Menschen der Schönheit halber beschneiden. Er schluchzte vor brennendem Schmerz über sein vertrödeltes, in der grauen Alltäglichkeit wie kleine Münze vergeudetes Dasein.

„Gewiſs. Der Mann hatte recht. Ich habe mein Leben verflirtet.“

Sein Ich zerfiel innerlich in zwei Teile; die eine Hälfte versenkte sich in die Wonne subjektiven Vergessens, während die andre Re-

flexionen anstellte und mit blitzartig scharfem Erkennen in den Inhalt des allgemeinen Lebens eindrang. Er betrachtete dieses genau an den Schnittflächen, und ihn beschlich allmählich der stille Schmerz des Mitleidens.

„Welch eine Tragödie liegt darin, daſs alles nur Farce ist! Nur Schatten, Blendwerk und Blague, nichts als Blague!“

Er empfand die beinahe sinnliche Bitterkeit einer tiefen Verachtung, und seine Augen späh-ten kalt nach all diesen äuſseren Spiegelungen. Und in diesem Zustande gesteigerten Seelenlebens erblickte er, wie in hellseherischer Halluzination, mit auſserordentlicher Deutlichkeit all die nichtigen kleinen Triebfederchen des Lebens, alle grell bemalten Hüllen fielen unter seinem scharfen Blick, es blieb nur ein nacktes, verwestes Gerippe. Ein öder Wirbel von Begriffen, Ideen, Begierden, Schlagworten, Lastern und Interessen wälzte sich einher in wüstem, lärmenden Tanz, wuchs empor und fiel dann wieder in sich zusammen.

Eine wilde und unbarmherzige Wut ergriff ihn darob, daſs er erst jetzt die Quelle seiner eignen Ohnmacht einsah, da ihn bereits die Mühle des Lebens zu feinem Staub zerrieben hatte, da er, in den Abgrund sinkend, nur mit Schrecken diese Untiefen mustern konnte.

Zu welchem Zweck plagten sich so viele Millionen in blutiger Anstrengung? Um den Hunger zu stillen? Ist dieser also der Motor, der alles antreibt und alles lenkt? Dann sinkt alles wieder in eine einzige Grube, damit dasselbe wieder einmal aus der Erde emporsprieſst, und dann wieder und wieder dasselbe in ewi-

gem Kreislauf! so dachte er bei sich, wie zerschmettert von diesem uralten Gemeinplatz, den er sich erst jetzt zu formulieren imstande war, und blickte auf die grauen, in steinerner Ruhe dastehenden Stadtmauern. Es wurde ihm so schrecklich zumute, es packte ihn eine solch krampfhafte Angst, daſs er wie rasend zu laufen anfing. Er erstickte zwischen diesen Mauern, es schien ihm zuweilen, daſs diese steinernen Ungeheuer mit den langgestreckten Leibern und den endlosen Reihen grünlicher Augen sich in Bewegung setzten, auf ihn zueilten, von einem ewigen Hunger verzehrt, daſs sie sich jetzt an ihm sättigen, ihn bis aufs Mark aussaugen wollten. Er verlor beinahe das Bewuſstsein in diesem Paroxysmus rein nervösen Schreckens. „Rettung!“ schrie es in ihm, während er seine Lippen zusammenpreſste, aber die stillen Vorstadtgassen eilten ihm nicht zu Hilfe.

Der Wagen des Alltagslebens rollte weiter dahin, unaufhaltsam weiter; wer herunterfiel, der muſste zugrunde gehen, oder aber er bahnte sich einen eigenen Weg durch die Wüste ...

Wer erkannt hat, wie trübe und unflätig das allgemeine Rinnsal ist, möge seinen Durst daran nicht löschen, möge den Mut haben, nach frisch sprudelnden Quellen in fernen Oasen zu suchen, oder aber er weiche freiwillig vom Schauplatz.

Georg sah nirgends einen Ausgang, er sah kein Mittel, den zermalmenden Rädern des Schicksals zu entschlüpfen; er verlor den Selbsterhaltungstrieb, daher pochte er mit grimmi-

gem Vergnügen an die Pforte des Todes — nur um zu entfliehen.

Er war todmüde, als er in seiner Wohnung anlangte. Er hatte nichts in sich, was ihn in seinem Beschlusse hätte wankend machen können. Er fühlte sich wie von einem Ring umschlungen, aus dem er nicht heraus konnte.

Gedankenlos ging er im Zimmer auf und ab. Dann machte er ein Fenster auf und blickte hinaus, eine Weile betrachtete er die dämmernden Tiefen der Ferne, die von dem Flimmern der Sterne silberhell schienen und lockten mit ihrer Ruhe und ihrer Friedensverheifsung. Die Stadtuhren schlugen voll. Er erwachte und setzte sich hin, um die Abschiedsbriefe an die Seinigen zu schreiben, aber sogleich schob er das Papier beiseite.

„Wozu auch? Sie werden mich nicht verstehen, und ihr Mitleid brauche ich nicht. Es wird auch ohne obligaten Tränenstrom gehen" und gleichzeitig dämmerten ihm Bruchstücke halbvergessener Gesichter, Szenen, Unterredungen im Gedächtnisse auf.

„Schatten, Gespenster, verschwindet! Ich werde euch gleich in ein Nichts verwandeln, sogleich, wenn ich mir dieses Reservoir der Dummheit durch eine Kugel gesprengt habe," und er lachte still vor sich hin, voll von grimmiger Zufriedenheit, dafs er nur zu wollen brauchte, um diese unter dem Schädel nistende Welt zu zerstören.

„Georg, der berühmte Don Juan und Herzensbrecher; Georg, der tadellose, intelligente junge Mann; Georg, das Mitglied der goldnen Jugend, der Urheber aller Trinkgelage und

ausgelassenen Streiche; Georg, die Zierde seiner Familie; und dann der andre, dieser traurige, blasierte Georg, der Dekadent, der Misanthrop, dieser besinnungslose, an sich selber zehrende Georg — wird zu existieren aufhören. Und nichts wird von seinen Tugenden und Lastern zurückbleiben. Georg wird nicht mehr sein... wird nicht mehr sein," flüsterte er im Delirium der Raserei und des Sarkasmus, das ihm an den Nerven zerrte.

Mit einer gewissen Befriedigung erblickte er sich in einer Blutlache liegend, von der kühlen Ruhe des Todes umhaucht. Aber vor den Augen schwirrten ihm hartnäckige Spiegelbilder umher, deren Formen und Farben er nicht zu erkennen vermochte. Er sammelte und hielt sie fest, bis er sie enträtselte, da schrie er auf vor Staunen:

„Teufel, Du versuchst mich."

Er sah vor sich in gröfster Deutlichkeit sein Heimatsdorf, das er seit der Kindheit nicht gesehen — auf den Wogen der Erinnerung strömte das Rauschen der Wälder heran zu ihm und sang ihm sein tiefes Lied, und es war, als strömten alle diese Stimmen der Erde, der Bäume, der seligfrohen Kindheit zu einem einzigen süfsen, erquickenden Ton zusammen, in den er sich vertiefte und dem er lauschte.

„Teufel, Du versuchst mich!" flüsterte er wieder, aber schon sich passiv dem Eindruck überlassend.

„Im Gegenteil. Sehr schön. Ein romantischer Tod am Busen der Mutter Natur," höhnte er.

„Innerhalb dieser schmutzigen Stadtmauern jagt sich ja der erste beste Schafskopf, den seine bessere Hälfte verrät, eine Kugel durch den Schädel. Ich will den lieben Freunden einen Streich spielen und sie des Schauspiels berauben.“

Und in kindischer Zufriedenheit über diesen Vorsatz lächelte er still vor sich hin.

Er warf einen Blick auf den Eisenbahnfahrplan und war schon im Begriffe, sich zu entfernen, als aus den entfernten Gemächern eine Stimme kam:

„Georg!“

Er erbebte und trat zurück, ratlos, was er anfangen sollte. Aber er kehrte um und trat mit dem Hut in der Hand in das schwach erhellte Zimmer seiner Mutter.

„Bist Du schon lange zurück? Setz Dich hierher!“

Er hatte noch nicht geantwortet, als die Mutter wieder fragte:

„Warum siehst Du so schlecht aus? Du bist blaſs, fehlt Dir etwas?“

Er lieſs sich neben das Bett auf einen niedrigen Sessel sinken.

„Nichts, Mutter. Es ist nur das grüne Licht, das einen so unangenehmen Reflex wirft.“

„So nimm den Schirm ab.“

Er erhob sich, sank aber sogleich mit einer finsteren Gebärde zurück.

„Das Licht würde zu grell sein. Mir ist es so lieber,“ und er verbarg das Gesicht im Schatten des Vorhanges.

„Warst Du heut abend bei Tola?“

„Jawohl.“

„Ach, das ist ein gutes, herziges Mädchen, und sie liebt Dich von ganzer Seele.“

„Sie sagte mir das,“ rief er leise und blickte angstvoll der Mutter ins Gesicht.

„Ich habe eine Menge Dinge für euch angeschafft. Ich lebe förmlich neu auf in diesem eurem Glück. Wir werden uns recht wohl fühlen zu dreien. Du sollst sehen, Jugend und Gesundheit werden mir bei euch zurückkehren. Für wann ist die Hochzeit endgültig festgesetzt?“

„Das weiſs ich noch nicht, noch nicht . . .“ sprach er langsam. Ein Schluchzen verlegte ihm die Kehle.

„Aber Du hast etwas,“ sagte die Mutter und richtete sich ein wenig in den Kissen auf, während sie den besorgt forschenden Blick in sein blasses Antlitz versenkte.

„Ich bin vollkommen gesund, Mama.“

Er bot alle Kräfte auf, um ruhig zu scheinen, aber seine Stimme bebte leicht.

„Geh zu Bett, Du bist müde.“

Sie zog ihn zu sich hernieder und küſste ihn mit aufrichtiger mütterlicher Liebe. Während er sich herabneigte, fiel eine letzte verräterische brennende Träne aus seinem Auge auf ihre Hand. Er war schon im zweiten Zimmer, als ihn die Mutter noch einmal anrief:

„Georg, Du verbirgst etwas vor mir.“ Sie hatte eine dumpfe Unruhe, eine unbewuſste Angst in Gesicht und Stimme.

„Nein, Mütterchen, ich bin nur schläfrig.“

Er sandte ihrem Profil, das sich im Halbdunkel des Schlafzimmers schwach abhob von den weiſsen Kissen, durch die Luft einen Kuſs

zu und entfernte sich, die Türe sorgfältig hinter sich verschliefsend.

Eine geraume Weile stand er in der Mitte seines Zimmers mit einem düsteren Glanz in den Augen und löste sich schmerzhaft los von dieser Umgebung, zerrifs die letzten Fäden, die sein Herz festhielten. Ein nervöser Krampf drückte ihn, dafs er anfing, konvulsivisch die Hände zu ringen, aber er rifs sich los.

Eine Viertelstunde später war er auf dem Bahnhof. Er traf einen Zug, und bald war er unterwegs. Er zog den Revolver, der ihm unbequem war, aus der Tasche und streckte sich auf die Bank hin. Er hätte schlafen mögen, aber der Schlaf stellte sich nicht ein.

Da er allein im Coupé war, dämpfte er das Licht und starrte in das gegenüber befindliche Fenster.

Der Zug rasselte wütend die Schienen entlang und schnaubte eilig dahin. Georg fühlte sich als Beute einer ungeheuren Gewalt. Der rasende Lauf erfüllte ihn mit wonnigem Schauer. Er schlofs die Augen und stürzte sich selber gleichsam in eine unermefsliche Ferne. Kraft- und besinnungslos überliefs er sich dem Eindruck und flüsterte mit einer gewissen Hartnäckigkeit:

„Ich komme nicht wieder! Ich komme nicht wieder!“ und abermals öffnete er die Augen und heftete sie auf die vorüberhuschenden Landschaften, die dunkeln Flecke der Wälder, die schwärzlichen Linien der in Schweigen und Nacht gehüllten Dörfer, die wie silberhelle Augen blinkenden Teiche, die das Mondlicht

widerspiegelent, und auf die unermeſslichen, endlos weiten, öden Himmelsstrecken.

„... Gleichwohl gibt es dort oben nichts, nichts...“ flüsterte er in tiefster Überzeugung.

„Hienieden eine zur Erde geknickte Menschenherde, die sich in Schmerzen windet, durch ein Meer von Schweiſs, Mühsal und blutigen Anstrengungen watet, und dort oben... Nichts... Nur eine groſse, öde Leere und eine groſse Gleichgültigkeit. Wem frommt es, daſs sich all das erfülle?“

Eine haſserfüllte Auflehnung überflutete wie ein Dunstnebel seine Seele. Mit unbewuſster Angst blickte er in den tiefen weiten Raum, in den flimmernden Glanz der fernen Sterne. Es war ihm, als lauschte er dem Rauschen der Welten, die ihre unendlichen Bahnen wandelten und vielleicht neue Lebewesen und neue Schmerzen gebaren...

„Was bin ich im Vergleich zu diesen Unermeſslichkeiten? Was gelte ich im Verhältnis zu dieser ewigen, unablässigen Bewegung!“

Der Zug rollte dahin mit gleichmäſsiger Geschwindigkeit, an Bahnhöfen, Wächterhäuschen, Signallichtern vorbei, als eilte er dem Tag entgegen, der sich schon durch einen perlgrauen Schimmer der Wolken ankündigte. Der Mond war untergegangen, nur die perlgraue Farbe durchsickerte immer mehr die Luft. Die umgehauenen Wälder tauchten aus den Dämmerschlünden empor, und allgemach umhüllten sie graue Nebel mit ihrem feinen Flaum. Die langen Reihen der Laternen zu beiden Seiten des Bahndammes flackerten wie

blafsgrüne Sternchen auf perlgrauem Hintergrund.

Georg betrachtete aufmerksam die Wälder und fühlte sich von diesen unklaren und gewaltigen Umrissen mächtig angezogen. Auf der nächsten Station stieg er aus.

Leise, wie ein Schatten, löste er sich von der Wagenreihe ab, und von niemand bemerkt, begab er sich nach der in der Ferne dunkelnden Mauer von Riesenbäumen. Er ging einen Feldweg entlang und fühlte nichts dabei, als ein gewisses Erstaunen. Jetzt war er in den Tiefen so ruhig, dafs er nur wie mechanisch hinschritt. Er verspürte eine Kälte, die von den über die Erde ausgebreiteten Nebeln kam, die regungslose Stille des Morgengrauens teilte sich ihm mit. Bald schmolz er zusammen mit diesem unermefslichen Schweigen der Natur, bald entschlüpfte es ihm in die dumpfe, dunkle Unruhe der Einsamkeit. Er stand allen Dingen in tiefer Entfremdung gegenüber. Obgleich er nicht müde war, wünschte er doch, sobald als möglich den Wald zu erreichen.

Von der Erde stiegen weifsliche Dünste empor und zerstörten die reinen Linien des Horizonts, alle Umrisse zerstoben in den trüben Fernen.

Georg bemerkte das nicht. Zuweilen hatte er die Illusion, dafs sein Wesen in Teile zerfallen sei, und nun schleppte er diese Stücke seines eigenen Ichs unter ungeheuren Qualen durch das Morgengrauen dahin. Es kam ihm vor, als ob dieses milchweifse Licht, das ihn von allen Seiten umflutete, ihn wie mit einem

Bahrtuch umhülle und ihn durch den Raum schleudere.

Der Morgen färbte sich immer heller. Mitten durch die zusammengeballten Nebelmassen zeigten sich am Himmel reine, blaue Flecke, und im Osten fingen die leichten Wölkchen an, rot zu schimmern.

Ein undeutliches Flüstern kam von den Getreidefeldern und den Bäumen her, die sich immer klarer abzeichneten.

Ein lila-rosiger Staub erfüllte die Luft. Das schwärzliche Grün, die Steine, die Erde waren bedeckt mit Tau, wie mit dem Schweiſs eines quälenden Traums. Vor Georgs Augen fing all das Graue, Formlose und Starre in der Natur an, von schwellendem Leben zu zittern, die Grashalme spannten sich, wie tief aufatmend, die Tautropfen entzündeten sich an dem Morgenrot, etwas wie ein Erwachen aus tiefem Schlaf durchlief mit wogendem Schauer das All.

Noch herrschte tiefe Stille, aber schon konnte man all die gespannten Saiten des Tageslärms ahnen, die nur des Augenblicks harrten, da die erwachende Sonne sie zum Tönen bringen sollte.

Auf dem Gipfel der Anhöhe angelangt, sah er die aus den Tiefen emporsteigende Sonne, die wie mit blutrotem Auge in die graue, von Dünsten beschattete Welt blickte.

Er hielt staunend inne, betroffen von dieser unvermuteten Begegnung, und als es wie ein Feuer emporloderte, als es aufflackerte in jedem Tautropfen, die Erde wie mit einem Flammensturm umfangend — da er-

wachte er gänzlich aus seinem Brüten. Er fühlte das warme durchdringende Wogen dieses Lichtes in sich. Er konnte sich keine klare Rechenschaft von dem geben, was mit ihm vorging. Er dachte ann ichts, denn in ihm war kein Raum für irgend einen Gedanken angesichts dieses blendenden Glanzes, der ihn mächtig umflutete, da er zum erstenmal der Natur von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand.

Es war im Mai; grünender, blühender, singender, freudenberauschter Frühling allerwärts, da alle Herzen Hymnen anstimmen, die wunderträumenden Seelen Dankeslieder weben und das Leben taumeligrasend emporsprudelt.

Georg ging den durch die bebauten Äcker sich hinwindenden Steg. Rings um ihn war ein Meer von tauglitzerndem Grün. Von dieser ungeheuren Erde, von den wogenden Getreidefeldern drang ein solch berauschender Duft, ein solch mächtiger Strom von Kraft und Lebensfreude kam von den vollerblühenden Wiesen, daſs ihm das Herz zu beben anfing vom Übermaſs des Empfundenen.

Durch die Lilawolken strömte die Flut des Sonnenlichtes hindurch, besprenkelte das Grün mit goldnen Pünktchen, es erglänzte tief unten auf dem Boden der Schluchten, vergoldete den Waldesdämmer und erweckte alles zum Leben, zum wonnevollen Genuſs des Wachstums. Lerchen erhoben sich flatternd über die Ackerfluren und sangen in Glockentönen ein Morgenlied, und das kleine grüne Feldheimchen zirpte laut. Über Wälder und Felder hallten die zwitschernden Töne eines Glöckleins,

das die Gläubigen zum Gebet und zur Arbeit rief. Das Erz klang freudig hinaus in die Ferne, umfing immer weitere Strecken, füllte den Raum mit seinem Schall, der, mit den Stimmen der Natur vermengt, in einer Woge des Jubels und der Glückseligkeit verhallte.

All diese Rhythmen drangen auf Georg ein, nahmen von ihm Besitz und erfüllten ihn langsam mit einem Taumel. Er verlor stufenweise das Gefühl seiner selbst. Alle Augenblicke versenkte er die Hände mit einem Wonnenschauer in das feuchte Laub und schritt vorwärts, ohne an etwas zu denken.

Auf den Weiden schimmerten dunkel die Kuhherden, bald wieder erglänzte das weiſse Vlies der Schafe. Da und dort bewegten sich arbeitende Menschen, wie rote Flecke auf den langen Strecken der bläulichen Erde, oder es blitzten die Pflugscharen in der Sonne. Laut erscholl das Brüllen des Viehes, das Schreien und Singen der Hirten vermischte sich mit den Tönen der Flöten, die soeben aus den Weiden geschnitten waren, die dort unten am Wasser hockend, mit den üppigen Trieben sich zur Sonne emporreckten und von Zeit zu Zeit in sanften Tönen ein Murmeln vernehmen lieſsen. Bald schwebte das Klappern eines Storches von den Wiesen daher oder Hundegebell aus dem Dorfe; bald wieder erzitterten in der Luft geheimnisvolle Klänge, die von der Sonne herunter zu kommen schienen. Das Säuseln der Felder, gleichsam der Atem der Erde, das Rauschen des Waldes, dessen Föhrenstämme unfern goldig schimmerten, dann wieder etwas Verborgenes, Geheimnisvolles, das er weder

kannte noch begriff, sang durch die tiefe Stille und packte ihn voller Lebensfreude an. Über sein ganzes Wesen lagerte sich eine tiefe Stille, und er schlürfte mit allen Poren die tiefe Wonne dieses inneren Dahinschmelzens und Zerfließens.

In dem Dorfe, durch das er kam, hockten die niedrigen Hütten mit den altersgrünen Dächern tief auf der Erde, wie Greise unter der Last der Jahre gebeugt, und über ihnen stand eine rosige, einen feinen Staub aushauchende Wolke von voll entfalteten Apfelblüten. Die an ihm vorbeigehenden Bauern grüßten mit dem uralten „Gelobt sei Jesus Christus!“ und lüfteten den Hut, unter dem die braunen Gesichter und weißen Stirnen sichtbar wurden. Sie schritten langsam, voll ernster Sammlung und Ruhe vorüber. Um die Lippen hatten sie ein aufrichtiges Lächeln, ähnlich dem plötzlichen Aufschimmern der Sonne, und Augen wie die frühlingsblauen Fluten.

Georg war erstaunt über den Frieden, der in diesem Menschenhaufen herrschte, über die Gelassenheit der Bewegungen und den schläfrigen Pulsschlag des Lebens, das gleichen Schritt mit der Natur hielt. Er wartete ängstlich, ob sich nicht durch die breite Straße des Dörfchens ein elastisch lärmendes Treiben, ähnlich dem städtischen, ergießen würde. Aber hier atmete alles die tiefste Ruhe. Niemand hatte es eilig, keiner lief den Weg mit rasender Schnelligkeit daher, die andern brutal auseinanderstoßend, hier zertrat man sich nicht gegenseitig im Kampfe um das Leben, in keinem bebte die ungeduldige Spannung. Jeder dieser

schwerfälligen Arbeitsmenschen fühlte, daſs die höchste Weisheit und das höchste Glück darin besteht, lange und ruhig zu leben, und daſs jeder von ihnen noch immer zeitig genug die Anhöhe dort oben jenseits des Flusses aufsuchen würde, auf der ein Wald von Pappeln und Kreuzen dunkelte.

Georg verglich sie mit jenen Birnbäumen, die sich gleich wachehaltenden Beschützern an den Feldrainen festsetzen, die Wurzeln tief in das Erdreich schlagen, langsam ihre Lebenssäfte daraus saugen, ebenso langsam die schwächeren zermalmen und darum Jahrhunderte überdauern.

Keine groſsen Freuden, noch groſse Leiden, keine gewaltige Sehnsucht und keine tiefen Enttäuschungen. Eine rauhe Vegetation, die aber im Dasein allein Freude findet, gedankenlos und instinktiv alles erwürgt, was ihrer Entwicklung im Wege steht. Das blinde, erbarmungslose Leben der Natur — ein nie ruhender, stiller Kampf der Schwächeren wider die Stärkeren ...

Und abermals fingen seine vernarbten Wunden an zu bluten, ein stumpfer, unbewuſster Schmerz, der Schmerz vor dem Unterliegen und Zugrundegehen, wühlte ihn in den Tiefen auf.

Er lieſs sich auf eine Steinbank nieder und versank in einen traumhaften Zustand. Die lebendigen, wogenden Getreidemassen, die Wärme, der Duft der Apfelblüten, die Stille, das reine Blau des Himmels und jene süſse Melancholie, die über den Feldern schwebte, lullten ihn ein, sangen ihm ein besänftigendes Lied,

voll solch unsagbaren Zaubers und solchen Bangens, daſs er das unklare Gefühl hatte, als verdämmerte es langsam, als saugten ihm Erde, Getreidehalme und dieser kosende Windhauch das Leben aus, gaukelten ihm Wunder vor und zerstückelten inzwischen gemächlich sein Wesen untereinander.

Er erhob sich jäh und ging auf den Wald zu.

Er überlegte nicht, wozu er dorthin ging, aber so oft er unwillkürlich die Hand in die Tasche schob und den Revolver berührte, durchrieselte ihn ein kalter Schauer der Besinnung.

„Ich muſs sterben!“ flüsterte er, gleichsam die eigenen, unter der Schwelle des Bewuſstseins verborgenen Kräfte herausfordernd, die von der Macht des Lebens, des Frühlings und der Schönheit schwollen. Ein verbissener, tumultuarischer Kampf tobte in ihm.

Er ging langsam, hinter dem Dorfe hielt er inne und betrachtete gedankenlos einen hochgewachsenen Bauer, der aus einem bauschigen Sack Getreide in ein graues Laken schüttete und dann den Samen im Halbkreise ausstreute, während er leicht gebückt die Ackerfurchen entlang schritt. In dieser automatischen Bewegung lag etwas von der Salbung des Opferns, eine Segenspendung an jede Erdscholle. Ein kleiner Knabe, schwarz anzusehen wie ein Mistkäfer, schritt hinter dem Vater daher, fuchtelte mit den Ärmchen herum und verscheuchte die über den frischen Acker einzeln lustwandelnden Krähen, und beide schritten den Hügel hinan, nur undeutlich von der grauen Erde sich abhebend.

*

Noch lange hätte er so schauend dagestanden, aber das Rauschen des nahen Waldes und das Schreien der Elstern weckte ihn, und er setzte seinen Weg fort.

Die Sonne hatte sich schon hoch am Himmel erhoben und sandte eine sengende Glut hernieder, aber der Wald atmete Kühle und lockte mit seiner geheimnisvollen Tiefe. Die moosbedeckten Riesen flüsterten mit den Ästen ein Gebet, ein Wind regte sich und wühlte im dichten Jungholz umher, drang mit langen Zügen ins Dickicht, schüttelte die Misteln, die wie grünliche Bärte an den Eichen hinunterhingen, pfiff durch die morschen Stämme und eilte dann dorthin, wo die Bäume in dunkeln, gedrängten Gruppen beieinander standen ... Vielfältiger Widerhall erwacht und geheimnisvolle Stimmen und Geräusche werden allseits laut und singen wie Millionen von Harfen leise, verhallende Adagios und zerstieben in Atome, voller Glanz und tiefer Trauer leidender Seelen.

Friede allerwärts; der Specht hämmert fleißig, man vernimmt den Flügelschlag der über den Wald dahineilenden Vogelschar, und das Rufen des Kuckucks, das unfaßbare Rascheln des durchs Laub sickernden Sonnenlichtes, ein gewisses melodisches Zusammenrauschen unbestimmter Farben, die man nicht fassen kann, aber nach deren Harmonie leidende Seelen sich ewiglich sehnen.

Es liegt Vergessenheit in solcher den Wald umfassenden Stille — Vergessen des Alls.

Georg hatte diese Stille in der Tiefe seines Herzens, er hörte diesen Rhythmus der Natur in seinem Gehirn, in dem eigenen Blut. Durch

seinen Kopf huschten unklare Gedankenblitze, wie die schattenhafte Erinnerung an einzelne Phasen eines vormaligen oder zukünftigen Seins.

Dann aber versenkte er sich; gleichsam endgültig überwältigt, tauchte er ganz hinab in dieses ringsum brausende und brodelnde Leben. Er breitete die Arme aus und mit einem Lächeln göttlicher Sehnsucht bückte er sich nieder zu dem Moos, atmete tief den Waldesduft ein und fühlte, daſs er eins war mit dem, was ihn durchdrang und auflöste, mit der Natur, der Erde, den Tönen.

Er fiel weinend aufs Gras hin und vermengte seine Tränen mit der Erde; er umfaſste sie mit den Armen wie ein hilfloses, leidendes Kind und flüsterte:

„Mutter! Mutter!“ er schluchzte lange, weinte an diesem Busen alle seine Schmerzen aus und alle Enttäuschungen, all die Verdrossenheit, die Langeweile und die Bitterkeit, die ihn erfüllten. Eine Stille und eine Kraft strömten auf ihn ein aus dieser Umarmung. Die strenge Erkenntnis der eigenen Machtlosigkeit und Hinfälligkeit beschwichtigte seine aufgewühlte Seele, die Nichtigkeit des Menschen angesichts der ehernen Gesetze der Natur erfüllte ihn mit Trauer und Resignation.

Geraume Zeit lag er so da und fühlte nur tief in der Seele, daſs er sich bald erheben und von dannen gehen werde, aber gründlich umgewandelt, gestählt für das Leben, gestählt gegen das Leiden, stark wie diese Erde, die ihm zum zweitenmal das Leben gab.

Er fühlte, daſs das elendeste Leben tausendmal besser ist als das Nichtsein — daſs hier, an der Brust der Allmutter Erde ein belebender Quell sprudelt, an dem die Mühseligen Erkenntnis trinken können und Kraft, sich selber wieder zu gewinnen.

Er erhob sich und ging davon. Er war erfüllt von jener kräftigenden Trauer, die jene Seelen erfüllt, die alle Tiefen ergründet haben. Von dem Gipfel der Anhöhe aus umfaſste sein Auge eine weite Strecke an Feldern, Wäldern, Hütten und Bäumen, er betrachtete sie lange mit tränenfeuchten Augen und fühlte in sich eine bisher nie gekannte Sehnsucht — alles zu lieben und allen zu verzeihen.

IN DEN TIEFEN.

VON W. ST. REYMONT.

Theodatos, der Syrer, Lautenspielersklave des mächtigen Hauses der Klaudier, ging gebückt und hinter ihm schritt eine Reihe beweglicher Schatten, die fast ohne Geräusch, behutsam vorbeihuschten an den cäsarianischen Gärten, deren Hügel mit den Villen der römischen Reichen besäet waren.

Es war eine gesegnete Frühlingsnacht, mondhell und still.

Von den Gärten drang der Duft blühender Mandeln, zuweilen durchschnitt die Stille der Schrei eines Pfaues mit scharfem Klang, oder das Brüllen wilder Tiere in den Käfigen hallte lange, dumpf und drohend.

„Stille!“ zischte Theodatos, indem er nach der Mitte des steinigen Steges abschwenkte; die Reihe der hinter ihm schleichenden Schatten zerfloſs in dem Dunkel der die Gärten einfassenden Mauern, zwischen den Sträuchern von Epheu und Rosen, welche in ganzen Guirlan-

den über die Mauer herabhingen, und hinter den weiſsen Marmorstatuen.

Aus der Ferne, vom Tiber her, in der weiten grauen Tiefe, flimmerten Lichtlein und verschwanden, dagegen verkündeten gewisse, kaum faſsbare Luftschwingungen das Nahen von Menschen.

Theodatos legte das Ohr an die Erde.

„Sie gehen . . . das sind Brüder . . . Bekenner Christi,“ verbesserte er sich rasch, dem Anführer der bewaffneten Schar, der neben ihm stand, ins Ohr flüsternd.

„Wollen wir zuschlagen?“ frug jener.

„Nein. Folget mir. Wir werden sie alle in den Katakomben abfangen. Still! Bei der weiſsarmigen Isis, beim Serapis beschwöre ich Euch, seid still. Sie werden gleich hier sein. Was immer Ihr auch hören werdet, verhaltet Euch schweigend . . . verratet Euch nicht . . .“ flüsterte er fieberhaft.

„Wenn Du uns aber in einen Hinterhalt lockst . . . dann . . .“ er lüftete den Mantel und das klare, kurze Schwert blitzte auf.

Theodatos antwortete nichts, hockte nieder unter einer Statue und erwartete ruhig die Menschen, die von unten vom Tiber herkamen, und deren Schritte er soeben vernommen hatte.

Sie erschienen endlich am Mondlicht, schritten langsam in die Höhe; es waren ihrer drei, drei Greise in Hirtenmänteln aus Schafsfellen, barfuſs und armselig, ihre vernachlässigten Bärte und kahlen Köpfe gaben ihnen Ähnlichkeit mit den griechischen Cynikern, welche ihre Philosophie in den Gladiatorenschänken jenseits des Tiber vortrugen.

„Das Lämmchen Gottes!“ flüsterte Theodatos, indem er vor ihnen niederkniete. Dies Wort war ein Gruſs und ein Zeichen, nach welchem die Gläubigen einander erkannten.

Der in der Mitte gehende Greis, der höchste unter ihnen, streckte über ihn die Hand aus und rief leise:

„Heil denen, die da wachen, denn ihrer ist das Reich des Lämmleins.“

„Sind alle vorübergegangen?“ frug den Knienden einer der Greise.

„Alle. Ich wachte mit einigen der Brüder. Geht im Frieden.“

Die Greise gingen vorbei und verschwanden im Schatten der dunklen Cypressen, welche am Wege wuchsen. Theodatos sprang auf und sah ihnen lange nach, besorgt und durchdrungen von einer dunklen, unerklärlichen Furcht.

Er schlug mit dem kupfernen Knauf seines kurzen Schwertes gegen den Felsen und aus dem Dunkel der Mauerbüsche und des Dickichts am Wege krochen viele Gestalten hervor und nahten sich so leise, daſs kein Schwert rasselte.

„Sie sind schon alle da, ihr höchster Priester ist soeben vorbeigegangen; nach einer Stunde sind wir dort,“ sagte Theodatos, indem er auf die entfernten Hügel zeigte, deren blaue Gipfel im Scheine des Mondes hinter den Aquaedukten sichtbar waren. Schweigend und mit gröſster Vorsicht brachen sie auf, denn niemand sollte den Feldzug merken und das Wild verscheuchen, auf das sie Jagd machten.

Einige Zeit schritten sie im Schatten der Aquaedukte, die wie ein ungeheurer Polyp, auf tausend Füſsen gestützt, sich über die Ebene

hinzogen. Es war so still, daſs man das Plätschern des Wassers im Innern vernahm, und das Rauschen der Kaktusbäume, die hier wuchsen. Vorsichtig kamen sie an einem Tempel vorbei, an dessen Säulen Lichter blinkten, und wandten sich langsam dem Hügel zu, über dessen Mitte die Via Appia sich hinzog.

In der Luft war es so still, daſs man die Schritte der Wachen vernehmen konnte, welche bei den Antoninischen Mauern kreisten. Das sanfte Plätschern der Springbrunnen drang von den weiſsen Kolonnaden her, die über die Anhöhe verstreut waren. Zuweilen erzitterten durch die Luft Flötenklänge, die in der Stille verschwammen, in den Gersten- und Bohnenfeldern hüpften die Graspferdchen und schrien die Wachteln.

Sie stiegen die Anhöhe hinan, durch Weingärten, unter den Dächern aus grünen Reben, die sich auf Eiben stützten und das Mondlicht in wundervollen silbernen Arabesken auf die Erde durchlieſsen. Sie schlichen sich leise, wie die Geister hindurch, niemand sprach ein Wort. Keiner seufzte lauter, und als sie sich auf dem nackten Rücken der Anhöhe befanden, welche mit Felsen voll besäet war, gingen sie noch behutsamer, wie eine Gespensterschar; alle waren verkappt, ihre Waffen waren unter den Mänteln verborgen, sie glitten am Rande tiefer Schluchten vorbei, krochen auf den Händen durch gefährliche, weil stark beleuchtete Durchgänge. Je näher sie zu den Katakomben kamen, wo die Christen sich versammelten, desto häufiger lieſs Theodatos seine Truppe halten, denn an nur ihm bekannten

Stellen traf er Warten der Gläubigen, die infolge der häufigen über sie verhängten Qualen sich durch Wachsamkeit zu schützen trachteten. Er schickte sie alle fort, im Namen des höchsten Priesters, denn er war in den Kreisen der Gläubigen bekannt als einer der eifrigsten Bekenner des Lämmleins, der bereits das mamertinische Gefängnis und die Tortur bestanden hatte.

Er führte seine Truppe langsam, immer langsamer, zuweilen blieb er stehen und liefs den glühenden Blick in die Runde schweifen, als suchte er einen Ort, wohin er fliehen könnte, aber durch den Schatten erkannte er das fürchterliche Gesicht des Anführers und die düsteren Blicke der Soldaten, die ihn beobachteten.

Endlich kamen sie auf die Via Appia hinaus und unter einer Gartenmauer setzte sich Theodatos hin und der Anführer der Truppe liefs einen Pfiff vernehmen, brach dann auf und ging weiter durch die Mitte des Weges, ohne sich zu verbergen, und hinter ihnen kamen von allen Seiten aus den Gärten, aus den niedrigen Häusern, aus den Säulenhallen der Tempel Soldaten in immer gröfserer Anzahl herbei. Sie gingen leise, aber trotzdem widerhallten die Schritte der paar Hundert Soldaten über den harten Basalt und weckten die Bewohner der nächstgelegenen Häuser, denn an Türen erschienen die schwarzen Gesichter der Sklaven, zuweilen öffnete sich ein Fenster und das erstaunte Gesicht eines Quiriten zeigte sich, dann blinkten die Unteroffiziere mit den Schwertern, und sofort wichen die Gesichter

zurück und die Fenster schlofsen sich geräuschlos.

Im Schatten der grofsen Bäume, wo eine Säule stand und ein Springbrunnen plätscherte, hielten sie inne, kurze Kommandoworte ertönten, die Truppe teilte sich, umkreiste den Hügel, wo in der Mitte zwischen Bäumen ein altes niedriges Häuschen stand. Hier war der Eingang in die Katakomben, den nur der die Römer führende Verräter kannte. Theodatos schritt rasch voran, aber in der Mitte hielt er inne und warf einen Blick auf Rom, welches von dieser Höhe sichtbar war, wie ein Meer von Häuservierecken. Der Mond stand hoch am Himmel, die Albanerberge tauchten in weifsem Nebel, durch den die vergoldeten Dächer der Häuser schimmerten. Links über dem Tiber und den cäsarianischen Gärten dehnte sich ein Nebelmeer, und in der Nähe war ein Chaos von Häusern und Tempeln, zu einer einzigen grauen Masse zusammengeschmolzen und mit dem rötlichen Lichte des Mondes übergossen.

Er sah mit weit geöffneten Augen auf die Stadt, und sein Herz krampfte sich in wilder Freude zusammen, denn er erinnerte sich des Versprechens Cäsars, der ihm für den Verrat des Eingangs zu den Katakomben und die Auslieferung der Christen Freiheit, Schätze und das römische Bürgerrecht versprach.

Rasch schritt er auf das Häuschen zu und pochte nach der verabredeten Weise.

„Das Lämmlein!“ sprach er laut in die Öffnung hinein.

„Tritt ein in Frieden!“ antwortete eine Stimme aus dem Innern.

„Hat das Opfer schon begonnen?“

„Gewifs. Vor einer Weile kam Anicius, er wird den Brüdern den Brief des Paulus lesen,“ antwortete der Mann von innen ruhig und reichte ihm eine mit Harz überzogene Schnur, die angezündet war.

Theodatos streckte die Hand nach dem Licht aus und gleichzeitig stiefs er sein breites Schwert dem Greis in den Hals. Dieser kreuzte nur die Arme auseinander und fiel lautlos auf den Rücken, eine Weile röchelte er noch, stiefs mit den Beinen umher, kratzte mit den Nägeln die Erde, dann starb er. Das alles dauerte einige Augenblicke, dann trat der Syrer wieder hinaus, wo der Anführer der Truppen wartete.

„Ich werde hinuntergehen, um nachzusehen, ob schon alle da sind, dann werde ich Dir ein Zeichen geben.“

„Ich gehe mit Dir,“ sagte der Römer.

„Wie Du willst, Herr.“

Sie betraten einen kleinen Hof, der hinter dem Häuschen verborgen lag und mit Epheu bewachsen war. Hinter einem der Steine, welche da herumlagen, befand sich der Eingang zu den Katakomben.

Theodatos wälzte den Stein fort und fing an, die ausgetretenen Stufen hinunterzusteigen, der Römer folgte ihm, mit dem entblöfsten Schwert in Bereitschaft.

Tiefe Nacht und das Sweigen des Grabes umfafste sie. Die trockene, dumpfige Luft wehte ihnen aus den Abgründen entgegen, in die sie hinabstiegen, die Furcht erfafste sie, aber der Syrer ging vorwärts, durch die ihm wohlbekannten Korridore, die er so oft durchmessen,

um die Erzählung vom guten Gott, von dem Lämmlein und von der Ewigkeit zu hören.

Hie und da glommen in tiefen Nischen kleine Öllämpchen und zeigten den Gläubigen den Weg.

„Ist's noch weit?“ frug der Römer leise und angstvoll, denn sein unerschrockenes Herz fing an, eine grofse Furcht zu verspüren.

„Weit,“ antwortete Theodatos, und lauschte dem weithallenden Echo seiner eigenen Stimme.

Dann wiederholte er sich bei jedem Schritt, den er tat, wie um sich Mut zu machen:

„Freiheit! Freiheit!“

Seine schweren Brauen fielen ihm hinunter über die Augen, aus denen rasche, plötzliche und starke Freudenstrahlen blitzten; doch er ging weiter, denn der Römer stiefs ihn leicht am Arm und flüsterte kaltblütig:

„Vorwärts!“

Er ging, aber als sie in eine Art unterirdischen Palastes traten, aus dem ein ganzes Labyrinth schwarzer Korridore sich verbreitete, blickte er sich um. Der Römer war blau vor Angst, sein erschrockener Blick schweifte an den Wänden, welche mit Aufschriften und Emblemen geziert waren, und hinter denen Hunderte gemarterter Christen ihren Todesschlaf schliefen. Aus der Öffnung drang das schwache Echo eines Gesanges und widerhallte so grabesmäfsig und düster, dafs sie blafs wurden. Der Gesang dauerte lange und tönte wie eine schläfrige Lamentation, wie ein Gräberhymnus.

Dann verstummte alles, aber sie horchten noch, voll Entsetzen, in dieser Stille, welche

rings herrschte und die nur von dem Krachen und Zischen der Harzschnüre unterbrochen wurde.

„Vorwärts!“ befahl der Römer. Ihm war der leibhaftige Tod lieber, als dieses Gefühl der Angst, welches ihn immer mehr knebelte.

Sie gingen rasch. Theodatos versicherte, dafs es nicht weit war, und es war auch in der Tat nicht weit. Aber etwas Schreckliches und Ungewöhnliches fing an, in ihm vorzugehen. Jeden Augenblick blieb er stehen, rieb sich die Augen, stützte sich auf das Schwert, stützte sich gegen die Wände des Korridors, rief jedesmal: „Freiheit! Freiheit!“, aber er hatte trotzdem die Seele voll von grofser Angst und in einer der zahlreichen Kapellen betrachtete er lange eine unbeholfene Malerei, welche Christus mit dem Lämmlein auf den Armen darstellte; dann lief er rasch vorwärts, dorthin, wo sich die Lichter zeigten und woher schon deutliche Menschenstimmen drangen.

Der Römer blieb im Schatten und er näherte sich der Öffnung, woher ein Licht drang, und blickte hinein.

Der Greis, der ihn unterwegs gesegnet hatte, safs in der Mitte, in einem egyptischen Gewande, und las mit fester und gleichmäfsiger Stimme:

„Segnet die, die euch verfolgen, segnet sie, aber fluchet ihnen nicht.“

„Rächet euch nicht selber, denn es heifst: Mir gehört die Rache, spricht der Herr.“

„Lafs dich nicht besiegen von dem Bösen.“

Aber Theodatos hörte nichts und sah nichts, seine Augen hafteten auf dem unbeholfenen,

barbarisch gemalten Christusbild, welches die Hände über die Kapelle ausstreckte und die Gläubigen zu segnen schien. Das gelbe Licht der Fackeln und der Lampen erhellte sein mageres, aber sanftes Gesicht, und die Arme, welche diese ganze lauschende Schar umschliefsen zu wollen schienen.

Die Fackeln qualmten mit schwarzen Rauchwolken in die Höhe nach einer Öffnung, wodurch die Luft einströmte, Lichter und Schatten huschten über die nackten Wände und über die Köpfe der Kinder, Frauen und Greise, die heiligen Worte erschollen wie ein von allen Herzen eingesogenes Rauschen, zuweilen kam ein Seufzer aus einer Brust, zuweilen ging ein Schrei durch die Reihen, wenn der Greis derer gedachte, die für den Glauben gemartert wurden, und wieder herrschte Schweigen, nur die Köpfe neigten sich vor dem Bildnisse des Erlösers.

Theodatos trat zurück, denn er fühlte auf seinem Arm das Schwert des Römers; sie gingen schweigend einige Schritte abseits.

„Schneller, Herr, schneller! Jetzt sind sie alle da, alle werden sich Cäsar zu Füfsen werfen, alle überliefere ich Dir, Herr, die Priester und die Brüder und die Neubekehrten. Hast Du gesehen, Herr? Dort war der edle Rufus der Tribun unter ihnen," stammelte er rasch, fieberhaft, fast besinnungslos; aber der Römer antwortete nichts, sondern erhob nur sein Licht in die Höhe, dafs der Schein auf das Gesicht des Syrers fiel, und spie darauf mit voller Verachtung.

Theodatos fing an, eilig zu laufen, aber als sie bei der ersten Rotunde waren, bebte er zurück: Christus stand mit ausgestreckten Armen und sah ihn an.

Der Syrer warf sich in einen der Korridore, denn er kannte alle Eingänge, und fing an, sich die Augen zu reiben:

Christus stand mit ausgestreckten Armen und sah ihn an mit seinem sanften, hellen Blick.

Der Syrer blieb stehen, die Angst schüttelte ihn so heftig, daſs er sich an die Wand lehnen muſste, wo er lange mit geschlossenen Augen stand, ohne atmen zu können. Endlich beruhigte er sich und wie von Furien gepeitscht, eilte er an den ersten besten Korridor, aber auch dort: . . .

Christus stand mit ausgestreckten Armen, strahlend, riesengroſs, und sah auf ihn herab.

Theodatos stieſs ein rasendes Geheul aus, warf die Fackel beiseite und fing an, im dunklen Raume herumzuirren. Aber überall vertrat ihm Christus den Weg, überall begegnete ihm diese strahlende Gestalt, die ihre Hände zu ihm ausstreckte, die klaren, durchdringenden, schrecklichen Augen sahen ihn an, überall, überall . . .

Ganz rasend, verhüllte er sein Haupt mit dem Mantel, vergaſs den Römer, der dort in jenen schrecklichen Tiefen geblieben war, mit fürchterlicher Stimme heulte er um Erbarmen, entfloh durch die schweigenden, unterirdischen Wüsten, verlor das Bewuſstsein, wohin er lief, nur gejagt von dem Widerhall seiner Schritte und der Verzweiflung, die ihn wie ein Todesgespenst verfolgte. Er wollte wieder in die Ka-

pelle zurückkehren, bereit, um Verzeihung zu betteln, sogar eine Marter auf sich zu nehmen, aber, obgleich er den Gesang der Brüder vernahm, obgleich er das Licht sah und fühlte, daſs er unweit war, konnte er den Weg nicht finden. Er konnte nicht entkommen, und zu bleiben war ihm unmöglich.

In seiner letzten Qual zog er das Schwert und stürzte sich auf dieses leuchtende Gespenst mit den ausgestreckten Armen, welches ihm den Weg versperrte. Das Schwert durchbohrte die Luft, und der Unglückliche fühlte, daſs ihm zwei ausgestreckte Arme umfingen und daſs eine leise Stimme ihm zuflüsterte:

„Für Deine Freiheit willst Du die Freiheit aller verkaufen, Theodatos?“

Der Syrer fiel leblos hin.

In jener Nacht wartete Cäsar vergebens auf die Rückkehr des Anführers der Truppe mit den christlichen Gefangenen und Theodatos.

NACHT.

VON MARIE RODZIEWICZ.

Es herrschte tiefe Stille. Am Himmel senkte sich die Sonne und langsam begannen die Sterne, einer nach dem anderen, zu funkeln. Auf der Erde ruhte die Arbeit und in den Hütten flackerten die Abendfeuer auf.

Es war ein langer Frühlingstag gewesen, für Sonne, Felder und Menschen.

Die müde Erde bedeckte sich mit Tau, der müde Mensch suchte die Nachtruhe auf, indes der Himmel sich mit Sternen übersäete. Nur das Wasser des Flusses, welcher das Dorf durchschnitt, rauschte unermüdlich, plätscherte und lebte. In seinen Fluten spiegelte sich der Feuerherd der letzten Hütte wie ein blutiger Fleck, und aus dem Innern derselben drang ein Lied und scheuchte die tiefe Stille auf.

In der Hütte rasteten vier Menschen nach vollbrachtem Tagwerk.

Der Wirt rauchte sein Pfeifchen in halbliegender Stellung, die Wirtin schälte Kartoffeln, beim Fenster saſs ein junger Bauer und

begleitete auf der Fiedel ein Lied, das ein junges Weib sang, die beim Herde stand und die Hände auf dem Hinterhaupt verflochten hielt. Sie hatte den Oberkörper kokett zurückgelehnt und schoſs unaufhörlich feurige Blicke auf den Spielenden.

Sie war kein Mädchen. Das abgeschnittene Haar bedeckte ein grelles Tuch, sie hatte die Tracht der Ehefrauen an und hatte keine Perlenschnüre mehr um den Hals. Jung war sie und ausnehmend schön. Schwarzäugig, von dunkler Hautfarbe, groſs und geschmeidig, hatte sie etwas Wildes in den Bewegungen und in den Augen einen unbändigen Blick. Sie sang schon lange, immer in dieser trägen Haltung verharrend, und reizte den Knecht mit ihrem rätselhaften Lächeln, mit der Glut der Blicke und dem Purpur der Lippen.

Als das Feuer ausging, legte die Hausfrau einige harzige Scheite nach und im Vorbeigehen streichelte sie die junge Frau liebkosend.

Der Knecht lieſs den Streichbogen sinken, die Sängerin schwieg. In der Stube wurde es plötzlich düster und still.

„Sing noch, Tochter!“ sagte der Alte.

„Das war der Rest!“ erwiderte sie und dehnte sich träge.

„Ach, was Rest!“ lachte der Knecht. „Von der Hochzeit hast Du noch nicht gesungen.“

„Hochzeit!“ versetzte sie, die Arme verächtlich schwenkend. „Mir hat man schon zur Hochzeit gesungen und Dir auch.“

Sie lieſs den Kopf sinken, plötzlich gealtert, mit düsterem Gesichtsausdruck.

„Was tut's!“ warf er herausfordernd hin. „Gesungen hat man wohl, aber jedem im besondern; jetzt wollen wir uns gemeinsam aufsingen.“

„Ach, Du Hallunke!“ ermahnte die Alte mit ihrem groben Lachen. „Willst Du nicht lieber zu Deinem Frauchen gehen?“

„Pah, die stiehlt mir keiner,“ erwiderte er geringschätzig. „Na, Marynka, so sing doch!“

Marynka lachte ein sonderbares Lachen, bitter und übermütig zugleich, und indem sie den Kopf zurückwarf, so daſs das Tuch auf den Nacken hinunterglitt, stimmte sie ein Hochzeitscarmen an, das aber seltsam traurig klang. Sie sang von dem Joch der Ehe, von der bösen Schwiegermutter und von dem Brot, das man in der Fremde iſst.

Jetzt tat sich die Tür heftig auf und von der Schwelle her ertönte der übliche Gruſs:

„Gelobt sei Jesus Christus!“

Das Lied verstummte plötzlich. Die junge Frau blickte auf den Eintretenden und trat erbleichend einen Schritt zurück. Der Knecht erhob sich und griff automatisch nach dem im Winkel stehenden Steuerruder; die Alte klatschte laut in die Hände.

Nur der Wirt blieb vollkommen ruhig; er nickte dem Gaste zu und antwortete:

„In alle Ewigkeit, Amen!“

Der Gast trat ein und schloſs die Tür hinter sich.

Jung, groſs, breitschultrig, mit ruhigem, aber traurigem Gesichtsausdruck war er nach Herrenart gekleidet, trug einen grauen Rock mit grünen Aufschlägen, an dem Hute hatte

er eine Medaille aus Blech, das Abzeichen des Forstwächters, und hohe Stiefel an den Füſsen.

Über den Arm gehängt trug er ein Gewehr und einen Beutel aus Dachsfell. Beides legte er sofort nach dem Eintritt ab.

Dann wandte er sich an die junge Frau.

„Guten Abend, Marynka!“ rief er und bemühte sich, zu lächeln.

„Guten Abend, Jakob,“ erwiderte sie gleichgültig.

„Guten Abend, Papa und Mama! Guten Abend, Matthias! Na, wie geht's Euch?“

„Immer einerlei,“ antwortete der Alte. „Und Dir, mein Sohn?“

„Auch einerlei.“ Er schüttelte das Haupt.

„Hast Du vielleicht Hunger?“ fragte die Mutter.

„Nein. Ich bin müde. Der Weg ist lang. Möchte mich ausruhen.“

Er wischte sich den Schweiſs von der Stirn. Es schien eine sonderbare Ermüdung zu sein, denn er war blaſs, wie Kreide, und hatte blaue Lippen. Er setzte sich auf die Bank und seufzte.

„Möchtest Du einen Schluck Branntwein nehmen?“ lachte Matthias. „Du siehst aus, als wäre Dir ein Vampir begegnet.“

„Es gibt schlimmere Gespenster als Vampire. Danke für Branntwein. Seit der Hochzeit trink' ich nicht.“

Ein dumpfes Schweigen herrschte im Zimmer.

„Die liebe Nacht kommt!“ unterbrach der Gast die Stille. „Kein Geräusch, keine Bewe-

gung, und die Wärme greift ans Herz. Es wird angenehm sein, heimzukehren."

„Bleibst Du nicht hier über Nacht?" fragte der Alte.

„Ei, nein. Ich muſs nach Hause. Der Dienst ruft. Ich bleibe eine Stunde bis zum Mondaufgang." Er erhob sich, trat auf die junge Frau zu, setzte sich neben auf die Bank und ergriff ihre Hand.

„Du hast Lieder gesungen, als ich eintrat," begann er mit weicher Stimme. „Sing mir auch eins."

Gleichgültig, fühllos, hinausstarrend in die dunkle Nacht, lieſs sie sich streicheln und liebkosen. Er erhob seine sanften Augen flehend zu ihr und blickte sie eine geraume Weile an.

Matthias starrte ihn an, zuerst etwas unruhig, gehässig, dann selbstsicher und keck. Er steckte seine Pfeife an und höhnisch lächelnd begann er ein Lied. Er sang von jener Marynka, die nur dem von den drei Freiern die Hand geben wollte, der ihr das Zauberkraut brächte.

„Du weiſst schöne Lieder," sagte Jakob, als er zu Ende war. „Es ist angenehm, Dich zu hören." Er wandte sich von seiner Frau ab, wie angefröstelt durch die Kälte, stützte das Haupt auf die Hand und schien zu schlummern.

Matthias, immer noch lächelnd, fuhr fort zu singen, wie Marynka mit einem andern zum Altar geht, während der von ihr ausgesandte Freier mit dem Zauberkraut heimkehrt. Zur Strafe für ihre Untreue verschwindet der Kopf der Verführerin vom Nacken.

„So!“ sagte Jakob plötzlich, indem er sich erhob und aufrichtete. „Mein Weibchen will mir kein Lied singen. Dir dank ich allenfalls für das deinige. In meiner Hütte erklingt niemals Gesang, das war also für mich ein wahres Fest. Bei mir verfließt der Abend still; nur die alte Mutter ächzt, die Grille im Winkel ist der Fiedler und die Bäume draußen machen den Baß.“

Er lachte, rückte den Gürtel zurecht, strich sich die Haare aus der Stirn und langte nach dem Gewehr.

„Nun ist es aber Zeit zum Aufbrechen. Mach Dich fertig, Marynka,“ sagte er, indem er Tabak in die Pfeife stopfte.

„Bleib doch hier!“ brachte die Alte nochmals vor.

„Nein. Bei einer solchen Nacht, wie heute, ist gut rudern. Der Weg ist weit, der Tag beginnt früh. Es ist Zeit.“

Die junge Frau erhob sich mechanisch, ohne offenen Widerstand, aber mit einem starrsinnigen Ausdruck in den Augen. Matthias sagte gute Nacht und entfernte sich.

„Höre, mein Sohn!“ rief der Alte. „Du bist ein vernünftiger Mensch. Straf' sie nicht allzu hart. Sie ist jung und dumm.“

„Jakob!“ sagte die Alte und faßte die Hand des Schwiegersohnes. „Red' ihr ins Gewissen, aber schlag' sie nicht, sie wird sich bessern.“

Jakob sah sich um; die junge Frau stand bereit zu gehen, mit einem Bündel unter dem Arm, und sah ihn mehr neugierig, als furchtsam an.

„Gib her, ich will's tragen,“ sagte er kurz.

Er grüſste und entfernte sich.

Die Tür krachte, dann ward es wieder still überall.

Die beiden gingen den Pfad zum Fluſs hinunter, ohne ein Wort zu wechseln, die Frau voran, der Mann hinterher; der Mond vordoppelte und verflocht gespensterhaft ihre Schatten.

Unterwegs begegneten sie einigen Mägden, die Wasser trugen. Man grüſste und ging aneinander vorüber. Hinterher ertönte Kichern und Geflüster.

„Der dumme Jakob ist wieder gekommen, um sich sein Weibchen zu holen.“

„Der will Zigeunerblut bändigen, cha, cha, cha!“

Der Mann hörte das Geflüster. Er lieſs den Kopf sinken. Er war also schon zum Gespötte geworden. Aber er schwieg.

Sie stiegen die Wiese hinunter zum Fluſs, der mit leisem Plätschern ein an das Ufer gezogenes Boot umspülte, welches mit trockenem Laub ausgebettet war. Marynka warf sich auf dieses Lager wie zum Schlaf hin.

Jakob setzte das Fahrzeug in Bewegung und alsbald befanden sie sich am anderen Ufer im Schatten niedriger Sträucher. Nach einer Weile verschwand das Dorf aus ihrem Gesichtskreis und sie waren allein, mutterseelenallein in dieser schweigenden Frühlingsnacht.

Der Forstwächter legte Flinte, Beutel und Rock ab.

Die Wärme der Nacht fing an, ihn zu durchdringen. Der Mond ergoſs sein silbernes Licht über den Fluſs, auf dem das Boot

sanft sich wiegte, während der Fährmann traurig in die dunkle Ferne starrte.

Aus der Flut stieg ein feuchter, durchdringender Duft empor. In den Hainen am Ufer tönte Nachtigallenschlag. Irrlichter tanzten auf der Wiese, weifsliche Dünste breiteten sich aus; alles schwieg, keine Spur eines menschlichen Wesens war zu bemerken.

Jakob ruderte geräuschlos dahin. Das Boot huschte wie ein Schatten über die spiegelglatte Fläche, kaum eine leichte Furche ziehend. Die junge Frau lag im Schatten, als ob sie schliefe.

Plötzlich liefs sich der Mann mit weicher, zärtlicher, schmelzender Stimme vernehmen.

„Willst Du mich anhören, Marynka?"

„Sprich," antwortete Marynka dumpf.

„Sag', was hab' ich Dir getan?"

„Nichts. Ich mag Dich nur nicht."

„So. Die alte Mutter hatte recht. Nimm, sagte sie, einen bösen Hund, wenn Du ihn streichelst und nährst, er gewinnt Dich lieb. Nimm eine Schlange aus dem Nest und pflege sie, füttere sie, sie wird Dir anhänglich. Aber einen Menschen kose nicht; der zerrt Dich, beifst Dich, und läuft davon."

„Ganz richtig. Du hättest mich nicht nehmen sollen."

Er blickte sie erstaunt an.

„Hab ich Dich denn mit Gewalt genommen? Vor zwei Jahren — weifst Du noch? — da trafen wir uns am Johannisfeste auf der Wiese im Walde. Die Burschen zündeten Feuer an und die Mädchen sangen alte Lieder. Marynka, was hab' ich Dir böses getan, indem

ich mich in Dich verliebte, und wie konnte ich wissen, daſs Du mich nicht länger als eine Nacht lieben würdest? Denn damals, damals liebtest Du mich. Unter den Eichen haben wir den Morgen erwartet mit verschlungenen Händen. Und hab ich Dich etwa gekränkt, Dir Unrecht zugefügt? Ich kam zu Deinen Eltern, einmal, das anderemal, Du sahst mich gern. Viele andere liebten Dich, aber nur zum Spaſs, aus Übermut, sein Leben wollte keiner Dir darbringen. Ich tat's. Und das ist meine einzige Schuld."

Erregt schlug er mit dem Steuerruder über die Wellen. Einige aufgescheuchte Fische schwammen mit plätscherndem Geräusch davon. Die Nachtigallen verstummten in Gebüsch, das Boot wankte. Die Nachtstille begann auf den Mann zu wirken. Mit gedämpfter Stimme fuhr er fort zu sprechen.

„Ich ging zu Deinen Eltern, Dich traf ich allnächtlich beim Fluſs. Wir liebten uns. Ich beschwor Dich, mein zu werden. Du solltest in meinem Hause thronen wie eine Königin, wie meinen Augapfel wollte ich Dich behüten. Mein Herzblut hätte ich hingegeben für Dich. Was kümmerte mich, was die bösen Zungen im Dorfe schwatzten? Was kümmerten mich die Warnungen der Freunde? Ich vertraute Dir, wie der eigenen Seele. An meiner Brust lauschtest Du meinen Reden, lieſsest Deine Lippen küssen und raubtest mir vollends den Verstand. Als ich die Knie Deiner Eltern umfaſste und um Deine Hand bat, weintest Du, wie man aus Freude weint. Du liebtest mich."

„Herrgott! Was hab' ich nicht alles durchgemacht in jener Zeit! Sehnsucht und Unruhe und Begehren und Glück."

„Dann führte ich Dich heim. Es war gerade eine solche stille, liebe Nacht, wie heute. Hast Du das auch schon vergessen? Verräterin!... Gott! Wenn ich einem Menschen das Leben geraubt und dann seinen Waisen so gut gewesen wäre, wie Dir, jenes ganze Jahr, ich hätte mich von der Sünde losgekauft. Der Henker würde mich schonen, wenn ich ihm so viel Gutes getan hätte. Aber Du hast die Hand, die Dich streichelte, gebissen, Du hast mir die Augen geblendet, das Herz zertreten, die Seele zerrissen..."

„Du verliefsest mich, liefst davon. Ich wälzte mich auf der Erde, bifs in den Sand, keine Ader war in mir, die mich nicht tödlich schmerzte, das Blut flofs mir mit den Tränen dahin, mein Kopf drohte vor Wahnsinn zu zerspringen. Und ich Narr tröstete mich: vielleicht besinnt sie sich noch, vielleicht bereut sie!"

„Ich ging zu Dir, trotz der Schmach, trotz dem Gelächter und Gespötte. Ich brachte Dich heim. Niemals hab' ich Dich zur Arbeit getrieben, ich habe Dich niemals berührt, niemals gezwungen. Ich sagte immer zu Dir nur: Marynka, mein Herz, Marynka, meine Blume! Ich dachte, die bösen Gedanken werden Dich verlassen. Aber Du flohst zum zweitenmal. Die Mutter sagte: Lafs sie laufen! Die Leute rieten: Schlag' zu... Ich wollte nicht!"

„Du hättest mich schlagen sollen!" murrte die Frau. „Du hättest mich töten sollen! Du hättest ein Ende machen sollen!"

Einen Augenblick sah sie Jakob mit seinen Augen voll Entsetzen und Abscheu an, dann wandte er sich ab und schwieg lange.

„Ich konnte nicht! Ich konnte nicht!“ stieſs er plötzlich hervor mit einer verzweifelten Klage in der Stimme. „Aber dann verlieſs mich aller Glaube und alle Hoffnung. Ich wuſste, daſs ich Dich von dem Matthias nicht mehr loskaufen werde, weder mit Bitten, noch mit Drohungen, weder mit Güte noch mit Blut. Ich gab es auf, gegen das Schicksal zu kämpfen. Er ist Dir lieber, er, der von Dir zu seiner Frau heimkehrt und Dich auslacht. Nehmen wollte er Dich nicht, aber schäkern, das kann er, Lieder singen, Mutwillen treiben. Er hat viele, wie Du, jeden Tag eine andere, und eine jede lacht er aus, wenn er bei seiner Frau ist. Aber Du liebst ihn, Du liebst ihn... Was ist da zu machen?“

Er schwieg.

„Ja, es muſste ein Ende nehmen. Es war Zeit. Einer von uns war zu viel auf der Welt.“

„Ich wollte mich töten, dann hättest Du den Matthias nicht bekommen können, wegen seiner Frau. Ich dachte ihn zu töten. Aber das war alles dummes Zeug. An Dich allein hab ich nicht gedacht. Nein. Das konnte ich nicht. Es war Winter und Du warst bei mir. Von der Liebe konnte ich mich nicht losmachen. Ich konnte den Schmerz in mir töten, aber die Liebe nicht.“

„Bis der Frühling kam. Du weintest im Verborgenen, hattest trübe Augen, trocknetest ein aus geheimem Kummer. Jeden Tag kehrte ich unruhig aus dem Walde heim, ob ich Dich

noch antreffen würde. Und als das Eis geschwunden war, kam ich eines Abends nach Hause, Marynka ist nicht mehr da. Du hast also selber über Dich Gericht gehalten!“

„Gericht? Was für ein Gericht!“ fragte die Frau und schlug totenbleich zu ihm die Augen empor.

Er stand vor ihr im vollen Mondlichte und blickte über ihren Kopf hinweg auf die bewegliche Flut. Reglos und dunkel stand die Windmühle da, gleich einem Gespenst. Er lenkte plötzlich nach rechts ein in einen schwarzen, schmalen Seitenarm.

„Das ist nicht unser Weg!“ schrie die Frau und erhob sich.

„Nicht unser Weg, sondern Deiner,“ erwiderte er. „Diesseits wirst Du es näher haben zu Deinem Freund.“

Sie fuhr zusammen und begann aufmerksam das Ufer zu untersuchen. Sie spähte nach einem bequemen Platz zum Sprunge. Er verstand ihre Absicht und lächelte halb verächtlich und halb traurig.

„Ja, ja, Du kannst zu Deinem Liebhaber entfliehen, aber der Strafe, die Deiner harrt, wirst Du nicht entfliehen, Du wirst nicht alt werden, darauf kannst Du rechnen.“

Er sprach langsam, ruhig, wie einer, den nichts von seinem Vorhaben abbringen kann. Zu beiden Seiten waren torfige Ufer, bodenlose Sümpfe, in der Mitte floſs der tiefe Strom. Seitwärts begleitet sie jetzt der Mond und die Stille war noch gröſser, denn auf den Sümpfen schwiegen auch die Vögel. Hie und da leuchteten Johanniswürmchen wie Funken im

Gebüsch und unheimliche Töne, wie erstickte Seufzer, angstvolles Flüstern, gedämpftes Stöhnen waren mehr für die Seele als für die Sinne vernehmbar.

Zuweilen ballten sich die weißlichen Abendnebel zusammen und bildeten über dem Wasser eine Gruppe phantastischer Gestalten, die vor dem Boot einherliefen, bald es verfolgten, wie boshafte Geister.

Die Frau beschlich ein tödlicher Schrecken. Sie fühlte, daſs etwas Böses sich in der Dunkelheit vorbereitete und auf sie lauerte. Zitternd schloſs sie die Augen und kauerte sich am Boden zusammen. Seine Gesichtszüge wurden immer härter und grausamer. Er tötete in der Seele den Rest von Liebe, den er für dieses Weib empfand.

Seine Stimme klang heiser, als er sprach:

„Jetzt werde ich Dir die Freiheit wieder geben. Du kannst bis vor des Matthias Hütte gelangen. Der Fluſs geht dahin. Du kannst ihn liebkosen und küssen, vor seinen Fenstern singen in der Nacht. Du sollst Deine Freiheit haben.“

Er ließs das Ruder sinken und zog aus der Busentasche ein weißes, an den Rändern buntgesticktes Tuch.

„Im Hochzeitstuch werde ich Dich auf die Feier schicken.“

Das Boot kreiste auf dem Strudel und hielt still eine Weile.

„Jakob!“ schrie die Frau, „laſs mich leben!“

„Hast Du mein Leben geschont?“ rief er und trat einen Schritt näher.

„Mörder! Raubtier! Rettung!“

Ihre Stimme brach ab. Mit der einen Hand packte er sie und mit der anderen wickelte er ihr das Tuch um Kopf und Schultern und zog es an der Kehle fest.

Sie sang vergebens mit seiner Bärenkraft. Er hob sie hoch, wiegte sie einige Augenblicke in der Luft, dann schleuderte er sie in den Strudel. Aufbrausend verschlang sie das Wasser, dann spie es sie ein und das anderemal auf die Oberfläche, spottend ihrer letzten verzweifelten Anstrengungen. Das weiſse Tuch glänzte, dann nur noch die Hände, endlich drehte sich der Wirbel mit lautem Zischen weiter, und breite Wellenkreise verschwammen auf der Wasserfläche.

Jakob wischte sich den kalten Schweiſs von der Stirn, erhob das Steuer und ruderte den schmalen Kanal zurück hinunter.

Ringsumher herrschte wiederum tiefe Stille. Im Silberlichte des Mondes wälzten sich die Nebel hinter dem Boot einher.

Die Windmühle reckte die Arme weit auseinander, widerlich, unheimlich, gleich einem verhängnisvollen Wegweiser. Das Boot war jetzt um die Hälfte leichter und die Strömung trug es flott dahin. Im Dickicht jubelten die Nachtigallen dem nahenden Morgen entgegen.

Plötzlich stürzte der Mann auf den Boden des Schiffleins hin, stöhnte laut auf und brach dann in ein verzweifeltes, wildes Heulen aus.

Die Strömung stieſs das Schifflein in die kleine Bucht und es verschwand im Schatten der Weiden.

Und das Jammern des Mannes hörte nicht auf, die Stille der Nacht zu durchdringen, und

übertönte die Lieder der Nachtigallen und das sanfte Atemholen der Natur. Im Osten begann der Himmel zu erbleichen.

* * *

Ein halbes Jahr später, als der Herbstwind raste und der kalte Regen gegen die Scheiben schlug, nahm Jakob von seiner Mutter Abschied in der schwarzen Gefängniszelle.

Er saſs da, bereit, morgen die weite Reise anzutreten, gestrichen aus der menschlichen Gesellschaft, aber ruhig, nur traurig, den Kopf auf die Brust gesenkt, mit schlaff herabhängenden Armen.

Sie saſs vor ihm auf der Erde, zwischen ihnen lag der Arrestantensack, den sie ihm genäht und auf den Weg gefüllt hat.

Auch sie war zur Wanderung bereit. Zwei Quersäcke hatte sie über die Schulter geworfen, in der Hand hielt sie einen Bettelstab; so saſsen sie schweigend einander gegenüber, und verrieten nicht die geringste Reue oder Auflehnung. Nur die ausgeweinten Augen der Alten bezeugten, daſs sie den Kelch der Leiden bis zur Erstarrung geleert. Beide waren gefaſst, sie auf ein trostloses Greisenalter am Bettelstab, er auf die rächende Strafe der Gerechtigkeit. Jedes Wort war also hier überflüssig. Er, des Schreibens unkundig, würde aus der Verbannung keine Nachrichten senden. Und keine würde sie, die irrende Bettlerin, finden. Sie waren tot für einander.

Lange schwiegen beide; endlich frug die Alte:

„Ist Dir jetzt leichter, mein Sohn?“

„Warum?“ fragte er erstaunt.

„Weil sie Dich nicht mehr peinigt.“

„Nein!“ erwiderte er kopfschüttelnd. „Aus der Seele hab' ich sie nicht herausgerissen. Sie bleibt dort bis zu meinem Tode. Ich habe sie deswegen aus der Welt gebracht, damit Gerechtigkeit geschehe, nicht es um mir leichter zu machen. Ihre Qualen sind vorbei, meine beginnen. Ach, Mutter, keinen Augenblick kommt sie mir aus dem Herzen. Ich nehme sie mit, Mutter!“

„O, dafs sie dafür der Böse niemals aus den Klauen lasse!“ begann sie stöhnend zu fluchen.

„Still!“ unterbrach der Sohn drohend. „Du, gedenke ihres Namens nicht, fluche ihr nicht! Ich habe sie aus der Welt gebracht, jetzt hat ihr niemand zu nahe zu kommen, niemand darf sie antasten. Was mein, ist mein. Geh' Du schon, Mutter, geh'. Die Nacht ist nahe, man mufs scheiden.“

Er erhob sich und küfste ihre rauhe Hand.

„Ich danke Dir für die Pflege und für die Anteilnahme,“ fügte er mit dumpfer Stimme hinzu, „und für die Wegzehrung. Jetzt brauche ich nichts mehr. Geh' schon, Mutter.“

Die alte Frau erhob sich wortlos. Tränen rieselten in den Furchen ihrer Wangen. Mit zitternder Hand streichelte sie ihm das Gesicht, und, das ganze Leben an Gehorsam diesem ihrem Beschützer gegenüber gewöhnt, wandte sie sich schweigend nach dem Ausgang.

„Mutter!“ rief er ihr nach, „merk's Dir! Du hast ihr nicht zu fluchen. Sie ist für Dich

nicht mehr vorhanden. Der Tote soll seine Ruhe haben. Sie hat das Ihrige schon ausgelitten. Gib mir die Versicherung, daſs Du sie niemals beschimpfen werdest.“

„Dein Wille geschehe, mein Sohn!“ antwortete sie unter Tränen.

An der Schwelle sah sie sich noch einmal um.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ verabschiedete sie sich mit dem traditionellen Gruſs.

„In alle Ewigkeit, Amen!“ antwortete er und lieſs den Kopf auf die Brust sinken.

DURCH DIE SEITENPFORTE.

VON MARIA RODZIEWICZ.

An der kleinen Pforte der alten Pfarrkirche knirschte der Schlüssel und weckte das Echo des leeren, dämmerigen Schiffes.

Der Schliefser liefs zuerst den neuen Organisten hinein, der erst seit Advent den Posten inne hatte, und trat hüstelnd nach ihm ein.

In der Kirche hatte sich der Weihrauch von der Vesperandacht bereits gesenkt, die Schatten der Nacht hatten die Winkel eingehüllt, nur wie ein goldener Funke blitzte die Lampe in der Höhe und ihr Strahl erhellte durch die Dämmerung des Altars hindurch die Silberkrone der Muttergottes.

„Und in der Nacht, bei dieser Kälte haben Sie Lust, die Orgel zu rühren?“ rief der Schliefser. „Heute versammelt sich alle Welt in lustigen Gesellschaften und Sie wollen da, wie eine spukende Seele . . . Verzeihen Sie . .“

„Ich will mich ja auch unterhalten, aber auf meine Art . . .“ erwiderte der andere. „Ich will ein Stündchen lang spielen, will mich

für das morgige Hochamt vorbereiten und dann nach Hause gehen."

„Wie es Ihnen beliebt. Ich gehe schon. Wenn Sie fortgehen, vergessen Sie nicht das Pförtchen zu schliefsen und den Schlüssel zum Herrn Pfarrer hinzutragen."

„Ich will lieber gleich die Pforte hinter Ihnen schliefsen."

„Nicht nötig. Kann so bleiben. Niemand wird hereinkommen. Wem ist heute eine Kirche oder ein Gebet im Sinne? Man könnte die Kirche angelweit öffnen, so wird niemand hineinblicken. Spielen Sie ohne Sorge."

Hüstelnd wandte sich der Alte dem Ausgang zu, warf die Tür ins Schlofs und ging nach Hause.

Die Turmuhr verkündete die neunte Stunde.

Der Himmel war klar und lauter, in der Stadt ringsum rauschte das lebendige Treiben. Über den Platz vor der Kirche eilten zu Fufs und zu Wagen lustige, unterhaltungssüchtige Menschen dahin, nur die alte, schwarze Kirche stand schweigend da, vergessen in diesem Taumel.

Plötzlich wurde auch sie lebendig, ein Lied erscholl in ihr. Der erste Akkord der Orgel drang durch die gotischen Fenster.

Die in den Gesimsen aufgescheuchten Tauben raschelten mit ihren Flügeln. Die Vorübergehenden erhoben die Köpfe. Die Kirche sang . . .

Der einsame Spieler heftete den sinnenden Blick auf das dämmerige Schiff, und die Töne erfafsten die Kirche, wie ein Schauer.

Das Flämmchen der Lampe flackerte auf und das Antlitz der Muttergottes erglänzte, als blickte sie auf jemandens Ruf hervor.

Aber das Schiff war leer, von keinem Winkel her drang ein Flehen oder ein Dankgebet. Die Menschen waren draußen lustig.

Ein Akkord nach dem anderen floß hinunter, rein und sanft, als sängen sie dem Jesukindlein ein Wiegenlied.

Auf dem Chor lächelte das Gesicht des Spielers.

Er war ja selber einmal ein einfaches und armes Kind, das mit Weihnachtsgeschenken und Liedern umherging . . . Er lächelt . . . O, die süßen, schönen Zeiten sind längst dahin, längst . . .

An der Mauer der Kirche bleibt eine junge Frau stehen, steht und horcht. Sind es etwa die Engel, die dort bei der Krippe spielen? . . . Die Haupttür ist geschlossen, aber sie drückt die kleine Pforte und schleicht sich sachte hinein.

In ein graues Tuch gehüllt, wirft sie sich vor dem Geländer nieder und erhebt die traurigen Augen. Von dem Altar her blicken auf sie barmherzige und überirdisch gütige Augen. Die Tränen trüben ihren Blick, ihr ist es, als spräche die Orgel für sie:

„O, Mutter, erhöre meine Bitte! Da liegt mein einziges Söhnchen darnieder, dem Tode nahe. O, Mutter!“ . . .

Die Orgel spielt. In dem Schiff geht ein besänftigendes, weiches Flüstern umher. Ihre Tränen fließen, aber in ihre Brust tritt der Friede ein.

„Er wird nicht sterben, er wird nicht sterben!“ flüstert sie.

Die Muttergottes scheint zu lächeln. Die Orgel spielt so schön . . .

Der alte Schließer hatte sich geirrt. Nicht alle Menschen laufen heute dem Vergnügen nach.

Der einsame Spieler träumt und träumt. Seine Finger bewegen die Tasten, sein Auge ist auf den goldenen Funken der Lampe gerichtet . . . Aus dem armen Knaben war ein Jüngling geworden. Melodien singend, durchwanderte er die Welt. Er war geehrt, berühmt, geliebt, ein bewunderter Sänger! Das dauerte kurz . . .

Die Orgel tönt mit Macht, mit Macht, ein Triumphgeschrei erfüllt den Tempel und plötzlich bricht es ab mit dumpfem Ächzen. Ein Schmerzensschrei, ein Knirschen, eine lange Dissonanz. Die Finger ruhen reglos auf den Tasten.

. . . Eine Halskrankheit kam und die Nachtigall verstummte. Der Ruhm sank zu Boden, wie die dürren Blätter der Lorbeerkränze, die Welt ging an ihm vorbei, er ging ein anderes Lied zu suchen.

Ein kranker Körper, eine kranke Seele, Hunger, Elend, ein gebrochenes Leben, und vor ihm eine lange Reihe verfehlter Jahre . . .

Bitter und herb erklangen wieder die Töne der Orgel. Sein Geist lehnte sich auf, er lästerte, verfiel in schwarze Verzweiflung, er schluchzte und schmähte, langsam wurde er ruhiger, er klagte nur noch.

Und ein Lied der Wunde und des Schmerzes eilte dahin zur Muttergottes. Dieses Lied hatte ihm einst die Gesundheit des Geistes wiedergegeben. Ein wohlgekleideter Mann vernimmt draußen das Lied. Er horcht. Er versucht das Pförtchen und tritt ein. Ohne im Innern des Heiligtums zu verweilen, eilt er hinauf in das Chor, er ist mit dem Weg vertraut.

Durch die oberen Fenster blickt der Mond hinein und beleuchtet das blasse, ruhige, sinnende Gesicht des Spielers, der den Klängen lauscht.

Der Fremde berührt seinen Arm, das Lied verstummt plötzlich.

„Verzeihen Sie. Ich mußte Sie unterbrechen. Wo haben Sie gelernt? Wer sind Sie überhaupt? Wie kommen Sie hieher?“

„Ich bin hier Organist!“

„Unmöglich! Das ist eine Mystifikation. Wie können Sie sich hier vergraben?“

„Vergraben? Hier, in der Kirche?“

„Ich meine in dieser kleinen Stadt. Das ist unverzeihlich. Ich bin hier auf der Durchreise aus Wien. Da ist meine Visitkarte. Kommen Sie morgen zu mir ins Hotel. Ich muß Sie von hier hinausziehen ans Licht.“

„Mich? Gehen Sie Ihres Weges, mein Herr. Ich bin ja im Lichte. Dort bin ich schon gewesen, wohin Sie mich rufen. Jetzt, bitte, stören Sie mich nicht. Ich bin glücklich.“

Mit einer ungeduldigen, unwilligen Bewegung schüttelt er von seiner Hand den Arm des Fremden ab, und ohne sich weiter um ihn zu kümmern, kehrt er zu seinem Lied zurück.

Alle Menschen freuen sich diese Nacht, auch er freut sich. Nun ist er wieder gesund, nun sind seine Wunden geheilt, seine Tränen getrocknet, der Kultus des Schönen kehrt in sein Herz, die Ruhe in seine Seele wieder.

Die Muttergottes am Altar neigt sich zu ihrem Knecht hinüber, der für sie allein nur noch Lieder hat, und lächelt so süfs, indem sie ihr Kindlein ihm zeigt.

Und da wollte jener Herr ihn an das Licht ziehen, an das Licht . . . von einem solchen Zuhörerpublikum hinweg.

Das Pförtchen fiel zornig klirrend ins Schlofs. In der Kirche bleibt er allein mit seinen Träumen zurück.

Die Träume werden immer heller und klarer.

Nun fürchtet er nicht mehr die Vergänglichkeit der irdischen Dinge, er sehnt sich nicht mehr nach dem Vergangenen, begehrt keinen weltlichen Ruhm, noch weltliche Freuden.

Aufserhalb dieser Mauern rauscht Leben und Genufs. Die Menschen rennen, jagen. Sie lieben, um sich zu übersättigen, sie sammeln, um zu verlieren, arbeiten, um zu leben. Er wird seiner Liebe nie überdrüssig werden; er sammelt, aber es bleibt bis nach dem Tode. Er arbeitet, um leicht und sanft zu sterben. Nichts wird ihn aus den Mauern hinauslocken, ein anderes Instrument wird er nie berühren.

Inzwischen verfliefst die Nacht. Die Vorübergehenden auf der Strafse werden immer seltener, man vergnügt sich in den Häusern, sie begrüfsen mit Trinksprüchen das Neue Jahr, sie betäuben sich, um nur zu vergessen, dafs

sie um ein Jahr dem Grabe näher, daſs sie um eine Enttäuschung reicher sind.

Zwei zerlumpte Burschen stehen draußen vor den Mauern der Kirche, spottend der Kälte mit den Fetzen, die ihren Körper notdürftig verhüllen. Sie horchen erstaunt und fangen im Flüstertone eine Unterredung an.

„Hör' mal, Wicek! das ist ein Spielen! Ist dem da nicht kalt oder was? Vielleicht hat er das Pförtchen nicht verschlossen? Komm hinein!"

„Komm hinein. Dort ist's immerhin gemütlicher."

Sie treten ein und stehen eine Weile da, mit den Augen spähend.

Niemand ist darin. Ihre Augen gewöhnen sich an das Dunkel. Nur von dem wundervollen Liede ist die Kirche bis zum Rande voll.

Der eine bleibt im Schatten des Pfeilers, ein Schauer schüttelt ihn, zuweilen dringt eine Wärme an sein Herz.

Der zweite kauert sich nieder, schleicht sich leise, wie ein Raubtier an den Wänden vorbei bis zur Sakristei.

Und die Orgel singt noch immer ihr schlichtes Lied voll kindlichen Glaubens.

Der Bursche hat sich in die Sakristei hineingeschlichen, schnüffelt an den Winkeln umher, betastet die Geräte, sucht an den Tischen und Fächern, probiert die Schlösser an den Büchsen und Schränken.

Dann kehrt er mit demselben Katzenschritt zu seinem Genossen zurück.

Jener kniet gebückt am Pfeiler, als schliefe er.

„Wicek, he, Wicek. Ampeln stehen obenauf, ganz von Silber und schwer. Komm, den Schlüssel haben sie auch beim Schrank vergessen. Gib mir ein Streichhölzchen, es ist dunkel.“

„Ich geh' nicht und auch Du tust keinen Schritt! Hörst Du? Hörst Du dieses Spielen?“

„Nun, was ist dabei? Lafs ihn spielen!“

„Lafs ihn spielen — aber ich will hören. Ich werde nichts nehmen, ich will nicht!“

„Bist Du verrückt? Streichhölzchen her! Sei nicht dumm! Das Glück drängt sich Dir ja gewaltsam in die Hände.“

„Du, geh' fort! Ich werde Dich nichts berühren lassen. Verstanden?“

„Willst Du mir verbieten?“

„Das will ich.“

Sie stehen einander gegenüber wie zwei Tiger und messen einander mit den Blicken. Doch der andere weifs, dafs er nur eine Fliege ist in der Faust des Gefährten, er läfst also den Blick sinken und zieht sich brummend zurück.

Nach einer Weile ruft er:

„Wenn Du solch ein Graf bist und auf Konzerte gehst, so geh'. Mir ist kalt und ich bin hungrig. Ich will mir Arbeit suchen. Wenn ich einen Fang mache, komm' ich zu Mariechen. Soll ich Dich dort erwarten? Wie?“

Keine Antwort. Wicek kauert sich wieder beim Pfeiler nieder, umfafst das Knie mit den Händen und verbirgt das Gesicht. Heifse und kalte Schauer überlaufen ihn abwechselnd, im Halse drückt ihn etwas, in der Brust fühlt er

einen Schmerz. Er möchte nur so sitzen und hören.

Der andere kennt ihn: wenn er einmal gerührt wird, kann man kein Wort aus ihm herausbringen. Daher spuckte er aus, murmelte einen Fluch durch die Zähne und entfernte sich, während er einen habgierigen Blick nach der Sakristei warf.

Die Orgel singt und singt. Nun hat der Meister einen Hörer.

Bis spät in der Nacht ertönte die Musik in der alten Kirche. Endlich schweigt das Leid.

Langsam steigt der Spieler hinunter und bei der Pforte strauchelt er über einen auf dem Boden liegenden Menschen. Da kehrt er zur Wirklichkeit zurück, erschrickt, beugt sich nieder.

„Wer bist Du? Was machst Du hier?"

Der Bursche erhebt sich und weiſs nicht, was er antworten solle.

Auch er erwachte zur Wirklichkeit, zum Hunger, zum Elend, zur Kälte, zum Verbrechen, zur Sünde.

Er schaudert beim Gedanken an dieses Pförtchen und das, was ihn draufsen erwartet.

Er ist wie trunken von dem Lied und fürchtet sich vor der Ernüchterung.

Endlich überwindet er sich und sagt:

„Ich kam, um das Spielen zu hören. Ich wollte mich erwärmen. Ich heiſse Wicek Sroda. Bin Arbeiter gewesen, jetzt stehle ich. Aber dieses Spielen hat mir's angetan. Nehmt mich mit Euch . . . gebt mir zu essen . . . gebt mir eine Unterkunft . . . Ich will das andere lassen . . . Bei Gott, ich will es lassen! Mütterchens

Gebete sind mir plötzlich bei diesem Spielen in den Sinn gekommen. Es tut mir das Herz so weh. Ich möchte gern zum früheren Leben zurückkehren.“

„So komm,“ spricht der Spieler einfach.

Das Pförtchen fällt ins Schloſs. Die Kirche steht schweigend da und dort beim Altar, wenn kein Menschenauge mehr es sieht, erhebt die Muttergottes, ganz in Glanz gehüllt, auf ihren Händen ihr Kindlein und zeigt ihm zwei Menschen, die zusammen gehen, in der ersten Stunde des Neuen Jahres, und beide lächeln freudig.

JANKO, DER MUSIKANT.

EINE BAUERNGESCHICHTE

VON HEINR. SIENKIEWICZ.

Er kam schwächlich und hinfällig zur Welt. Am Lager der Wöchnerin versammelten sich die Gevatterinnen und schüttelten die Köpfe über Mutter und Kind. Die Schmiedfrau, die gescheiteste von allen, begann auf ihre Weise die Kranke zu trösten.

„Nur gemach," sagte sie, „ich werde eine geweihte Kerze anzünden; mit Euch geht's zu Ende, Gevatterin! Macht Euere Vorbereitungen für die andere Welt. Man muſs nach dem Pfarrer schicken, damit er Euch Ablaſs gebe."

„Bah!" sagte die zweite, „und der Junge muſs gleich getauft werden, der hält's nicht aus, bis der Pfarrer kommt. Ich sage Euch, es ist ein Glück, wenn er nicht ohne Taufe als Gespenst herumspukt."

Bei diesen Worten zündete sie eine geweihte Kerze an, nahm das Kind und bespritzte es mit Weihwasser, so daſs es mit den Äuglein blinzelte. Darauf sprach sie:

„Ich taufe Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und gebe Dir den Namen Jan; und jetzt, Du christliche Seele, geh' dorthin, woher Du gekommen. Amen!"

Aber die christliche Seele hatte durchaus keine Lust, dorthin zu gehen, woher sie gekommen und den schwächlichen Leib zu verlassen; sie begann im Gegenteil, so gut sie konnte, mit den Beinchen dieses Leibes auszuschlagen und wenn auch schwach und kläglich, zu wimmern, so daſs die Gevatterinnen meinten, das Miauen eines Kätzchens oder dergleichen zu vernehmen.

Man schickte nach dem geistlichen Herrn, er kam, verrichtete sein Amt und ging; die Kranke erholte sich und nach einer Woche ging sie wieder ihrer Arbeit nach. Das Leben des Kleinen schien an einem Faden zu hängen, er atmete kaum; aber im vierten Jahre zum Frühling rief der Kuckuck einigemale über dem Dache; nun ging's etwas besser und er erreichte halbwegs leidlich das zehnte Jahr. Hager und schlapp blieb er immer, der Bauch war aufgedunsen, die Wangen verfallen, der hanffarbige, fast weiſse Haarschopf fiel ihm über die klaren, glotzenden Augen, die in die Welt wie in eine unermeſsliche Ferne blickten Im Winter hockte er hinter dem Ofen und weinte leise vor sich hin vor Kälte, nicht selten vor Hunger, denn Mütterchen hatte weder etwas in den Ofen, noch in den Topf zu tun. Im Sommer lief er im Hemdchen herum, mit einer Tuchkante umgürtet, und in einem aus Stroh geflochtenen Hütchen. Die Flachshaare drängten sich unter dem Hütchen hervor und

den Kopf reckte er wie ein Vögelchen in die Höhe. Die Mutter, eine arme Häuslerin, die von der Hand in den Mund lebte, gleich einer Schwalbe unter fremdem Dache, liebte ihn gewifs nach ihrer Art, aber gleichviel schlug sie ihn ziemlich oft und nannte ihn gewöhnlich „Wechselbalg". Im achten Jahre ging er schon hinter der Herde als Hirt einher oder, wenn in der Hütte nichts zu essen war, nach Schwämmen in den tiefen Wald. Dafs ihn dort kein Wolf gefressen, war ein reines Wunder.

Er war kein besonders aufgeweckter Junge, und als echtes Dorfkind steckte er, wenn ihn jemand ansprach, die Finger in den Mund. Die Leute verhiefsen ihm kein langes Leben und noch weniger, dafs die Mutter je eine Freude an ihm erleben würde, denn zur Arbeit war er kaum zu brauchen. Es läfst sich nicht sagen, wie das kam, aber für eine Sache hatte er einen sehr ausgeprägten Sinn, nämlich für die Musik. Er horchte auf jeden Ton, und je mehr er heranwuchs, desto mehr dachte er an Sang und Klang. Ging er mit seiner Herde in den Wald, oder mit einem Kameraden um Beeren zu pflücken, er kehrte ohne eine Beere zurück und sagte lispelnd:

„Mütterchen, ach wie hat es im Walde so schön gespielt, o, o!"

„Ich werde Dir gleich aufspielen, Du Taugenichts!" rief die Mutter geärgert und machte ihm Musik mit dem Kochlöffel.

Der Kleine schrie, versprach, nicht mehr darauf zu hören, dachte aber doch immer fort daran, wie es im Walde so schön gesungen und geklungen. Wer, was klang und sang,

wuſste er nicht. Die Tannen, die Buchen, die Birken, alles sang und klang: der ganze Wald! Auch das Echo sang!... Im Felde sangen die Grashalme, im Gärtchen hinter der Hütte zwitscherten die Sperlinge, daſs sich die Kirschbäume schüttelten. Abends hörte er alle möglichen Stimmen, die nur auf dem Lande zu hören sind, und dachte bei sich, das ganze Dorf singe und klinge. Wenn man ihn zur Arbeit schickte, den Dünger umzuwerfen, glaubte er den Wind in der Mistgabel spielen zu hören. Erblickte ihn der Aufseher müſsig stehen, die Haare zurückgeworfen und auf den Wind horchend, der in der hölzernen Mistgabel spielte, da griff er zum Riemen und zählte ihm ein Dutzend Hiebe auf. Doch das half nichts. Die Leute im Dorfe nannten ihn: „Janko, der Musikant!“...

Im Frühling entfloh er aus dem Hause und schnitzte sich eine Querpfeife am Bach. Nachts, wenn die Frösche quackten, die Wachtelkönige auf den Wiesen schnalzten, die Rohrdommeln im Taue brummten und die Hähne hinter den Zäunen krähten, dann konnte er nicht einschlafen; er horchte immerfort, und Gott allein mag wissen, welche Töne er aus alledem heraushorchte.

In die Kirche durfte ihn die Mutter nicht mitnehmen, denn wenn die Orgel erdröhnte oder eine sanfte Weise anstimmte, umnebelten sich dem Kinde die Augen oder sie leuchteten oder strahlten, als ob der Wiederschein einer anderen Welt sie verklärte.

Der Nachtwächter, der im Dorfe umherging und, um nicht einzuschlafen, die Sterne am

Himmel zählte oder leise Zwiegespräche mit den Hunden führte, sah mehr als einmal das weiſse Hemdchen des kleinen Janko, der in der Finsternis zur Dorfschänke schlich. In die Schänke ging er nicht, sondern blieb draufsen, lehnte sich gebückt an die Mauer und horchte. Drinnen drehten sich die Paare lustig im Tanze und mancher Bursche liefs ein Juchhe! erschallen. Man hörte das Stampfen der Füfse und die zimperlichen Stimmen der Mädchen. Die Geigen sangen leise: „Wir wollen essen, wollen trinken. Wir wollen mit den Gläsern klinken!“ und die Bafsgeige brummte gravitätisch: „Wie Gott will!“ Die Fenster strahlten im hellen Lichte, jeder Balken in der Schankstube schien zu beben, zu singen und zu spielen, und Janko horchte!... Was hätte er darum gegeben, eine Fiedel zu besitzen, die leise spielte:

»Wir wollen essen, wollen trinken,
Wollen mit den Gläsern klinken!«

Solche spielende Brettchen! Bah, woher das nehmen, wo verfertigt man sie? Wenn man ihm wenigstens erlaubte, so etwas in die Hand zu nehmen!... Behüte! Es stand ihm nur frei, zu horchen, und so horchte er auch, bis die Stimme des Nachtwächters hinter ihm im Finstern erscholl:

„Wirst Du Dich nicht nach Hause trollen, Du Kobold?!“

Dann lief er mit den nackten Füfschen der Hütte zu, und ihn verfolgten im Finstern die Töne der Fiedel und das tiefe Summen der Bafsgeige.

Es war für ihn ein grofses Fest, wenn er nur eine Fiedel hören konnte bei einem Ernte- oder Hochzeitsfeste. Dann kroch er hinter den Ofen und sprach kein Wort; er blickte nur wie die Katze im Dunkeln mit leuchtenden Augen vor sich hin. Endlich verfertigte er sich selber ein Instrument aus einer Schindel, die er mit Rofshaaren bezog, aber es wollte nicht so schön spielen, wie jene in der Schänke; die Saiten klimperten leise, ganz leise, sie summten wie eine Fliege oder eine Mücke. Er spielte jedoch darauf vom Morgen bis zum Abend, wenn er auch dafür so viele Stöfse und Knüffe bekam, dafs er bald einem zerschlagenen Apfel ähnlich sah. Es lag aber einmal in seiner Natur. Der Knabe wurde immer magerer, nur der Bauch blieb gleich aufgedunsen, der Haarschopf wurde immer dichter, die Augen stierten immer mehr und waren von Tränen verschwommen, die Wangen aber und die Brust fielen mehr und mehr ein. Er war ganz verschieden von den anderen Kindern, vielmehr seiner Fiedel ähnlich, die fast unhörbar klagte. Dazu starb er vor der Ernte fast vor Hunger, denn in dieser Jahreszeit lebte er nur von roten Rüben und dem Sehnen, in den Besitz einer Geige zu gelangen.

Daraus erblühten für ihn keine süfsen Früchte. Im Herrenhofe besafs der Lakai eine Geige, auf der er in der Dämmerstunde zuweilen spielte, um seiner Schönen, der Kammerjungfer, und den anderen dienstbaren Geistern zu gefallen. Janko schlich sich von Zeit zu Zeit zwischen den Schlingpflanzen bis an die Tür des Kredenzzimmers, um auf das Spiel

zu horchen oder wenigstens einen Blick auf die Geige zu werfen. Sie hing an der Wand, gerade der Tür gegenüber, des Knaben Seele strömte dem sehnsüchtig begehrten Instrumente zu, denn es erschien ihm wie ein unnahbares Heiligtum, das er zu berühren unwürdig sei, wenn es ihm auch das Teuerste auf Erden schien. Ein banges Sehnen überkam ihn, einmal wenigstens sie in der Nähe zu betrachten... Das arme, kleine Kinderherz erbebte bei diesem Gedanken vor Seligkeit.

An einem Abend war niemand in der Kredenzstube. Die Herrschaft befand sich seit langer Zeit im Auslande, das Haus stand leer, der Lakai saſs also auf der anderen Seite bei seiner Schönen. Zwischen den Schlingpflanzen hockend, blickte Janko schon lange durch die weit geöffneten Türflügel auf das Ziel aller seiner Wünsche. Der Vollmond schwebte am Himmel, die Mondstrahlen fielen durch das Fenster in die Stube und wurden von der gegenüberliegenden Wand zurückgeworfen. Bald näherten sie sich auch der Geige und beschienen das glänzende Instrument in seinem ganzen Umfange. Wie ein Silberschein schien es durch die dichte Finsternis von der Geige zu kommen. Besonders war der bauchige Bug so stark beleuchtet, daſs es das Kind fast blendete. Bei dieser Beleuchtung war alles vorzüglich zu sehen, die geschweiften Seiten, die Saiten, der gebogene Griff. Die Wirbel leuchteten wie Johanniswürmchen, und der Fiedelbogen glich einer Silberrute.

Ach, alles war so schön, fast zauberhaft. Janko blickte auch immer gieriger hin. Zwi-

schen den Schlingpflanzen zusammengekauert, die Ellbogen auf die hageren Knie gestützt, blickte er mit offenem Munde unverwandt auf diesen Punkt. Bald hielt ihn die Angst auf seinem Platz zurück, bald trieb ihn eine unüberwindliche Begierde vorwärts. War es Zauberei oder etwas dergleichen? Die Geige, umflossen von einer Strahlenglorie, schien sich ihm zu nähern, schien ihm zuzuschweben. Eine Weile erlosch der Glanz, um dann wieder stärker aufzuflackern, ein wahrer Zauber!... Indessen wehte der Wind, die Bäume rauschten leise, die Schlingpflanzen flüsterten und Janko glaubte deutlich zu vernehmen:

„So geh' doch, Janko; in der Kredenzstube ist ja keine lebendige Seele! Vorwärts, Janko!"

Es war eine helle, heitere Nacht. Im herrschaftlichen Garten am Teiche begann die Nachtigall zu singen und bald leise, bald laut zu pfeifen: „Geh' vorwärts, nimm es!" Der Nachtrabe kreiste über dem Kopf des Kindes und rief ihm zu: „Nein, Janko, nein!" Der Rabe flog davon, die Nachtigall blieb und die Schlingpflanzen brummten immer deutlicher: „Dort ist niemand!" Die Geige zeigte sich wieder im Strahlenglanze.

Die arme, kleine, gekrümmte Gestalt schlich leise und vorsichtig näher, und die Nachtigallpfiffe hallten: „Heran, vorwärts, greif' zu!"

Das weiſse Hemdchen flatterte immer näher der Tür. Schon verhüllten es die schwarzen Pflanzenstengel nicht mehr. An der Schwelle wurde der schwere Atem des Kindes hörbar. Ein Augenblick und das weiſse Hemdchen ist verschwunden, nur ein nackter Fuſs steht noch

auf der Schwelle. Vergebens fliegt der Nachtrabe noch einmal herbei und ruft: „Nein, nein!“ Janko ist schon im Zimmer. Die Frösche im Gartenteiche begannen laut zu quacken, dann wurde es wieder still. Die Nachtigall hörte auf zu pfeifen, die Schlingpflanzen rauschten nicht mehr. Indessen war Janko leise und vorsichtig näher geschlichen, aber bald hatte ihn die Angst erfaßt. Im Schlupfwinkel zwischen den Pflanzen fühlte er sich wie zu Hause, wie das Wild im Dickicht sich heimisch fühlt, und jetzt war ihm zu Mute wie dem Wild, wenn es in die Falle gerät. Seine Bewegungen waren hastig, der Atem kurz pfeifend, und obendrein umgab ihn tiefe Finsternis. Ein Wetterleuchten zuckte zwischen Ost und West und erhellte das Innere des Kredenzzimmers und den armen Janko, der fast auf allen Vieren, den Kopf in die Höhe gereckt, vor der Geige hockte. Bald erlosch das Wetterleuchten, der Mond verschleierte sich und es war weder etwas zu sehen, noch zu hören. Erst nach einer kleinen Weile durchdrang die Finsternis ein leiser und weinerlicher Ton, als ob jemand unvorsichtig eine Saite berührt, und plötzlich — erscholl eine grobe, verschlafene Stimme aus einer Stubenecke und fragte zornig:

„Wer da?“

Janko hielt den Atem an, aber die grobe Stimme fragte wiederholt:

„Wer da?“

Ein Zündhölzchen flimmerte an der Wand, es wurde hell, und dann... O Gott! Da vernahm man Flüche, Schläge, das Weinen des Kindes, Rufe: „O, um Gotteswillen!“

Hundegebell, ein Hin- und Herlaufen mit Lichtern vor den Fenstern, einen Lärm im ganzen Hofe.

Tags darauf stand der arme Janko vor dem Dorfgerichte, dem der Ortsrichter präsidierte. Soll er als Dieb gerichtet werden? Natürlich. Der Richter und seine Beisitzer blickten auf ihn, wie er da stand, den Finger im Munde, mit glotzenden, erschrockenen Augen, klein, abgezehrt, schmierig, ohne zu wissen, wo er sich befinde und was man von ihm wolle.

Wie kann man ein so elendes Geschöpf richten, das erst zehn Jahre alt ist und sich kaum auf den Beinen hält! Soll man ihn ins Gefängnis stecken, oder eine andere Strafe ersinnen? Am Ende mufs man mit den Kindern doch Erbarmen haben. Möge ihn der Nachtwächter nehmen und ihm einige Rutenstreiche geben, auf dafs er zum zweitenmale nicht stehle und die Sache ist abgetan.

„Ganz richtig, einverstanden!“ stimmte die würdige Versammlung bei.

Man liefs Stoch, den Nachtwächter, herbeirufen.

„Nimm ihn und gib ihm mit der Rute ein Andenken!“

Stoch nickte mit seinem dummen Tierkopfe, nahm Janko unter den Arm wie ein Kätzchen und trug ihn in die Scheune. Der Junge verstand nicht, worum es sich handle, und war sehr erschrocken. Er sagte kein Wort und blickte nur um sich, wie ein erschrecktes Vögelchen. Wufste er denn, was sie mit ihm

vorhatten? Erst als ihn Stoch in der Scheune mit der Faust ergriff, ihn auf den Boden streckte und, das Hemdchen schürzend, mit der Rute ausholte, schrie der arme Janko auf.

„Mutter!“ und nach jedem Hiebe rief er: „Mutter, Mutter!“, aber immer leiser, immer schwächer, bis nach dem so und so vielten Streiche das Kind schwieg und nicht mehr nach der Mutter rief. Die arme, geborstene Fiedel!...

Ach du dummer Stoch! Wer wird ein Kind so herzlos schlagen? Der arme Junge war von jeher klein und schwach und kaum, daſs der Lebensodem sich in ihm hielt.

Endlich kam die Mutter und nahm den Knaben mit sich; sie muſste ihn aber nach Hause tragen... Am anderen Tage erhob sich Janko nicht mehr und am dritten hauchte er auf dem harten Lager unter der groben Pferdedecke seinen Geist aus.

Die Schwalben zwitscherten am Kirschbaume, der vor dem Fenster wuchs, ein Sonnenstrahl drang durch die Scheibe und übergoſs mit seinem Goldglanze das zerzauste Köpfchen des Kindes, sein Gesichtchen, in dem kein Blutstropfen zurückgeblieben war. Dieser Sonnenstrahl bildete gleichsam die Straſse, auf der das kleine Seelchen den Leib verlassen sollte. Wohl ihm, daſs er wenigstens im Augenblicke des Todes den breiten Sonnenweg betritt, denn im Leben hatte er dornige Pfade zu wandeln. Die abgezehrte Brust hebt sich noch leise und das Antlitz des Kindes scheint den Widerhall der Auſsenwelt

offene Fenster drang, in sich aufzunehmen. Es war Abend, die Landmädchen kamen vom Heumachen und sangen: „Im Grünen, in des Waldes Duft!“ und vom Bache her erscholl das Spiel der Schalmeien. Janko horchte zum letztenmale, wie das Dorf sang und klang. Bei ihm auf der Pferdedecke lag seine aus der Schindel geschnitzte Fiedel. Plötzlich verklärte sich das Antlitz des sterbenden Kindes und die bleichen Lippen flüsterten:

„Mütterchen!“

„Was, mein Söhnchen?“ fragte die Mutter mit von Tränen erstickter Stimme.

„Mütterchen, nicht wahr, Gott gibt mir im Himmel eine wirkliche Fiedel?“

„Ja, mein Kind, gewiſs!“ erwiderte die Mutter; mehr konnte sie nicht hervorbringen, denn aus ihrer harten Brust brach plötzlich das ganze aufgehäufte Weh hervor; sie stöhnte nur: „O Jesus, Jesus!“ fiel mit dem Gesichte auf den Kasten und begann zu heulen wie eine Wahnsinnige, oder wie jemand, dem der Tod sein Teuerstes entreiſst.

Er wurde ihr wirklich entrissen; wie sie wieder den Kopf erhob und auf das Kind blickte, waren die Augen des kleinen Musikanten geöffnet, aber unbeweglich starr, das Antlitz ernst und düster. Der Sonnenstrahl war verschwunden . . .

Ruhe in Frieden, Janko!

* * *

Am nächsten Tage war die Herrschaft aus Italien in den Edelhof zurückgekehrt, auch die Tochter und der Kavalier, der um ihre Hand warb. Der Freier sagte:

„Welch ein herrliches Land, dies Italien!“

„Und ein Volk von Künstlern! Es ist ein Glück, dort die Talente aufzusuchen und sie zu protegieren!“ fügte das Fräulein hinzu.

Über Jankos Grab rauschten die Birken..

SEEMANNS-LEGENDE.

VON HENRYK SIENKIEWICZ.

Er war einmal ein Schiff, das hieſs „Purpura“, so groſs und kräftig, daſs es die Stürme nicht fürchtete, noch die Wogen, so füchterlich sie auch wüten mochten.

Und das Schiff steuerte dahin, mit geblähten Segeln, über die turmhohen Wellen hinweg, zermalmte mit mächtiger Brust die unterseeischen Riffe, an denen die anderen Schiffe zerschellten, und steuerte in die Ferne, während seine Segel in der Sonne blinkten, so schnell, daſs der Schaum an den Flanken zischte und eine breite, lange, schillernde Furche sich hinter ihm einherzog.

„Das ist ein herrliches Schiff!“ riefen die Seeleute, die ihm auf dem Meere begegneten. „Ein wahrer Leviathan, der die Wellen teilt.“

Manchmal fragten sie die Mannschaft der „Purpura“:

„Wohin geht die Reise?“

„Wohin uns der Wind treibt!“ antworteten die Matrosen.

„Hab't acht, dort gibt es Wirbel und Felsen!"

Als Antwort auf diese Warnung brachte ihnen der Wind von der „Purpura" nur die Worte eines Liedes hinüber, das so rauschend war, wie der Sturm selber:

„Laſst uns segeln, fröhlich, froh!"

Das Leben der Mannschaft war glücklich auf diesem Schiffe. Die Matrosen, der Kraft und Gröſse desselben vertrauend, spotteten der Gefahren. Auf den anderen Schiffen herrschte strenger Gehorsam, aber auf der „Purpura" tat ein jeder, was er wollte.

Das Leben war dort ein ewiges Fest. Die glücklich überstandenen Stürme und die zerschmetterten Felsen erhöhten nur das Vertrauen. Solche Riffe und Stürme gibt es nicht, die die „Purpura" zerschmettern könnten, sagte man. Mögen die Orkane das Meer aufwühlen, die „Purpura" wird weiter segeln.

Und die „Purpura" segelte in der Tat, stolz und prächtig, wie sie war. Jahre gingen vorüber und sie schien nicht nur selber unzerbrechlich zu sein, sondern rettete noch andere Schiffe vor dem Untergange und gewährte den Schiffbrüchigen Schutz auf ihrem Verdeck.

Der blinde Glaube an ihre Macht wuchs mit jedem Tage im Herzen der Mannschaft. Die Seeleute wurden verweichlicht im Wohlleben und vergaſsen ihre Kunst. Die „Purpura" wird von selber dahinsegeln. Wozu arbeiten, wozu acht haben auf das Schiff, das Steuerruder, die Mastbäume, die Segel, die Taue? Wozu sich mühen, die Stirn im Schweiſse baden, da das Schiff wie eine Gottheit unsterblich ist?

„Laſst uns segeln, fröhlich, froh!“

Und viele Jahre noch segelten sie so dahin. Bis im Verlaufe der Zeit die Mannschaft endlich ganz weibisch geworden war, die Pflichten vernachlässigte und niemand merkte, daſs das Schiff anfing, morsch zu werden. Das Salzwasser zerfraſs das Gebälke, das mächtige Gefüge wurde locker, die Wellen rissen die Borde herab, die Mastbäume wurden morsch und die Segel zerfraſs die Luft.

Vernünftige Stimmen wurden laut:

„Nehmet Euch in acht!“ riefen manche Matrosen.

„Tut nichts! Wir schwimmen mit der Strömung!“ antwortete die Mehrheit der Seeleute.

Inzwischen brach eines Tages ein Sturm los, wie er noch nie zuvor auf dem Meere getobt. Der Wind vermengte den Ozean mit den Wolken und bildete ein wüstes Chaos. Wassersäulen erhoben sich und strebten mit Krachen auf die „Purpura“, fürchterlich schäumend und zischend. Sie stürzten sich auf das Schiff, schleuderten es auf den Grund des Meeres, dann hoben sie es zu den Wolken empor, um es abermals abwärts zu stürzen. Das lockere Gefüge barst, und plötzlich erhob sich ein fürchterlicher Schrei auf dem Verdeck:

„Die ‚Purpura‘ geht unter!“

Und die „Purpura“ senkte sich in der Tat, und die Mannschaft, der Mühen und des Steuerns entwöhnt, wuſste nicht, wie ihr Schiff zu retten.

Doch als der erste Augenblick des Schreckens vorüber war, kochte die Wut in ihren Herzen

auf, denn im Grunde liebten diese Seeleute ihr Schiff.

Alle rafften sich auf und fingen an, aus den Geschützen auf die Stürme und die brausenden Wogen loszufeuern, dann faſste ein jeder, was er gerade unter der Hand hatte, und sie peitschten das Meer, welches die „Purpura“ verschlingen wollte.

Und er war groſsartig, dieser Kampf menschlicher Verzweiflung wider das erzürnte Element. Doch die See war stärker, als die Seeleute. Die überschwemmten Geschütze verstummten, riesenhafte Wasserwirbel zerrten viele der Kämpfenden fort und versenkten sie in den Abgrund. Die Besatzung schmolz mit jedem Augenblick zusammen, doch sie kämpfte noch immer. Überschwemmt, halb erblindet, von einem Schaumberg überhäuft, kämpften die Seeleute bis zum letzten Atemzug.

Zuweilen versagte ihre Kraft, doch nach kurzem Ausruhen erhoben sie sich wieder zum Kampf.

Endlich sanken ihre Hände herab. Sie fühlten, daſs der Tod nahe.

Ein Moment dumpfer Verzweiflung trat ein. Die Seeleute sahen sich an mit wirren Blicken.

Aber dieselben Stimmen, welche schon früher vor der Gefahr warnten, erhoben sich noch einmal, doch kräftiger als vorhin, so kräftig, daſs das Brüllen der Wellen sie nicht übertönen konnte. Diese Stimmen sagten:

„O, Ihr Verblendeten! Wozu die Stürme beschieſsen, wozu die Wellen peitschen? Bessert lieber das Schiff aus! Steiget auf den Grund

hinab. Dort sollt Ihr arbeiten. Die „Purpura“ ist noch lange nicht ertrunken.“

Als die Halbtoten diese Worte vernahmen, erbebten sie, stiegen auf den Grund hinunter und fingen dort von neuem die Arbeit an.

Vom Morgen bis zum Abend arbeiteten sie mühselig und im Schweiſse ihrer Stirnen, um die frühere Untätigkeit und Verblendung wettzumachen . . .

DICHTERS WEIHNACHTSRAST.

VON HENRYK SIENKIEWICZ.

Personen:

Ferdinand, Schriftsteller, 38 Jahre alt.
Anna, seine Frau, 26 Jahre alt.
Sophie, Mariechen, Zwillinge, 5 Jahre alt, beider Kinder.

Erste Scene.

Ferdinand: Uff! . . .

Anna: Bist Du sehr müde?

Ferdinand: Wie der Vesuv nach einem Ausbruch, ich atme kaum.

Anna: Wenn Du wenigstens während dieser paar Tage des Weihnachtsfestes ausruhen könntest!

Ferdinand: Das muſs ich. Gewiſs! Komme da, was wolle. (Reckt sich auf dem Fauteuil.) Heute war bei mir der Redakteur des „Vorläufers“. Ich versprach ihm, den Anfang der „Sieghaften Seelen“ am Freitag zu liefern, damit er den Roman noch zwei Tage vor Neujahr zu drucken anfangen kann. Es überläuft

mich kalt, wenn ich bedenke, daſs . . . Den wievielten haben wir heute? . . . Ah, den 21. Dezember. Es überläuft mich kalt, wenn ich bedenke, daſs sobald dieser Roman zu erscheinen beginnt, ich mindestens bis zum September keine freie Sekunde mehr haben werde, und doch muſs ich noch die „Irrsinnigen" für die Redaktion des „Paradiesvogel" zu Ende führen und die Korrektur der Buchausgabe des „Unsterns" überwachen. Fürwahr, man könnte den Kopf verlieren. Jede Minute ist so besetzt, daſs keine Stecknadel Raum finden könnte! . . .

Anna: Ferdinand, wenn Du an Dich nicht mehr denkst, so nimm doch Rücksicht auf die Kinder und auf mich. Du überarbeitest Dich, gehst um zwei Uhr Nachts zu Bette und schläfst überdies oftmals nicht sogleich ein . . . Erwachst vor acht Uhr und stehst sofort auf. Kennst keinen Sonntag und keine Feiertage. Das kann ja keine Kraft überstehen . . . Was machen wir, wenn Du krank wirst? . . .

Ferdinand: Du hast recht, all dies hat nur die einzige gute Seite, daſs wenn man viel zu tun hat, man nichts tut. Hol's der Teufel! Ich erkläre, daſs ich von diesem Augenblick an fünf Tage lang keine Feder zur Hand nehme und mich bemühen werde, zu vergessen, wie Tinte und Papier aussehen. Ich spiele mit den Kindern und basta! Sophie, Mariechen! Kommt herein alle beide!

(Die beiden Mädchen stürmen herein.)

Sophie: Papachen hat gerufen?

Ferdinand: Jawohl. Wir wollen spielen. Was wollt Ihr spielen?

Sophie und Mariechen: Frösche wollen wir spielen.

Anna: Ihr werdet die Kleidchen beschmutzen.

Ferdinand: Mögen sie die Kleidchen beschmutzen. Was ist zu machen?!

Sophie: Wir wollen auf allen Vieren herumspringen.

Ferdinand: Gut, auf allen Vieren! Schnell!!..

Mariechen: Auf allen Vieren: Mamachen muſs mit, muſs mit . . .

Anna (lachend): Was soll ich mit meinem Kleid anfangen? Im langen Kleid kann man nicht Frosch spielen.

Sophie: Mamachen wird's aufheben, aufheben! Mamachen hat solche schöne Strümpfe! . . .

Ferdinand: Alle müssen auf allen Vieren umherspringen. Ohne Ausnahme! Kwa, kwa, kwa! . . .

Mariechen: Papa und Mama sind alte Frösche und wir junge Frösche!

Ferdinand: Kwa, kwa!

Anna: Kwa, kwa!

Sophie: Kwa, kwa!

Mariechen: Kwa, kwa!

(Alle springen auf Händen und Füſsen herum, dann kommt der Hund Medor herein und fängt ebenfalls an umherzuspringen, während er laut bellt, aber die beiden jungen Fröschlein stürzen sich auf ihn und er muſs sich unter den Schreibtisch flüchten.)

Zweite Scene.

Ferdinand: Au, es schmerzt mich im Kreuz. Aber das macht nichts. Vorwärts, vorwärts! Drei Tage Freiheit, Müfsiggang und Unabhängigkeit. (Es klingelt.)

Ferdinand (immer noch umherspringend): Nicht empfangen!

Anna: Nicht empfangen!

Sophie und Mariechen: Nicht empfangen!

(Das Dienstmädchen tritt ein.)

Dienstmädchen (sieht sich erstaunt um): Das war der Briefträger . . . Hier sind Briefe.

Ferdinand (immer noch umherspringend): Leg' die Briefe hin und mach', das Du fortkommst! . . . Es ist gut.

Dienstmädchen (abgehend, für sich): Der Herr, sagt man, schreibt Bücher, aber er hat es nicht richtig im Oberstübchen.

Ferdinand: Ich habe Kreuzschmerzen bekommen. (Steht auf.) Oh, welche Menge Briefe. Da werde ich wohl antworten müssen und die Rast ist hin, zum Teufel. Vielleicht öffnen wir diese Briefe erst nach den Feiertagen? . . . Aber wie, wenn sie etwas Dringendes enthalten? . . . Ich werde den Gedanken nicht los werden können und mir dadurch das Vergnügen verderben . . . Wäre es nicht besser, schliefslich nur noch den heutigen Abend zu opfern, durchzulesen, abzuschreiben und dann freie Zeit zu haben? . . . Ich könnte ohnehin nicht länger umherspringen . . . Schade um die Unterhaltung . . . Aber, hm . . . Diese Anna hat wirklich hübsche Strümpfe und nied-

*

liche Füſschen . . . Aber was ist zu machen! . . . Man muſs das durchlesen.

Anna: Verwahre diese Briefe.

Ferdinand: Nein! . . . Ich will nichts auf dem Kopfe haben. Liebes Ännchen, mögen die Kinder mit Medor weiter spielen, ich werde mich inzwischen an diese Briefe machen . . . Au! . . . Da habe ich beim Herumspringen meinen Kneifer zerbrochen . . . und wo der andere liegt, weiſs ich eben nicht . . .

Anna: Ich werde Dir vorlesen. Willst Du?

Ferdinand: Sehr gut, lies nur . . . (Die Kinder gehen mit Medor hinaus.)

Anna (öffnet den ersten Brief und liest): „Verehrter Meister! Ich weiſs, daſs jede Sekunde Deiner Zeit Eigentum der ganzen Nation ist und daſs die Stunden Deines Ausruhens förmlich heilig gehalten werden müssen, aber ich weiſs auch . . . "

Ferdinand: Au! . . .

Anna (lesend): Aber ich weiſs auch, daſs Dein Herz nicht kleiner ist als Dein Genie und die ganze Menschheit umfaſst, und mit dem Elend und der Not in allen Gestalten mitfühlt. Ich stehe an der Spitze eines Comités zum Schutze und zur Hilfe für Mädchen, die sich zu arbeiten schämen. Unsere Mittel sind gering und die Bedürfnisse sind groſs. . . . Der Zustand unserer Kasse ist derart, daſs diese unsere Institution, eine der nützlichsten in unserer Stadt, förmlich in ihrer Existenz bedroht ist. Aber, wenn Sie, Meister, uns aus Ihrer reichhaltigen Theke einen Roman, wenn auch einen kleinen, oder wenigstens eine Novelle schenken würden, ich könnte sie versteigern

und ich hoffe, daſs sowohl alle Buchdrucker, wie auch alle Redaktionen . . .“

Ferdinand (unterbrechend): Genug! Daſs alle Blitze dreinfahren! Was für eine Theke? Welche Theke? Was denken die Leute sich eigentlich über meine Theke und was ich darin haben kann? Ich weiſs nicht, wozu früher die Hand anzulegen. . . . Wer ist unterzeichnet?

Anna: Eulalia Kuku!

Ferdinand: Daſs der Donner in Eulalia Kuku fahre!

Anna (sanft): Warum bist Du mir böse? Was kann ich dafür?

Ferdinand: Ich Dir böse?... Verzeih', mein Gold! Aber Du siehst selbst, ich möchte heulen vor Überarbeitung, und da kommt irgend eine Eulalia Kuku und will, daſs ich ihr einen Roman schreibe! Verzeih', mein Kätzchen, lies weiter. (Er küſst ihr die Hand.)

Anna: Da ist ein Paket!

Ferdinand: Jesus, Maria! . . . Eine Handschrift!... Aber hier sehe ich auch einen Brief.

Anna (öffnet und liest): „Meister! Die Worte, die Du liesest, sind ein Bekenntnis. Du warst, wie der Dichter sagt, bei mir, um mich, über mir und in mir — und Du bist der Vater meines Kindes . . .

Ferdinand (unruhig): Wie?

Anna: Ferdinand! Was soll das bedeuten?

Ferdinand: Eine Metapher . . . Mein Wort darauf, eine Metapher . . . Gib nur den Brief her, ich werde ihn Dir selber durchlesen . . .

Anna: Um nichts in der Welt! . . . Ich will wissen, was mich erwartet! . . . (Liest weiter:) Ich bin zu Deinen Füſsen aufgewachsen,

gleichwie das Waldveilchen im Schatten einer himmelhochragenden Eiche. Und haben denn die Kleinen nicht das Recht, im Schatten der Grofsen Schutz zu suchen? Darum begebe ich mich hiemit in Deinen Schutz : . . Ich bin ein Mädchen, noch jung . . .

Ferdinand (unterbrechend): Und dumm...

Anna: Ich bin ein Mädchen, noch jung, aber ich liebe die Literatur, und möchte ihr dienen, besonders wenn ich von Dir ein Wort der Ermunterung vernähme. Mama, Tante Andzia und Cousin Josef sparen nicht an Lobeserhebungen für mich, aber ihnen glaube ich nicht, ich harre auf Dein Urteil allein. Ich weifs, dafs ein jeder Augenblick Deiner Zeit der ganzen Nation teuer ist, aber ich vertraue Deiner Güte und schicke Dir hiemit diese armen sechs Bände meiner ersten Erzählung unter dem Titel „Auf einem Fufs". Lies sie! Du hast mich inspiriert. Fälle also kein Todesurteil über dieses Kind, welches ich unter Deinem Einfluſs schüchtern zur Welt gebracht habe . . ."

Ferdinand (tief aufatmend): Siehst Du, es war eine Metapher. In den Korb, in den Korb! Es ist ja zum Tollwerden. Sechs Bände dieser unleserlichen Handschrift soll ich lesen? Aber ich habe Dir ja gleich gesagt, das ist bloſs eine Metapher!

Anna (demütig): Verzeihe mir! Sei nicht böse.

Ferdinand: Ich bitte Dich um Verzeihung, mein Schatz. Lies weiter.

Anna (liest): „Geehrter Herr! Ich bin von Beruf Philosoph, der sich psychologischen Forschungen widmet. Jetzt arbeite ich an einem physiologisch-psychologischen Problem. Es han-

delt sich mir nämlich darum, festzustellen, was für einen Einfluſs die verschiedenen Fleischspeisen auf die poetische Schöpferkraft ausüben. Arbeiten Sie leichter nach Rinderbraten oder nach Hammelbraten, oder gar nach Schweinskottelets? Nach welcher Fleischspeise schaffen Sie besser Charaktere und nach welchen Landschaften? Übrigens schlieſse ich hier einen ausführlichen Fragebogen bei, den ich an alle europäischen Gröſsen versandt habe und dessen Rubriken Sie so gut sein wollen auszufüllen und zugleich allgemeine Bemerkungen hinzuzufügen. Ich weiſs, daſs Ihre Zeit den Reichtum der ganzen Nation bildet, aber da jetzt die Feiertage herankommen, denke ich, werden Ihnen die paar Hundert Zeilen in einer Angelegenheit, die die ganze zivilisierte Welt angeht, keinen groſsen Unterschied machen.“

Ferdinand (reiſst den Brief in Stücke, schreit): Ich werde ihn die Treppe hinunterschmeiſsen!

Anna (sanft): Aber mittlerweile schreist Du auf mich.

Ferdinand: Verzeih', mein Herzblatt . . . Lies weiter.

Anna (fängt einen neuen Brief an): „Ich weiſs, daſs ein jeder Ihrer Augenblicke eine Perle in der nationalen Krone ist, ich will Ihnen also keine Zeit rauben. Aber Sie zu sehen, war der Traum meiner Jugend und meines Lebens. Ich bin zu diesem Zwecke absichtlich aus der Provinz hergekommen. Ich wage nicht, Sie zu besuchen, um Sie nicht im Schaffen zu stören. Wenn Sie aber einer ver-

kannten und traurigen Frau einen glücklichen Moment schenken wollen, so lassen Sie mich Sie wenigstens von der Ferne sehen. Da ich nicht weiſs, welchen Tag Sie frei haben, so werde ich drei Tage hintereinander zwischen zwei und sechs Uhr Nachmittags an der X-Straſse auf der rechten Seite auf- und abgehen. Werde ich Sie um diese Zeit finden, oder ziehen Sie vielleicht eine andere vor? Ich kann ganz und gar nicht glauben, daſs Sie überhaupt nicht kommen würden. Wer Genie hat, der hat auch Herz."

Ferdinand: Daſs sie beide Beine breche!

Anna: Aber Ferdinand!

Ferdinand: Verzeih', Liebste. (Er küſst sie.) Aber denke Dir, ich soll von zwei bis sechs Uhr mit heraushängender Zunge auf der Straſse umherlaufen . . . In den Korb, in den Korb! Lies weiter! Oder nein . . . Bestreiche die übrigen Briefe mit Butter und gib sie Medor zum Fressen. Ich erkenne sie schon an den Umschlägen. Das alles kommt von Redakteuren. Ein jeder schätzt meine Zeit, aber ein jeder begehrt, daſs ich ihm etwas für die Neujahrsnummer einsende. Ach, Briefe! Unerhört! . . .

Dritte Scene.

(Das Dienstmädchen tritt ein.)

Dienstmädchen: Ein Bote brachte einen Brief und ein Paket.

Anna (öffnet gas Paket): Was ist das? Frösche! Wunderhübsche Gummifrösche und ein Schlüsselchen zum Aufziehen. Die können

gewifs hüpfen! Von wem ist das? Oh, da werden sich die Kinder freuen!

Ferdinand: Lies den Brief. Den Kindern sagen wir lieber nichts. Vielleicht ist das ein Irrtum.

Anna (liest): „Teuerer Meister! Ich sehe Deine wunderschöne Frau und Deine entzükkenden zwei kleinen Fröschchen häufig in der Kirche. Möge Gott Dich und sie segnen und auch Gesundheit geben. Dir brauche ich keine Komplimente zu machen, aber das sage ich Dir vom ganzen Herzen, dafs ich mein Lebtag eine solche Mama und solche liebe kleine Fröschchen nicht gesehen habe . . ."

Ferdinand (begütigt): Der erste angenehme Brief! Das scheint ein braves Wesen zu sein! . . . Lies weiter.

Anna: „Ich schicke meinen lieben Fröschchen zwei Pariser Frösche neuester Erfindung. Mögen sie mit den Dingern spielen. Und mögen sie wachsen und gedeihen, Dir zum Trost und zur Freude der Menschen . . ."

Ferdinand (gerührt): Das nenne ich einen Brief! . . . Lies weiter.

Anna: „Aber auf dieser Welt gibt's nichts umsonst. Das Sprichwort sagt: Nimm das Kind bei der Hand und Du nimmst den Vater beim Kragen. Wenn also Deine Kinder an diesen Fröschen Gefallen finden, so besinne Dich gütigst des Versprechens, welches Du mir vor vier Jahren auf der Hochzeit von Misja Pupkowska gegeben hast . . . Ich weifs, dafs Deine Zeit den Reichtum der ganzen Nation bildet, aber haben denn die Armen nicht ein Recht auf die Reichtümer und Schätze der

Nation? Du versprachst mir, zum besten des Schutzvereins für minderjährige Alkoholiker eine Vorlesung zu halten. Ich poche also an Deine Türe und spreche: Siehe, die Feiertage kommen heran, Du hast Zeit und die minderjährigen Alkoholiker frieren indessen . . . Darf ich auf Dein Schriftstellerwort bauen? Hast Du nicht schon vergessen? Und wirst Du meiner Bitte willfahren? . . .

Ferdinand (trübselig): Wer ist unterschrieben?

Anna: Eine Verehrerin von Dir und den Deinigen, Skrzeczkowska.

Ferdinand: Ich weiſs mich nicht zu erinnern, aber vielleicht habe ich ihr das versprochen. Ach, wer kann mit einem jeden Worte rechnen! (Faſst sich beim Kopf.) Vielleicht habe ich's versprochen! Gewiſs. Ich hab's getan! . . . Und dann, diese Pariser Fröschlein! . . . Das hat mich so gepackt . . . Drei Feiertage . . . Vielleicht werde ich inzwischen eine Vorlesung zusammenbringen . . . Ach, verflucht . . .

Anna: Aber Ferdinand!

Ferdinand: Ach, verzeih', mein Blümchen! . . . Am Ende, was ist zu machen . . . Kein Ausweg . . . Ich muſs anfangen, an diese Vorlesung zu denken . . . Rufe die Kinder herein, gib ihnen die Fröschlein . . .

Anna: Ferdinand, wie kannst Du Dich nur so plagen . . .

Ferdinand: Was ist zu machen! . . . Verflucht . . . Ach, verzeih'! Siehst Du, das wird aus meiner Festtagsrast. Sophie! Mariechen!

(Die Kinder stürmen herein und stimmen beim Anblick der Frösche ein lautes Freudengeschrei an. Dann fangen sie an, mit den Fröschen auf dem Teppich umherzuspringen. Medor bellt laut.)

Sophie und Mariechen: Kwa, kwa!

Ferdinand (wirft sich wütend auf die Erde und fängt ebenfalls an umherzuspringen): Kwa, kwa! Das ist meine Feiertagsrast. Kwa, kwa!

(Allgemeiner Lärm.)

WALDIDYLL.

VON HENRYK SIENKIEWICZ.

Im Walde, im tiefen Walde mitten in einer breiten Lichtung stand die einsame Hegerhütte. Daneben erhoben sich zwei Wirtschaftsgebäude, vorne dehnte sich ein Stück eingehegten Ackers und stand ein verfallener Brunnen mit abgenütztem, gekrümmtem Schwengel.

Vor den Fenstern der Hütte wuchsen Sonnenblumen und wilde Malven, schlank und bedeckt mit Blüten, wie mit einem Schwarm von Schmetterlingen. Zwischen den Sonnenblumen blickten die roten Köpfchen des Mohns hervor, um die Malven wanden sich Erbsen mit rosigen und lila Blüten, und wuchsen Singrün, gelber Saflor, gelbe Ringelblumen und bleiche, weil von den Blättern der Sonnenblumen und der Malven beschattete Astern.

In der Umhegung zu beiden Seiten des zur Hütte hinführenden Weges wurde Gemüse gezogen; weiterhin wiegten sich in besonderen Beeten, bei jeder Regung des Windes, in ganzen Wellen die blauen Blumen des Leinkrau-

tes; noch ferner schimmerte das Dunkelgrün des Kartoffelackers und der Rest der weiten Lichtung war bedeckt mit dem saftigen, bald heller, bald dunkler glänzenden Vlieſs des Getreides, welches sich bis zum Rande des die Lichtung umspülenden Sees hinzog.

Der Bäume waren nicht viele bei der Hütte, nur einige Kirschbäume mit dunkelschimmerndem Laub und eine einzige Birke mit langen, dünnen Zweiglein, die der Hütte so nahe stand, daſs der geringste Windhauch ihre grünen Flechten auf das verfallene, moosbedeckte Dach der Hütte warf.

Im Laube der Birke wimmelte es von Spatzen, deren fröhliches Zwitschern sich in das Summen der Blätter und das Geräusch der Zweiglein mischte. Am Dachboden der Hütte nisteten Tauben, auch dort war es also voll des Girrens, Schwatzens und Lockens, der Bitten gleichsam und der Zwiegespräche, wie das gewöhnlich unter Tauben geschieht, die ein gar lärmendes und geschwätziges Völkchen sind.

Abends, wenn die Sonne hinter dem Walde unterging, verstummte das Girren unter dem Dache und das Zwitschern im Birkenlaub. Spatzen und Tauben schüttelten den Tau von den Flügelchen und rüsteten sich zum Schlaf. Zuweilen girrte oder zwitscherte noch eines oder das andere auf, aber immer seltener, leiser, schläfriger, bis endlich alles still schwieg und die Dämmerung vom Himmel sich auf die Erde niedersenkte. Hütte, Kirschbäume und Birke verloren die Umrisse, floſsen ineinander

über und hüllten sich in den vom See aufsteigenden Nebel.

Rings um die Lichtung, soweit das Auge reichte, schlang sich eine Mauer von dunklen Tannen und dichtem Walde. An einer Stelle war in diese Mauer eine Bresche geschlagen, die sich wie ein Korridor vertiefte und sich immer mehr erweiterte. Hier plätscherten die Wellen des Sees und bespülten den Saum der Lichtung. Der See zog sich weithin, so daſs das entgegengesetzte Ufer in der Entfernung verschwand und ein rotes Dach, das Türmchen des an der anderen Seite liegenden Kirchleins und ein schwarzer Waldesrand, der unfern den Horizont einschloſs, sichtbar wurden.

Die Tannen an den hohen sandigen Ufern spiegelten sich im See, so daſs es schien, als befände sich unten in den Fluten in zweiter Wald. Wenn der Wald auf der Erde vom Winde geschaukelt wurde, schaukelte sich auch der andere im See, wenn er aber mitten in der Luftstille reglos dastand, dann zeichnete sich auf dem glatten, faltenlosen Wasserspiegel jede Tannennadel deutlich, und die Stämme reihten sich neben einander wie eine Kolonnade, die sich weit, weit ins Unendliche dahinzieht. In der Mitte des Sees widerspiegelte die Flut bei Tag die Strahlen der Sonne, Morgens und Abends das Rot des Himmels, Nachts den Mond und die Sterne und erschien so unendlich tief, wie der Himmel sich hoch über uns wölbt, und über Sonne, Mond und Sternen.

In der Hütte wohnte der Waldheger Stefan und seine Tochter, das achtzehnjährige Käthchen. Das Käthchen war in der Hütte dasselbe,

was das Morgenrot am Himmel. Sie wurde in grofser Unschuld und Gottesfurcht erzogen. Ihr seliger Onkel, der seinerzeit aus verschiedenen Öfen Brot gegessen hatte und auf die alten Tage Organist in dem benachbarten Kirchlein war, hatte sie in dem Gebetbuch lesen gelehrt, und ihre weitere Erziehung vollendete der Wald. Die Bienen lehrten sie emsige Arbeit, die Tauben die Reinheit, die Sperlinge das fröhliche Gezwitscher, von der Heiterkeit des Himmels hatte sie die Heiterkeit der Seele, und die göttliche Güte lehrte sie gütig sein.

Einmal, am Rüsttag des Pfingstfestes, kam der alte Stefan zu Mittag nach Hause. Er war lange im Walde herumgestreift, hatte die Sümpfe und feuchten Schlupfwinkel besucht, kam also müde heim. Das Käthchen reichte ihm das Mittagbrot und nachdem sie den Hund gefüttert und das Kochgeschirr gewaschen hatte, rief sie:

„Väterchen!“

„Na, was denn!“

„Ich gehe in den Wald!“

„Geh' nur, geh'. Dann trifft Dich ein Wolf oder ein anderes Untier.“

„Ich will gehen, um grüne Kräuter zu sammeln. Morgen ist Pfingsten, ich will die Kirche schmücken.“

„Gut also.“

Das Käthchen wickelte sich ein Tuch um den Kopf, ein gelbes, grün geblümtes Tuch, und während sie ein Körbchen für die Kräuter suchte, sang sie ein Liedchen:

„Es kam geflogen, geflogen, der Falke, der Graue...“

Der Alte fing an, gutmütig zu schelten:

„Wenn Du nur so gerne arbeiten möchtest, wie Du gerne singst!“

Das Käthchen, welches sich auf die Zehen gereckt hatte, um in den Schrank zu gucken, wandte den Kopf dem Vater zu, stimmte ein frohes Lachen an und indem es die weifsen Zähne zeigte, sang es weiter, wie um den Alten zu necken:

„Laut schallt's im Walde: Wo ist das Liebchen mein?“

„Möchtest Dir wohl auch einen Falken erringen, was?“ lachte der Alte. „Vielleicht jenen von der Teerhütte? Aber das sind Dummheiten. Mit dem Singen wirst Du Dir Dein Brot nicht verdienen.“

Worauf das Käthchen antwortete:

›O, Falke, was schreist du, o Falke, was suchst du?
Tief unten im See, dort ruht das Liebchen dein!‹

„Väterchen,“ fuhr sie fort, „gegen Abend komm' ich wieder; mufs noch die Kühe von der Weide heimholen.“

Sie nahm das Körbchen, küfste dem Vater die Hand und ging. Der Alte suchte ein Fischernetz heraus und setzte sich vor die Hütte, um es auszubessern, sah aber jedesmal auf, um die Tochter mit dem Blick zu begleiten. Das Käthchen ging am Rande des Sees dahin und klar hob sich ihr Bild ab an dem hohen Ufer. Ihr weifses Hemd, das rote, gestreifte Kleid und das gelbe Tuch schimmerten von der Ferne bunt, wie eine Blume. Obgleich im Frühling, war die Hitze doch unerträglich.

Als sie etwa eine halbe Werst von der Hütte sich entfernt hatte, lenkte sie in den Wald ein. In dieser Mittagsstunde, wo es draußen so heiß war, herrschte im Walde eine erfrischende Kühle. Das Käthchen ging immer vorwärts, endlich blieb es stehen, lächelte und wurde rot wie eine Kirsche.

Vor dem Mädchen, auf dem Steg, der sich in der Tiefe des Waldes verlor, stand ein junger, etwa achtzehnjähriger Bursche.

Das war der Teerbrenner vom Waldesrand; er war auf dem Wege nach Käthchens Hütte.

Kaum hatte das Käthchen seinen Gruß beantwortet, als es plötzlich verstummte; es rieb sich nur die Augen vor Scham, dann erhob es die Schürze, verhüllte sich das Gesicht und schielte nur von der Seite mit einem Lächeln nach dem Burschen hinüber.

„Käthchen!“

„Was denn, Hänschen?“

„Sind Väterchen zu Hause?“

„Jawohl.“

Der arme Junge wollte gar nicht nach dem Alten fragen, aber aus Verwirrung fand er kein anderes Wort. Auch das Käthchen schwieg, sich furchtbar schämend, während es den Zipfel der Schürze zwischen den Fingern zerknüllte. Endlich rief es:

„Hänschen!“

„Was denn, Käthchen?“

„Deine... Teerhütte schwelt heute nicht?“...

Auch sie hatte etwas ganz anderes sagen wollen.

„Weshalb sollte sie nicht schwelen? Eine Teerhütte ruht niemals. Aber... was geht Dich eigentlich die Teerhütte an?“

„Ach... ich geh' bloſs, um grüne Kräuter zu sammeln.“

„Ich geh' mit, und wenn Du mich auf dem Rückwege nicht fortjagst, geh' ich zu Dir.“

„Warum sollte ich Dich fortjagen...“

„Wenn Du mich magst, wirst Du mich nicht fortjagen. Sag' ein Wörtlein, Käthchen, magst Du mich gern?“

„Ach, du lieber Himmel!“ Käthchen verhüllte das Gesicht mit den Händen. „Was soll ich sagen... ich mag Dich furchtbar gern,“ flüsterte sie kaum hörbar.

Und bevor er noch antworten konnte, rief sie, die Hände von dem geröteten Gesicht entfernend:

„Lass' uns Kräuter suchen, komm geschwind!“

Sie gingen. Sie beide umstrahlte die Liebe, aber diese schlichten Gotteskinder wagten nicht mehr von ihr zu sprechen. Sie fühlten sie nur, obgleich sie nicht selber wuſsten, was sie fühlten. Sie waren verwirrt, aber selig. Nie hatte das Rauschen des Waldes so schön über ihren Köpfen gesungen, nie schien ihnen der Hauch des Windes so süſs und kosend, wie in diesem Augenblick, da sie so verlegen und so voll unbewuſster Glückseligkeit waren.

Mittlerweile erscholl durch den Wald von Tannenbaum zu Tannenbaum das klangvolle Echo eines Hundegebells und nach einer Weile kam der kleine graue Hund herbeigesprungen.

Er hatte sich heimlich aus der Hütte geschlichen und war seinem Käthchen auf der Spur gefolgt. Er war schweifsbedeckt und beschnüffelte, mit grofser Freude umherspringend, Käthchen und ihren Begleiter, dann blickte er einen und den anderen mit seinen klugen, sanften Augen an, als wollte er sagen:

„Ich sehe, dafs ihr euch liebet. Das ist gut!"

Er wedelte munter, dann machte er sich in raschem Galopp von dannen, indem er gröfsere und kleinere Kreise beschrieb; endlich blieb er stehen, liefs noch einmal ein freudiges Gebell vernehmen und eilte nach dem Walde voraus, sich allemal nach dem Burschen und dem Mädchen umsehend.

Das Käthchen legte die Hand schützend vor die Stirn, blickte durch das Laub nach der Sonne und rief:

„Ach, um Gotteswillen, da fängt ja die Sonne schon an, sich zu senken und wir haben noch kein Hälmchen gesammelt; geh' Du, Hänschen, rechts und ich werde links gehen und wir werden sammeln. Wir müssen uns beeilen."

Sie trennten sich und gingen in den Wald, aber sie gingen unweit von einander und auf parallelen Pfaden und verloren einander nicht aus den Augen. An den Farrenkräutern, wie an grünen Wogen vorbei huschte Käthchens bunter Rock und gelbes Tuch. Das schlanke Mädchen schien mitten in dem Meer von Grün dahinzusteuern, einer Vila oder Rusalka*) des Waldes vergleichbar. Allemal bückte sie sich

*) Nymphen der slavischen Mythologie.

und richtete sich wieder gerade und ging so immer weiter und weiter, an den Baumstämmen vorbei, immer tiefer in den dichten Wald hinein.

Zuweilen verschwand sie, von einer Haselnufsstaude oder einer Föhre verhüllt, den Augen des Burschen. Dieser blieb dann stehen und rief mit lauter Stimme:

„Hoo, hooop!“

Käthchen hielt mit einem Lächeln auf den Lippen inne und indem sie tat, als sähe sie ihn nicht und müfste ihn suchen, antwortete sie mit ihrer dünnen, silberhellen Stimme:

„Hänschen!“

Und das Echo wiederholte:

„Hä—ä—ä—nschen!“

Inzwischen hatte der Hund auf einem Baume ein Eichhörnchen wahrgenommen, blieb also stehen, erhob den Kopf und fing zu bellen an. DasEichhörnchen safs auf einem Zweige, hatte sich schelmisch mit dem Schweif bedeckt, erhob die Tätzchen zur Schnauze und indem es sich die Nase rieb, schien es mit den Fingern zu spielen und sich über den zornigen Hund lustig zu machen. Bei diesem Anblick stimmte Käthchen ein klangvolles silberhelles Lachen an, der Junge mufste ihrem Beispiel folgen und bald war es im Walde voll von fröhlichen, hallenden Tönen.

Zuweilen wurde es ringsum stille, nur der Wald rauschte und raunte, ein Windhauch strich durch die Blätter und es stöhnten die alten Äste der Tannen. Dann wurde es wieder still.

Jetzt konnte man deutlich das maſsvolle Picken des Spechtes vernehmen. Es klang wie ein Pochen an eine verborgene Tür und als sollte jeden Augenblick eine geheimnisvolle Waldstimme ertönen:

„Wer ist da?“

Über der grünen Blätterkuppel wölbte sich heiter und wolkenlos der unendliche Himmelsdom, grau am Rande, tiefblau am Zenith. Die Welt war vom Sonnenlicht überflutet und die Luft so durchsichtig und hell, daſs die entferntesten Gegenstände sich für das Auge in klaren, ungetrübten Konturen abzeichneten. Von den Himmelshöhen umfaſste der gütige Schöpfer mit seinem Auge die ganze Landschaft, auf den Feldern neigten sich vor ihm die Getreidehalme in goldigschimmernder Welle, die vollen Weizenähren zitterten und tönten gleich wie die kleinen Glöckchen. Von den Sümpfen her, wo die Erlen dunkel schimmerten, wehte es feucht und dunstig. Aber im Walde, zwischen den Föhren war es heiſs und still. Die ganze Landschaft schien eine Schläfrigkeit und Ermattung erfaſst zu haben. Die Blätter hingen reglos, wie vom Schlaf übermannt, an den Zweigen nieder.

Aber es war dies gleichsam ein Ausruhen von übergroſser Wonne, ein träumerisches Hinschmelzen der Natur. Nur die groſse blaue Himmelskuppel schien zu lächeln, und irgendwo hoch oben, in den unerforschlichen Tiefen des Azurs freute sich der groſse Gott an der Freude der Felder, der Wälder, der Wiesen und der Wässer.

Käthchen und ihr Knabe irrten noch immer im Walde umher und sammelten Kräuter und lachten und schwatzten fröhlich. Der schlichte Mensch gleicht dem Vogel, er singt, wo er nur singen kann. Hans sang also ein schlichtes, wehmütiges Liedchen.

Dann stimmte das Käthchen ein fröhliches Lied an, welches mit den Worten anhub: „Ein goldenes Ringlein will ich werden!“ Es ist dies ein tapferes Liedchen. Ein junges, standhaftes Mädchen streitet darin mit ihrem Geliebten und schildert, auf welche Weise sie ihm entschlüpfen wolle. Doch nützt kein Mittel wider ihn. Wenn sie verspricht, ein goldenes Ringlein zu werden und auf der grauen Strafse dahinzurollen, droht er, mit seinen scharfen Augen das Ringlein im grauen Sande aufzustöbern; wenn sie ein goldenes Fischlein in der Flut sein will, singt er ihr von einem seidenen Netze. Da endlich das arme Mädchen sieht, dafs es für sie auf Erden kein Versteck gibt, will sie ein Sternlein am Himmel werden, um den Menschen zu leuchten; aber der unentwegte Jüngling läfst sich nicht abschrecken, sondern versichert, er werde sich in der Kirche vor der Muttergottes höflich verneigen und eine Messe lesen lassen, worauf das Sternlein vom Himmel fallen müsse. Schliefslich ergibt sich das Mädchen in den Willen der Vorsehung und singt:

»Ich muss dein Liebchen sein,
Muss dir gehorchen fein!«

„Siehst Du, Käthchen?“ rief der Bursche.
„Was denn, Hänschen?“

Er sang:

»Du musst mein Liebchen sein,
Musst mir gehorchen fein!«

Das Käthchen schämte sich, lachte aber gleich auf und um abzulenken, sagte es:

„Nun habe ich genug der Kräuter gesammelt, wir wollen einen Kranz flechten.“

Sie setzte sich ins Moos neben einem grofsen Stein und fing an, einen Kranz zu winden, während der Bursche ihr behilflich war; der Hund legte sich vor ihnen hin, streckte die zottigen Tatzen weit aus und spähte ringsherum nach einem lebendigen Wesen, auf das er sich werfen könnte, um Lärm zu machen. Aber ringsum herrschte tiefe Stille. Die Sonne senkte sich, immer röter drangen ihre Strahlen durch das Laub und bedeckten den Boden mit goldenen Flecken. Im Walde hörte allmälig die Tagesarbeit auf, es verstummte das Pochen des Spechtes, schwarze und rote Ameisen kehrten nach ihren Heimstätten zurück. Die Vögel auf den Ästen begaben sich zur Ruhe. Nur zuweilen liefs eine gelbschnäbelige Amsel einen Pfiff vernehmen, oder streitende Krähen raschelten mit den Flügeln. Aber diese Laute wurden immer seltener und leiser. Allgemach hörte jedes Geräusch auf und nur das Säuseln der Bäume unterbrach die Stille. Die Haselnufsstaude reckte ihre Blätter empor, die Königin Eiche brummte leise oder eine Birke raschelte mit den Flechten. Schweigen allerwärts.

Jetzt wurde das Abendrot noch tiefer, am Ostrande wurde das Blau des Himmels ganz

dunkel, alle Waldlaute floſsen zu einem ein zigen leisen, aber feierlichen und ergreifenden Chor zusammen, der Wald sang sein Abendlied, bevor die Nacht kam und ihn mit ihren Armen umfing.

Zu solcher Stunde versenkt die Sonne ihr strahlendes Haupt in den fernen Ozean; der Ackersmann wendet die Pflugschar nach oben und eilt in die Hütte. Dann senkt sich die Dämmerung herab, im entlegenen Dorfe knarren die Brunnenschwengel, dann blitzen die Lichter in den Fenstern auf und von der Ferne her dringt Hundegebell.

Doch als Käthchen sich hinsetzte, um neben dem moosbedeckten Stein einen Kranz zu winden, war die Sonne über dem Walde noch nicht ganz erloschen, ihre Strahlen warfen auf das Antlitz des Mädchens einen vom Schatten der Blätter und der Zweiglein unterbrochenen Glanz, die Arbeit ging nicht rasch von statten denn Käthchen war ermüdet von der Hitze und von dem Herumlaufen im Walde. Ihre gebräunten Hände wanden immer langsamer das Kalmengeflecht. Der warme Windhauch küſste ihr Schläfen und Gesicht und das eintönige Rauschen der Bäume lullte sie ein. Ihre groſsen Augen glänzten wie schlaftrunken, ihre Lider sanken langsam herab, sie lehnte den Kopf gegen den Stein, öffnete noch einmal weit die Augen, wie ein Kind, welches mit Staunen in die liebe Welt blickt, dann fing alles an, sich vor ihren Augen wie mit einem Schleier zu verhüllen, und sie schlief lächelnd ein.

Ihre Hände hielten noch den unvollendeten Kranz; sie schlief leicht und sanft, und lächelte im Traume, wie ein Kind. Der Bursche wachte neben ihr; sein Herz war überfüllt von einem seltsamen Gefühl, es war ihm, als wüchsen seiner Seele Flügel und wollten ihn in die himmlischen Höhen emportragen. Er wuſste selber nicht, wie ihm war, und heftete nur die Augen auf den Himmel und saſs da, wie in Stein verwandelt.

Käthchen schlief noch lange und er saſs neben ihr. Mittlerweile wurde es immer dunkler. Die letzten purpurroten Lichter kämpften mit den Schatten. Im Innern des Waldes wurde es dämmerig und totenstill. Von dem Schilf am See und der Lichtung her drang schon das nächtliche Summen der Rohrdommel.

Plötzlich erscholl Glockengeläute im Kirchlein jenseits des Sees. Die Töne eilten über die ruhige Flut auf den Flügeln des abendlichen Windhauchs rein, klangvoll und laut daher. Der Bursche lüftete den Hut, das Mädchen erwachte, rieb sich den Schlaf aus den Augen und fragte:

„Man läutet?“

„Zum Angelus ...“

Beide knieten an dem moosbedeckten Stein, wie vor einem Altar hin. Käthchen sprach mit sanfter trauriger Stimme:

„Der Engel des Herrn verkündete der allerheiligsten Jungfrau Maria ...“

„Und sie empfing vom heiligen Geist ...“ antwortete der Bursche.

„Ich bin die Dienerin meines Herrn ...“

Sie lagen neben einander auf den Knien und beteten. Ein Wetterleuchten zuckte zwischen Osten und Westen auf und in diesem Lichte ging ein Schwarm von beflügelten Engeln zur Erde nieder und schwebte über den Köpfen der beiden Kinder, die selber den Engeln ähnlich waren, denn auf der ganzen Erde gab es keine reineren und schuldloseren Seelen, als sie.

DEN GÖTTERN ZUM OPFER.

EINE GESCHICHTE AUS DEN TUNGUSISCHEN BERGEN

VON WACLAW SIEROSZEWSKI.

Dort, wo der breite Fluſs, zwischen felsigen Schluchten hervordringend, sich in die weite Ebene ergieſst, in der Nähe des Ufers, mitten in einer grünen Wiese steht ein mit Schnitzereien verzierter Holzpfahl. Alljährlich versammeln sich hier die in den naheliegenden Bergen nomadisierenden Tungusen. Auf den Zügen vereinigen sie sich zu zahlreichen Karawanen, die malerische Gruppen bilden, bestehend aus Hunderten von Renntieren, zwischen denen zahlreiche Menschen sich hin und her drängen; so wälzen sich die frohen Haufen in das Tal, und der Lärm, den sie verursachen, übertönt das Rauschen der Fluten.

Rings, am Fuſse des Gebirges, flimmern im Halbkreise die Feldfeuer auf dem Hintergrunde der Abendschatten, ähnlich einem glänzenden Bande, durchsponnen von dem zarten Grün des Frühlings und dem grauschimmernden, durchsichtigen Gewebe der Stämme und Äste.

Es ist dies die angenehmste Jahreszeit in diesen Tälern; die Mücken und die anderen Insekten sind noch nicht erwacht, die Luft ist von einer wonnigen Kühle, alles ringsum blüht und entfaltet sich, nur auf den Gipfeln der Berge liegt der winterliche Schnee, vom Hauch der Wärme nicht berührt. Darüber wölbt sich der bleiche, durchsichtige Himmel, der sich nachts nicht verdunkelt, an dem keine Sterne erglänzen, sondern das ununterbrochene Morgenrot leuchtet, welches den untergehenden Tag mit dem kommenden verbindet.

Am Pfahl auf der Wiese versammelt sich das Volk, von den Ältesten geführt; die Häupter der Stämme treten zusammen, die Greise beraten über die allgemeinen Bedürfnisse, ziehen die Steuern ein und verteilen die Lasten.

Unterdessen belustigt sich die Jugend: Tänze werden aufgeführt, die Schönen werden umworben, Wettrennen werden veranstaltet. Lachen und Lärmen hallen durch das Tal, Beilhiebe ertönen und die Gesänge wecken das Echo der Berge. Die Erde erdröhnt unter den Klauen der trabenden Renntiere, durch die Luft schwirrt der Riemen der „Momoks", die man über die Geweihe der zum Schlachten bestimmten Tiere geworfen; gläserner und silberner Zierat tönt an der Brust der Frauen, die überall dort erscheinen, wo es Arbeit gibt, wo das Leben schäumt. Das war so seit unvordenklichen Zeiten.

In einem Jahre traf es sich jedoch anders.

Auch diesmal kamen, wie gewöhnlich, zahlreiche Menschen im Tal zusammen, aber ihre

Unterhaltungen übertönten nicht das Rauschen des Flusses, die Jugend tanzte nicht auf der Tenne, man sah keine galoppierenden Renntiere am Wettrennen, noch hörte man lachen und singen.

Die gemeinsamen Beratungen wollten auch nicht recht von statten: bei den einzelnen Zelten versammelten sich kleine Haufen. Ihre Gesichter waren traurig, ihre Blicke trübe, ihre Gespräche träge. Lachen und Scherz, bei den Tungusen so beliebt, erheiterten nur selten die Unterhaltung, über der es wie ein frostiger Hauch schwebte.

Aber sie gingen nicht auseinander, sie erwarteten ungeduldig die Ankunft des alten Seltitschan, ohne den sie die wichtigsten Angelegenheiten nicht zu behandeln wagten.

„Der Alte kommt nicht, kommt nicht, und . . . wird nicht kommen!“ brummte einer aus der Versammlung, die im Kreise um eines der Feldfeuer herum saſs. Es war dies ein Mann in den fünfziger Jahren, der nicht wie ein Tunguse aussah, beleibt, jakutisch gekleidet und nach Jakutenart mit einem Silbergürtel umgürtet, mit der hochmütigen Miene eines reichen Mannes, der seinen Wert zu schätzen weiſs.

„Wie sollte man sich beeilen, die Sterbenden zu besuchen . . .“ fügte einer hinzu, die Lippen blähend.

„Dem Schicksal entrinnt keiner,“ bemerkte düster ein Greis, der ihm gegenüber an der andern Seite des Feuers saſs; er war ärmlich gekleidet und hatte ein kupferbraunes, gefurchtes Gesicht.

„Das ist wahr," bestätigte ein Vierter. „Keiner geht, . . . man kann nicht entrinnen. Bin ich nicht geflohen? Habe ich mich nicht versteckt? Und was hab' ich daran gewonnen? Es ist ja bekannt . . ." — und voll Rührung begann er zum hundertstenmal vielleicht die Geschichte seines Unglücks zu erzählen, die man jedesmal mit gleicher Aufmerksamkeit anhörte:

„Als die Kunde von dem Unglück zu mir drang, befand ich mich auf den Anhöhen des Bur-Jangi und rüstete mich eben in die Täler niederzusteigen, aber ich säumte. Ich verschob es von Tag zu Tag. Lange hatte Gott Mitleid mit mir, und ich wurde hochmütig darauf . . . Bis ich in einer Nacht erschrocken, mit pochendem Herzen erwachte . . . Ich horche und was vernehme ich? . . . Etwas wie einen Schuſs, wie ein lautes Rufen. Ich strecke den Kopf unter der Decke hervor und höre wieder etwas wie ein Rauschen im Walde, wie ferne Schüsse. Die Hunde heulten und bellten, als hätten sie einen Bären erblickt. Ich trete aus meinem Zelte, der Mond leuchtet und hinten im Tal schreitet ein riesengroſser Schatten an den Anhöhen vorbei nach dem Walde. Die Hunde stürzten zu meinen Füſsen und ich bedeckte die Augen mit der Hand, da ich nicht hinschauen konnte. Mein Herz flatterte wie ein erschreckter Vogel und die Beine wurden mir starr gelähmt."

„Ach!" lieſsen die Hörer einen allgemeinen Seufzer vernehmen.

„Und was war geschehen? Hundert Renntiere waren auf einmal gefallen. Ohne den Tag

abzuwarten, brachen wir auf. Wir flohen, nirgends Halt machend, und unsere Herden wurden immer kleiner. Ich teilte sie in drei Teile und schickte einen jeden nach einer andern Richtung. Nach einigen Tagen kehrte der Sohn, und bald darauf die Tochter zu mir zurück, beide mit leeren Händen. Ich beschloſs, an das Ende der Welt zu fliehen, wohin niemand kommt. Aber gibt es denn irgendwo in der Welt einen Ort, wo noch niemand vordem gewesen? Von den zu Grunde gegangenen Tieren nahm ich nichts, nicht einmal die Halfter. Alles lieſs ich zurück . . . Und als das Tier fiel, welches an der Spitze der Herden marschierte, nahm ich ihm von der Stirn nicht einmal die bunte Binde, welche ich von meinen Altvordern ererbt hatte."

„Ach . . ."

„Die Weiber begossen sich mit Tränen," fuhr er fort, von der Teilnahme der Genossen angefeuert. „Aber die russischen Kaufleute sagen so: nimm nichts, Brüderchen, von allem, was „Seinen" Opfern gehört, „Er" wird überall sein Eigentum herausfinden und es sich holen. Ich gehorchte, lieſs alles stehen und entfloh. Ich kam auf meiner Flucht so weit, daſs ich selber erschrak . . . Vielleicht war dort vor mir noch niemand. Nirgends ein Baum, nicht einmal ein Strauch — nur lauter Steine, Schnee überall und Sturm. Ein Zelt konnte nicht aufgeschlagen werden, da es keine Stangen gab, und jemanden in den Wald weit weg zu schicken, fürchtete ich mich. Wir gruben eine Höhle im Schnee unter dem Abhang eines Felsens und lagerten uns dort. Es war

uns gut, die Freude fing an wieder in unsere Herzen einzukehren, denn die Pest liefs nach. Ein Tag und ein zweiter verging und kein Renntier erkrankte. Wir warteten stumm, was kommen würde. Wir vermieden es, nicht nur von Ihm zu sprechen, sondern auch nur an Ihn zu denken, wir dachten, vielleicht wird Er uns auch vergessen. Wir liefsen die Tiere nicht aus den Augen und gingen nur, wohin sie uns führten, übernachteten, wie die Tschuktschen mitten zwischen den Herden. So verstrich uns einige Zeit. Meine Frau fing an schon wieder zu lächeln, ich selber dachte, dafs schon wieder alles gut werde, dafs sich mit der Zeit der Besitz wieder vermehren würde, als ich einmal wieder in der Nacht, von Unruhe gequält, erwachte. Der Mond leuchtete, wie damals, und überall war es hell und still. Die Tiere schlummerten auf dem Schnee, zu einem Haufen zusammengedrängt; nur dort, weit in der Luft hing ein grofser Schatten, der nicht von den Felsen kam, sondern ganz abgesondert war . . .“

„Ach! . . .“

„Behutsam kroch ich vom Lager herunter, und ohne mich anzukleiden, schlich ich mich verstohlen an Ihn heran. Er bemerkte mich nicht, Er stand auf den Felsen und betrachtete mein Besitztum. Aber als ich in der Eile Geräusch verursachte, wandte Er sich nach mir um und heftete seine brennenden Augen auf mich. Ich feuerte eine Kugel ab . . . Was dann geschah, weifs ich nicht. Hat Er mir einen Schlag versetzt? Oder hat Er mich mit seinem Atem angehaucht? Etwas wie ein Sturm raste

über unsern Köpfen dahin, und als ich wieder zu mir kam, hatte ich kein einziges Renntier mehr. Tumara war ein armer Mann . . .“

Der Erzähler schwieg, machte eine resignierte Handbewegung, dann raffte er sich auf, und mit gesenktem Haupt, den Ausdruck tiefsten Schmerzes im Gesichte, stand er da.

Die Jüngeren unter den Versammelten erhoben sich ebenfalls. Nur die Alten rührten sich nicht von der Stelle, sie hefteten die Blicke auf den Erzähler und erwarteten die Fortsetzung.

„Nun, was weiter?“

Tumara erhob das Haupt und öffnete die Lippen, aber in dem Moment, als sein Blick über den Kreis der Versammelten hinaus in die Ferne schweifte, malte sich auf seinem Gesichte der Ausdruck des Staunens, seine Lippen erbebten und Tränen rollten aus seinen Augen. Alle folgten mit den Augen der Richtung seines Blickes.

In einiger Entfernung stand ein weifshaariger Tunguse in der altertümlichen Nationaltracht, gestützt an den Rücken eines Renntieres, das so weifs war wie Milch. Hinter ihm stand ein junger Bursche, an Gesicht und Kleidung dem Vater ähnlich, und hielt die Zügel eines zum Reiten abgerichteten Renntieres.

„Seltitschan!“ schrien alle, „bist Du endlich da, unser Vater, Du! Und wir dachten schon, dafs Du uns verlassen hast, da wir dem Untergang geweiht sind. Was gibt es Neues? Was hast Du dort gehört und gesehen, hinter den Bergen? Wie geht es dem Volke Memels? Leben sie noch? Oder liegen sie gleich uns in

den letzten Atemzügen? Und was gedenkst Du, o Herr, zu unternehmen? Kommst Du allein oder mit Deinem ganzen Volke? Kommst Du aus den Bergen? Wirst Du an das Ufer des Meeres gehen?“ mit diesen Fragen bestürmte man die Ankömmlinge.

Seltitschan reichte dem Sohne die Zügel, trat in die Mitte des Kreises, grüfste einen jeden mit einem Händedruck; dann setzte er sich neben den jakutisch gekleideten Kniaz,*) der ihm eilig Platz machte; hierauf holte er eine kleine chinesische Pfeife hervor, die er langsam mit Tabak vollstopfte.

Schweigend nahm die Versammlung wieder die Plätze im Kreise um das Feldfeuer ein.

„Zwei Monate schon ist es her, seit diese Pest über die Berge drang,“ begann der Alte mit ruhiger, ernster Stimme. „Erschrocken zerstob das Volk Memels, zog an das Ufer des Meeres, aber auf anderen Wegen, um die Wohnsitze der Seuche zu umgehen. Erwartet sie hier nicht. Meine Karawane wird gegen Abend hier antreffen.“

„Ach, Seltitschan, wer könnte zweifeln, dafs Du kommen würdest? Du bist klug und kühn; Du fürchtest Dich vor nichts, das wissen wir,“ rief der Kniaz, indem er die Hand nach der dampfenden Pfeife des Nachbars ausstreckte. Über das Gesicht des Greises huschte ein Schatten.

„Keiner entrinnt seinem Schicksal,“ erwiderte er kühl.

*) Fürst, das Haupt der tungusischen Gemeinde.

„Aber Du bist ja zum Glück geboren, Seltitschan, Dich liebt Gott ... Ist dem etwa nicht so? Ist etwa bei Dir auch nur ein Böcklein gefallen, während rings ganze Herden weggerafft werden?“

Wieder umwölkte sich das Antlitz des Greises.

„Gott liebt Dich, Seltitschan!“ wiederholte seufzend der Kniaz.

„Er liebt mich, weil ich die alten Sitten beobachte. An meinem Besitztum haftet keine menschliche Träne, mir haben es die Berge, Felsen, Wälder und Flüsse gegeben,“ versetzte der Greis trocken.

„Das ist wahr! Und Deine Hand war mildtätig,“ bemerkten die Anwesenden. „In den Tagen des Unglücks hast Du Dein Volk beschirmt, hast Du Dein Gut mit ihm geteilt.“

„Und wer kann leichter helfen, als Du?“ sagte der Kniaz. „Was kann ich zum Beispiel geben? Ich habe nur Waren und Schulden. Soll ich die Schulden in diesen schweren Zeiten unter das Volk verteilen? Gut, ich habe nichts dagegen ... ich bin ja auch ein Tunguse. Aber was wird einer von meinen stinkenden Schulden haben? Schulden erzeugen keine Renntiere,“ schloſs er lachend.

„Das ist wahr, ohne Dich müssen wir alle zu Grunde gehen, Seltitschan. Wer kann uns was geben? Wer besitzt so zahlreiche Herden wie Du? Wer hat ein solches Herz wie Du? Wessen Geschlecht ist so angesehen und reich? Wessen Söhne sind so flinke Schützen und geschickte Jäger wie die deinigen? Wessen Töchter fesseln so die Blicke unserer Jugend wie die deinigen? Bist Du nicht der Allererste

unter uns? Wer hat niemals gelitten, niemals Furcht empfunden, niemals gelogen noch betrogen, wie wir, die wir uns leicht vor dem Schicksal fügen? Du, Seltitschan! Und wohin sollen wir uns wenden, wenn Du Dich unser nicht erbarmen willst?" riefen sie von allen Seiten.

„Gott ist mein Zeuge, dafs ich mit Euch redlich teilen will. Deswegen bin ich ja hergekommen," antwortete gerührt der Greis.

„Tumara! Tumara!" rief der Kniaz und suchte mit den Augen den Erzähler. „Führe Deine Geschichte zu Ende. Du wirst sehen, Seltitschan, was weiter kommen wird."

Wiederum herrschte Stille. Tumara, der in der ersten Reihe safs, glättete sein rechtes Ohr mit der rechten Hand, schwieg eine Weile und begann zu erzählen:

„Ihr wisset schon, dafs, nachdem wir die Herden verloren, wir unsere Sachen und unsere Kinder auf die Schultern nahmen und in die Täler zurückkehrten. Das verweste Fleisch machte unsere Kinder krank und sie starben rasch. Wir selbst wurden von dieser Nahrung krank. Aber was kann zu solcher Zeit ein Jäger in der Wüste finden ..."

„Das ist wahr!"

„Bald fehlte es uns ganz an Nahrung. Wir hatten alle unsere Vorräte verzehrt — sogar die Ledersäcke, die alten Riemen und verfetteten Schürzen der Weiber. Nichts war geblieben, was nur einen Geschmack hatte. Wir Tungusen kennen ja den Hunger. Und Tumara war ja nicht der letzte unter denen, die ihm die Stirn zu bieten gewohnt waren."

„Gewifs," bestätigten alle.

„Inzwischen geschah folgendes . . . Wir waren ehemals zahlreich gewesen und es waren unser nur vier geblieben, ich, mein Weib, mein Sohn und meine Tochter. Wir gingen in einem fort, da wir uns nach dem Anblick eines menschlichen Gesichtes sehnten . . . An allen bekannten Orten machten wir Halt, kehrten bei allen Lagerstätten ein, aber überall fanden wir nur die kalte Asche der ausgebrannten Feldfeuer . . . Gepeitscht von der Gefahr, waren die Menschen geflohen. Auf unserer Wanderung entfernten wir uns immer mehr von ihnen. Und wenn wir, von den Bergen niedersteigend, die Zeltstangen bemerkten, die nicht von Tierhäuten bedeckt waren, verliefsen uns unsere Kräfte . . . Aber wir gingen trotzdem weiter und hörten nicht auf, zu suchen. Denn es fällt dem Menschen nicht so leicht, auf das Leben zu vezichten und im Schnee zu sterben, ohne Kunde von sich gegeben zu haben. Wir wühlten im Schutt, kehrten die feuchte Asche der erkalteten Feldfeuer von unterst zu oberst, immer nach Überresten von Speisen suchend, und durch das Abnagen der Knochen, welche die Hunde zurückgelassen hatten, schürten wir unsern Hunger noch mehr. Es kam so weit, dafs wir nicht ohne Zittern auf die eigenen Kinder blicken konnten, mit ihrer Körperfülle und ihrem warmen Blut. „Tumara," sagte mein Weib, „um die Eltern zu retten, möge die Tochter sterben." Es tat uns leid um das Kind. Sie sah uns an, ohne etwas zu verstehen. „Tala," sagte ihre Mutter, „es ist ein alter

Brauch, dafs, wenn das Geschlecht untergeht, die Tochter sich zuerst dem Tode weiht. . . .“

„Das ist richtig!“ bestätigten die Zuhörer.

„Geh, Tala, wasche Dich im Schnee und blicke zum letztenmale auf Gottes Welt . . .“ Das Mädchen verstand und wollte fliehen, aber man hielt sie zurück. Sie weinte nur und bat: „Wartet noch bis zum Abend, vielleicht sendet uns Gott etwas . . . ich will leben . . . ich fürchte mich . . .“ Wir warteten und lugten aus. Das Mädchen verliefs jeden Augenblick das Zelt, verhüllte die Augen mit der Hand und blickte nach dem Wald hinüber, ihr folgte die Mutter auf jedem Schritt und hielt das Messer im Ärmel versteckt. Es begann zu dämmern. Das Mädchen ging öfter hinaus und verweilte immer länger auf der Schwelle, und ich lag im Schatten und wartete, was da kommen würde. Plötzlich vernahm ich draufsen ein Geschrei. . . . In mir erstarb das Herz. Mein Weib tritt mit dem Messer in der Hand herein und wankt, wie eine Trunkene . . . „Tot?“ . . . „Nein, Gott hat sich erbarmt,“ spricht sie, „ein Wild kommt vom Walde her, zwei Schufsweiten von hier entfernt.“ Ich sprang auf und lief mit meinem Sohne hinaus. Hinter dem Zelt safs das Mädchen mit ausgestreckten Armen, und unfern, beim Wald stand das Tier . . .“

„Das Tier stand!“ wiederholten die Zuhörer.

„Ist es einem Jäger schwer, ein weidendes Tier zu töten? Aber meine Glieder waren ausgetrocknet vom Hunger und während ich mich an die Beute heran schlich, konnte ich kaum die Waffe in den Händen halten. Als das Wild,

von der Kugel getroffen, ins Gebüsch flüchtete, stürzten wir ihm wie die Wölfe nach . . . So hatte uns Gott geholfen, wir blieben am Leben, um morgen von neuem zu sterben."

Tumara schwieg, senkte das Haupt und streichelte wieder mit der rechten Hand sein rechtes Ohr. Die Anwesenden schwiegen ebenfalls. In dieser Minute angestrengter Aufmerksamkeit vermeinten sie das Geplätscher jeder einzelnen Welle am Fluſs zu vernehmen, das Rascheln jedes Zweigleins im Walde, das der Wind schaukelte. Plötzlich erhob sich mitten in diesem eintönigen Rauschen ein eigenartiger Lärm; sofort erheiterten sich alle Gesichter und alle Augen wendeten sich nach der Richtung, woher er kam.

Seltitschans Sohn, der junge Miore, neigte sich zum Vater herab und flüsterte:

„Vater, die Unseren kommen!"

„Ja, sie kommen."

In der Tat nahte die Karawane.

Die Alten behielten ihre Plätze, aber die Jungen traten einer nach dem andern aus dem Kreis und sammelten sich am Rande des Gebüsches, von wo aus man die ganze Abteilung besser übersehen konnte, während sie aus den felsigen Krümmungen des Tals auftauchte.

An der Spitze saſs ein junges Mädchen rittlings auf einem dunkelgrauen Renntier. Ihre reich mit Silber verzierte Tracht lieſs erraten, daſs sie in der Familie geliebt und verzärtelt war. In der Hand schwang sie einen palmenartigen Speer, um das aufgelöste Haar wand sich eine mit bunten Perlen bestickte Binde. Im Fahren hieb sie die Zweiglein und die Knorren ab,

an denen das Gepäck oder die Kleider der nach ihr Folgenden sich festhaken könnten. Wenn sie ihre Waffe erhob, glänzten die Sonnenstrahlen wie kleine Flämmchen an der Schneide des Speeres, der eine Sekunde lang wie ein Irrlicht über ihrem Kopfe schwebte, dann glitt er an der von Silberstickereien triefenden Schürze hinunter, um, von geschickter Hand geschleudert, im üppigen Grün des Rasens zu verschwinden.

„Choka!... Chogaj!“ brachte die entzückte Jugend Begrüßungsrufe aus.

Zwei schwarze Hunde begleiteten das Mädchen; bald liefen sie voraus, bald kehrten sie zurück, besahen und beschnüffelten alles, ohne das Geringste zu vernachlässigen. Hinter der Reiterin folgten beladene Renntiere. Einzelne trugen auf ihren Rücken alte und junge Frauen, Kinder und Säuglinge; diese letzteren waren hoch oben auf dem Gepäck, in Säcken eingenäht, fest, beleibt, unbeweglich, kleinen Hausgöttern ähnlich.

Die Karawane schlossen zwei bewaffnete Jäger, die, von zahlreichen Hunden begleitet, eine Herde nicht beladener Tiere, darunter Hirschkühe mit ihren Böcklein, vor sich hintrieben.

Der Lärm, das Stampfen und Dröhnen, das besorgte Gebrüll der Kühe, die ihre im Getümmel verlorenen Jungen suchten, das Geklingel der Schellen, das Knattern der Klöpfel an dem Halse der voranmarschierenden Tiere, das Geschrei der Menschen, die einander zuriefen oder die Herde ordneten, dieses ganze rauschende, lebendige Treiben erfüllte mit lau-

tem Echo das Tal und floſs in den Ohren der Anwesenden zu einem einzigen wohlbekannten Lied von dem Wohlstand und dem Glück dieses freien, ungebundenen Nomadenlebens zusammen.

Den Zuschauern brannten die Augen, und ohnmächtig, den Ausbruch ihrer Gefühle hintanzuhalten, fingen sie an, ihren Eindrücken lauten Ausdruck zu geben, während die Szenen und Gesichter wie flinke Schatten an ihnen vorbeihuschten.

„Da, seht, die alte Nioren!“

„Noch immer ein prächtiges Weib, die Alte!“

„So waren einst alle Tungusinnen.“

„So wird erzählt ...“

„Seht, wie geschickt sie das Renntier lenkt.“

„Groſse Sachen! Man sagt, daſs sie unlängst dem Seltitschan einen Sohn geschenkt ... das ist mehr.“

„Das ist nichts besonderes. Das Weib des Majantilan ist älter und hat auch geboren ...“

„Still, da ist Sala, die Schwiegertochter des Alten, von der die Lieder singen.“

„Das ist sie auch wert.“

„Redet nur, redet, wenn der Miore es hört, wird er Euch ...“

„Ach, was kann er machen; wir fürchten ihn nicht.“

„Seht, seht! Laubzal! Der fliegt herunter.“

„Freilich. Das Tier ist wild. Wozu hat man den Kleinen dort hinaufgesetzt?“

„Ein kühner Bursche. An dem wird der Alte einmal seine Freude haben.“

„Und Tschun-Me?“

„Hm, Tschun-Me, Tschun-Me...“ seufzten einige und ihre Augen suchten das Mädchen mit dem blitzenden Stahl über dem Haupt.

„Man sagt, daſs der Kniaz sie für seinen Sohn zur Frau begehrt.“

„Aber, der Alte wird ihm seine Lieblingstochter nicht geben, nein, das ist umsonst...“

Als Seltitschans ältester Sohn vorbeiritt, ein berühmter Jäger, bekannt unter dem Namen „Abglanz der Gletscher“, beobachteten alle ein ehrfurchtsvolles Stillschweigen.

Bald verschwand im Gebüsch das letzte Renntier der Karawane und die geteilten Zweige im Walde schloſsen sich wieder; Seltitschan erhob sich, nickte den Genossen leicht zu und entfernte sich. Das bedeutete, daſs sie alle bei ihm erwartet wurden.

Abends waren rings um das aufgeschlagene Zelt des Alten viele Menschen versammelt. Fast alle, die sich augenblicklich im Tal aufhielten, waren gekommen. Der Gastgeber lieſs einige Renntiere schlachten und bewirtete seine Gäste. Als sie nach so langem Fasten sich mit Fleisch und Fett satt gegessen hatten, gewann ihr echt tungusischer Leichtsinn die Oberhand, sie vergaſsen alle vergangenen Leiden und fingen ihre Tänze und lustigen Gesänge an.

Chugaj—chegij! Chegij—chyjra!

Chorga—tschooo—o—tschaj!

Die alten saſsen beim Feuer, sahen der Unterhaltung zu, nickten mit den Köpfen im Takt und wiederholten:

Chugaj—chegij! Chegij—chyjra!

„Wie denkst Du, Oltungaba, vielleicht wird Gott die strafende Hand zurückziehen und der

Freude gestatten, bei uns wieder einzukehren?“ fragte Seltitschan einen der Gäste, dessen vielgefurchtes Antlitz braun war wie Kupfer.

„Unser Leben, Seltitschan, ist wie ein Schatten, der auf das Wasser fällt,“ versetzte Oltungaba nachsinnend.

* * *

Am nächsten Morgen erwachten die Talbewohner in sehr feierlicher Stimmung. Der Tag sollte reich an Ereignissen werden. Das Wetter war herrlich, der Himmel rein und blau, kein Wölkchen war zu sehen.

Die Versammelten nahmen ihre Plätze ein, die Ältesten und die vornehmen Geschlechtshäupter in den vordersten, die Jüngeren in den hinteren Reihen; die Weiber und die Kinder blieben aufserhalb des Kreises. Oltungaba, vielfachem Drängen gehorchend, trat in die Mitte des Kreises, verneigte sich und sprach:

„Also, ohne Rücksicht auf mein Alter, verlanget Ihr? . . .“

„An wen sollen wir uns denn sonst wenden?“

„Es gibt jüngere, mächtige Wahrsager.“

„O, Oltungaba, wer von uns würde es wagen, in Deiner Gegenwart wahrzusagen?“ rief man von vielen Seiten.

Der Alte musterte schweigend die Versammlung.

„Du zögerst . . . für manchen von uns ist vielleicht heute der letzte Tag gekommen.“

„Ich denke nicht an mich, sondern rufe die alten Sitten ins Gedächtnis zurück . . . Was

kann Euch meine Zunge verraten?... Die schwere Zeit braucht einen starken Mann... Wozu unnötig die Gefahr wecken? Wenn sich kein Tapferer findet, muſs ich selber sterben!..."

„Wir alle sind zum Tode bereit, wenn es sein muſs, Du meinst es doch gut mit uns, Oltungaba! Wir sind entschlossen."

„So mag es nun kommen," willigte endlich der Wahrsager ein, nach einer kurzen Weile der Überlegung.

Zwei der bedeutendsten Zauberer reichten ihm einen Zauberkaftan mit langer Franse und vielen metallenen Schellen und Wahrzeichen. Dann lösten sie das graue Haar des Alten auf und setzten ihm eine gehörnte Eisenkrone aufs Haupt. Ein ältlicher Mann, der dem Wahrsager als Gehilfe diente, trocknete inzwischen die Pauke am Feuer. Als sie hinreichend getrocknet und angespannt war, prüfte er ihre Elasticität mit dem Klöppel; der düstere, wohlbekannte Ton weckte das Echo des Tales und brachte die Unterhaltung zum Schweigen. In der Mitte des Kreises wurde ein weiſses Renntierfell ausgebreitet, mit dem Kopf nach dem Süden gewendet. Der Alte setzte sich darauf, entzündete seine Pfeife, und indem er den Rauch verschluckte, trank er Wasser darauf. Den Rest des Wassers spritzte er nach allen vier Weltgegenden, dann wandte er das Gesicht der Sonne zu und verfiel in vollständige Reglosigkeit. Lange saſs er so mit gesenktem Haupt, während ihm das aufgelöste Haar über das Gesicht fiel, die Augen unverwandt auf die blendend weiſsen Bergesgipfel gerichtet.

Endlich schüttelte ein leichter Schauer seinen Körper, ein Schluchzer drang aus seiner Brust. Schauer und Schluchzer steigerten sich immer mehr, bis sie in unaufhörliche Konvulsionen übergingen, die teils gemacht, teils wirklich waren. Die Umstehenden weinten.

Dicht neben dem Zauberer erschien auf dem Boden ein schwarzer, flüchtiger Schatten, und oben in der Luft schwebte ein Adler. Ein durchdringender Schrei ertönte. Die Menge neigte sich wie ein vom Winde gepeitschtes Ährenfeld.

Wer hatte den Schrei ausgestoßen? Der Adler, oder der Zauberer? Niemand vermochte es zu sagen.

„Schlimm! sehr schlimm!“ murmelte man.

Die Trommel wurde gerührt, ein kräftiges, düsteres Grollen erbrauste einige Male wie ein Donner... Der Adler flog davon.

Wiederum herrschte Stille, nur von dem undeutlichen Brummen des Zauberers unterbrochen. Bald begannen gleichsam aus dem entfernten Walde, aus den verfallenen Bergesschluchten her einzelne Töne zu dringen, die sich zu einem harmonischen Summen vereinigten, ähnlich dem Surren eines Bienenschwarmes oder dem Zwitschern der Vögel, die einander Zeichen geben. Das war Oltungaba, der die Glöcklein rührte. Das Geräusch wurde immer stärker, schien näher zu kommen, bis es zum Geplätscher eines strömenden Regens, zum Brausen eines Wasserfalls wurde; dazwischen ertönten immer häufiger dumpfe, schmerzliche Seufzer. Plötzlich wurde die Trommel in die Höhe gehoben. Heftig schüttelte

sie der Träger und ergoſs über sie einen Hage von Schlägen, so daſs sie aufbrüllte, wie ein Rudel von Raubtieren angesichts der Beute. Dann wurde sie plötzlich von flinker Hand auf ein weiches Fell geworfen und verstummte, obgleich sie zu beben nicht aufhörte.

„O, Goloron!...“ ächzte der Zauberer und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Wiederum war es still, nur das Schluchzen und Murmeln des Zaubermeisters war zu vernehmen. Oben in den Lüften schwebten nachgemachte Rufe von Adlern, Habichten, Krähen und Kibitzen, die über den Häuptern der Versammelten zu kreisen schienen, und die geheimnisvollen Beschwörungen des Zaubermeisters mit ihrem Krächzen unterbrechend, gleichsam von dem Anblick einer grauenhaften überirdischen Erscheinung bezwungen, hineilten, um ihren in den Höhen weilenden Gebietern die Kunde davon zu überbringen.

Immer deutlicher tönten die Worte der Beschwörung, immer verständlicher, bis von den Lippen des Zaubermeisters der erste Vers der Hymne erscholl:

„Höret Ihr des Meeres Rauschen?...“

„O, ja!“ erwiderte der den Beschwörer begleitende Knabe.

„Ich, der ich der erste bin unter den Geschöpfen.“

„So ist es!“

„Unter den Erwählten an erster Stelle stehe...“

„In Wahrheit!“

„Mögen sie erscheinen, die da sangen wie die Sonne...“

„Mögen sie erscheinen!“

„Er selbst einer Wolke ähnlich... eine Feuerkrähe fliegt ihm voran..."

„Ich dein Sohn, ein Nichtiger, der im Staube wandelt, flehe dich an..."

„Flehe dich an..."

„Hilf dem schwachen Herzen auf diesem schweren Wege..."

„O hilf!"

„Die Trommel ist meine Wärterin, der Wind — meine Flügel..."

„Das ist wahr!" bestätigte der Knabe.

„Zu euch streb' ich hin, umgeben von einem Kranz der Beflügelten und der Unruhigen..."

„Der Beflügelten und der Unruhigen..."

„Ihre Krallen sind gespreizt, ihre Rachen geöffnet..."

„Und die Berge ächzen und es bebt das Innere der Erde..."

„Aber ich schreite immer vorwärts, schüchtern, aber unaufhaltsam..."

„In der Tat!" beteuerte der Knabe.

„O, mein Beschirmer, mein Herr! ich rufe dich an!"

„Ich bin einer aus dem Volke der Leidenden..."

„So!"

„O, Mächtiger, hilf! O, Zürnender, rette! O, Schrecklicher, erbarme dich!"

„Wir flehen zu dir!" fiel der Knabe ein!

„Wenn ich irre, laſs mich nicht auf Irrwegen untergehen..."

„Laſs nicht!"

„Rette den Verirrten! Erlöse mich!"

„Wir gehen!" schloſs der Knabe.

Der Alte hatte sich erhoben, wurde immer lebhafter und fing an zu tanzen.

Der Tanz stellte einen Marsch vor. Der Zaubermeister beschrieb mimisch die angetroffenen Hindernisse und schilderte durch Gesten ihre Überwindung. Der Lehrling folgte ihm auf dem Fuſs, während er alle seine Bewegungen nachmachte und ihn von Zeit zu Zeit stützte. So gelangten sie ans Ziel. Feierlich, ruhig erhob der Meister seine schweigende Trommel zum Himmel und stimmte einen Gesang an.

„Du, Etigar, einer Schlange vergleichbar, die in unterirdischen Höhlen wohnt, der du die Lüfte beherrschest, die Krankheiten und den Tod selber . . .“

„O, Etigar! . . .“

„Und du, Iniani, einem Menschen vergleichbar, mit riesigen Flügeln, der du die Herden vom Untergang bewahrst . . .“

„Iniani!“

„Und du, Arkunda, mit der Kraft zum Wahrsagen ausgestattet . . .“

„Und du, Nomandaj, dessen fürchterlicher Schrei die Herzen in Eis verwandelt“ . . .

„Und du, Lawadabaki! dessen Federn aus Eisen geschmiedet sind . . .“

„Und du, den wir nur an seinem Schatten erkennen . . .“

„Ich frage euch, was fordert ihr von uns, und was ist die Ursache eures Zornes?“

„Gebietet euren Dienern Halt, wendet eure Verfolgung ab! Sehet ihr denn nicht, daſs wir untergehen, und wenn wir nicht mehr sind, wer wird euch Opfer darbringen?“

„Zu euch gehe ich, in ein langes Gewand eingehüllt, wehrlos! Die Jahre haben meinen Rücken gekrümmt, die weit geöffneten Augen sehen nichts mehr.“

„O, das ist wahr!“ nahm der Lehrling auf, der inzwischen geschwiegen hatte, da er es nicht wagte, alle die fürchterlichen Beschwörungen zu wiederholen.

„Wir wandern hin und her, von Meer zu Meer.“

„In der Tat!“ murmelte der Lehrling schüchtern.

„Ihr liebet schwarze Renntiere oder bunte Renntiere. Sollen sie euch schon zu gefallen aufgehört haben?“

„Ha, ha, ha! Ihr tanzet und im Tanze habt ihr unser vergessen, ihr freuet euch, und in der Freude habt ihr uns übergangen.“

„Fordert ihr vielleicht kostbares Pelzwerk, Glasverzierungen, bunte Kleider, süfses Gebäck, Branntwein?“

„Wie das schmeckt!“ bemerkte der Lehrling mit den Lippen schmatzend.

„Narr,“ erwiderte der Meister, „was bedeutet es für die Mächtigen, auch wenn sie alles nehmen wollten?“

„Wählet aus unserer Mitte ein Mädchen, die keinen Mann gekannt, wir werden sie kennzeichnen und kein Jüngling soll sie je berühren.“

Schweigen.

„O, feuriger Goloron, schwebe dahin über mein Haupt und gib mir Kunde!“

Schweigen.

Oltungaba rührte die Trommel und inmitten des Grollens der donnerähnlichen Schläge

ließen sich abgebrochene, wie aus der Ferne kommende Worte vernehmen.

„Das Überflüssige wirft man vor die Hunde! Das Volk möge sich demütigen, der Mensch Gehorsam lernen. Sonst werden sie dahinschwinden, wie der Tau des Morgens."

„Ach! Was können wir bieten, da wir selber nichts besitzen!" warf der Lehrling ein.

„Ich will Euch also sagen, wie es in alten Zeiten zu sein pflegte: der Stolzeste, der Reichste unter Euch, der, dessen Söhne dem schwebenden Pfeil gleichen, dessen Töchter in Schönheit strahlen, den alle lieben, dessen Gedanken gütig, dessen Rat weise ist, dessen Herz tapfer, dessen Hand freigebig, dessen Seele wohlwollend ist. Wir wollen uns an dem Kummer und dem Entsetzen, an der Blässe des Angesichts, an den Tränen der Scheidung weiden!

Oltungaba schwieg und ließ die Trommel sinken.

„Nein!" stieß er hervor nach einer Weile des Nachsinnens, „den Namen sag' ich nicht. Man könnte meinen, Oltungaba sei neidisch. Und ich, wozu brauch' ich Menschenblut? Der Tambour bedarf nur der Pauke, sonst nichts. Ich hab' alles gesagt."

Die übrigen Ceremonien machte er kurz ab, dann nahm er düster und erschöpft seinen frühern Platz wieder ein. Man reichte ihm und den andern vornehmeren Gästen Tee, für die übrigen wurden Renntiere geschlachtet, und die Kessel übers Feuer gestellt. All dies ging vor sich unter lauter Heiterkeit und ungebundenem Treiben, wie es bei solchen Anlässen in tungusischen Lagern zu herrschen pflegt.

Die ältern Leute jedoch unterhielten sich mit grofser Zurückhaltung, indem sie die Stimmen zu einem Flüstern herabdämpften. Gegenüber der Familie Seltitschans legten sie eine besondere Höflickeit an den Tag und dem Blicke des Gastgebers selber suchten sie so viel als möglich auszuweichen.

Seltitschan tat, als ob nichts vorgefallen wäre, und blieb ruhig und höflich wie immer; er versuchte sogar ein Gespräch mit Oltungaba anzuknüpfen, aber der Tambourmeister verharrte in düsterm Schweigen. Der Alte begann nun mit lauter Stimme zu erzählen, wie man dieses Jahr zwischen den Bergen verlebt hatte. Er gab viele Jägeranekdoten zum besten, die er mit solchem Humor und Witz vortrug, dafs er bald lauter heitere und lachende Gesichter um sich sah.

Nur Miore, sein Lieblingssohn, stand hinter dem Vater und betrachtete düster die Umstehenden.

Allmählich gewann die vor einem Essen übliche Stimmung die Oberhand.

Und als man aus den Kesseln die duftigen Fleischstücke hervorzog, hatten schon alle der Trauer vergessen. Für eine Weile umwölkte sich Seltitschans Antlitz, den seine Zuhörer verlassen hatten, und Miore, mit den Augen die Bewegungen des Vaters begleitend, wurde noch ernster.

„Wie ich merke, hättet Ihr nicht übel Lust, meinen Alten aufzuessen," stiefs der Junge, unfähig, länger an sich zu halten, hervor, als Oltungaba an ihm vorbeiging.

Dieser maſs ihn mit erstauntem und zornigem Blick.

„Du bist jung und unerfahren!“

„Mag sein, aber daraus wird nichts,“ erwiderte der Jäger, schüttelte den Kopf und trat beiseite.

Dieses kurze Gespräch entgieng nicht der Aufmerksamkeit der andern und rief verschiedene heimliche Bemerkungen hervor.

Gegen das Ende des Mahls gewann Seltitschan seine gewöhnliche Höflichkeit wieder, wie sie einem Häuptlinge geziemt, der die Genossen bewirtet und nicht geizig ist.

Aber als er wieder im Zelte war, verbarg er seinen Kummer nicht; sorgenvoll saſs er vor dem Feuer, ohne auf etwas in seiner Umgebung zu achten. Er bemerkte sogar nicht, daſs die Frau das Abendessen vor ihn hinstellte.

„Iſs, Seltitschan! Sei nicht traurig, Du bist unser Herr und wir sind Deine treuen Knechte,“ sagte sie, indem sie ihn beim Arm stieſs.

Der Alte musterte fragend die versammelte Familie, die ihm liebend ins Angesicht blickte, dann lächelte er. Er aſs viel und mit Appetit, denn nach der Weltanschauung der Tungusen gibt es nichts in der Welt, was im stande wäre, einer fetten Renntierkeule ihre Schmackhaftigkeit zu nehmen.

Am nächsten Morgen erhob er sich früher als die andern und ohne das erloschene Feuer zu entzünden, schlich er sich behutsam, vielleicht zum erstenmal, seit er Familienhaupt war, aus dem Zelte.

Die Sonne hatte noch nicht über die Berge hinausgeblickt, aber sie leuchtete schon irgendwo weit hinten auf der Erde. Das Morgenrot war verschwunden und das Tageslicht erschien am Himmelszelt. Hie und da, an der Oberfläche der mit Schnee bedeckten Berge, zwischen den bläulichen Schatten der Schluchten, hoben sich die Randlinien goldig ab. Unten im Tal lag noch alles im tiefen Schlaf, der nebelumhüllte Wald, die müden Menschen, und die Feldfeuer glommen schwach unter der Asche; nur das Wasser am Fluſs plätscherte und die Rebhühner riefen einander an, während sie ihre taubedeckten Nachtlager verlieſsen, und zu den schon vertrockneten Wipfeln der Bäume emporflogen.

Der Greis betrachtete lange und aufmerksam das wohlbekannte Tal. Plötzlich erbebte er: in der Ferne, vor einem der Zelte erblickte er einen Mann, der ebenfalls die Gegend zu betrachten schien. Seltitschans scharfer Blick erkannte Oltungaba, das Zelt, vor welchem dieser stand, gehörte dem Kniaz. Miſsgestimmt kehrte er nach Hause zurück und weckte die Seinigen.

Alle rafften sich auf, von einer Angst beherrscht. Mit Wohlgefallen sah der Alte zu, wie sie in der seit undenklichen Zeiten beobachteten Ordnung, ohne ein Wort zu sprechen, untereinander die Beschäftigungen verteilten. Die Weiber stellten die Teekannen und die Kessel übers Feuer, die Männer untersuchten die Waffen und rüsteten sich, um in den Wald zu gehen, wo die Herden weideten. Als man den Tee einschenkte, herrschte vollständige Ruhe. In ernster Stimmung nahmen alle ihre Plätze rings um den improvisierten Tisch ein.

Da der Hausherr schwieg, wagte keiner einen Laut hervorzubringen, aber auf den Gesichtern aller malte sich Erregung. Die jungen Frauen und Mädchen blickten mit unaussprechlicher Angst auf den alten Vater, Miore war düster und zornig und der „Abglanz der Gletscher" betrachtete den Greis mit einem Gemisch von Hochachtung und Neugierde.

Seltitschan trank Tee, als eine Kleinigkeit und rauchte seine Pfeife; dann rief er zu dem jungen Sohn:

„Geh, Junge, begrüße die Leute."

Miore rührte sich nicht von der Stelle.

„Hörst Du?"

Erst bei dieser wiederholten strengen Mahnung erhob sich der Knabe und begann seinen Kittel zuzuknöpfen, aber anstatt zu gehen, warf er sich dem Vater zu Füßen.

„Du hast beschlossen, Du hast beschlossen, Vater! . . . Verlaß uns nicht . . . Wir willigen nicht ein. Ich sprach gestern mit den Jungen, sie sagten, mögen alle unsere Renntiere verrecken, wir werden auch so leben, wir werden ein Gewerbe ergreifen . . . Wenn sie aber just so wollen, so mögen sie den fetten Kniaz opfern!"

„Du bist töricht, mein Kind!" lachte der Alte. „Ich weiß noch nicht, was ich tun werde. Ich will das Volk sehen . . . Geh, sag' ich Dir."

„O, Herr, warum täuschest Du uns mit Hoffnungen!"

„Schwatz nicht viel; ich habe Dir bereits gesagt . . ."

„Sie werden uns nicht fortlassen. Laß uns heimlich entkommen."

„Ich sagte Dir ja schon," wiederholte hartnäckig der Greis.

„Lafs uns fliehen, Vater, lafs uns fliehen!" baten auch die andern, die Hände zu ihm ausstreckend, aber der Alte stiefs den Knaben zurück.

„Warum hören diese Raben nicht auf, mein Herz zu zerfleischen?"

Der „Abglanz der Gletscher", der bisher, in düsterm Schweigen verharrte, rief:

„Warum gehorcht Miore nicht, da der Vater befiehlt?"

Der Knabe lag noch lange weinend auf der Erde, dann erhob er sich und verliefs das Zelt.

* * *

Um den mitten im Tal ragenden Pfahl hatte das Volk sich wieder versammelt. Grofs und Klein waren da. Waffengeschmückt, festlich gekleidet, safsen sie in kleinen Gruppen, nach Geschlechtern gesondert; ihr Geschmeide blitzte in der Sonne und sie zeigten einander ihre bunten Pelzröcke, die mit langen Fransen verbrämt waren.

Man unterhielt sich, führte Ringkämpfe auf, und nichts verriet, was bevorstand.

Seltitschans Geschlecht zeichnete sich vor den andern durch die reiche Kleidung, die vorzüglichen Waffen, durch die Kraft und Geschicklichkeit und die stolze Haltung aus. Er selber, an der Spitze der Seinigen sitzend, betrachtete aufmerksam alles ringsum.

„Das Volk ist schwach und elend geworden," rief er. „Ist dies das Geschlecht des Tumara?

Wo ist Lejel, der an Tapferkeit selbst meinem Geschlechte nicht nachstand? Wo ist Nilken?"

„Wenn Du uns verlässest, werden auch wir schwach werden und verkommen," antworteten die Seinigen.

„Nach mir wird der „Abglanz der Gletscher" zurückbleiben, der nicht nur mein Sohn, sondern mein Gefährte ist."

Unter den Versammelten wuchs die Aufregung immer mehr. Seltsame, dumpfe Gerüchte waren im Umlauf. Nach und nach kam es, ohne daſs man wuſste wieso, dahin, daſs das Geschlecht Seltitschans immer vereinsamter saſs. Niemand trat an sie heran und wenn einer von ihnen nahte, verstummte die Unterhaltung. Aber Miore und noch einer von der Jugend achteten darauf nicht und machten sich immerfort etwas unter den Leuten zu schaffen.

Abends ging man auseinander, aber die Aufregung legte sich nicht, sondern verpflanzte sich unter die Zelte, wo die einzelnen Feldfeuer brannten. Bis zur späten Nachtstunde saſsen die Tungusen und unterhielten sich halblaut, beunruhigt durch das Erscheinen jedes Fremden. Manche wetzten ihre Speere.

„Solch ein Mann stirbt nicht unter gewöhnlichen Umständen," sagten sie.

Am nächsten Tage erschienen alle in voller Rüstung.

Viele der jüngern Jäger brachten ihre Lanzen mit, auf die sie sich stützten, auſserhalb des Kreises stehend. Die Beratungen hatten noch nicht begonnen, aber unter der Menge kreiste das stürmische, gedämpfte Flüstern verhaltenen, leidenschaftlichen Grolles. Jeden Augenblick

wandten sich die Blicke dem alten Seltitschan zu, der prächtig angezogen, unter den Seinigen saſs, allein ruhig gelassen unter den Aufgeregten.

„Werden wir dem Alten erlauben, uns zu hintergehen?“ fragte der Kniaz, von einem zum andern gehend.

„Was soll das bedeuten?“ fragte ihn jemand, „glaubst Du etwa, daſs es Dir leichter fallen wird, die Tochter zu kriegen, wenn der Alte hin ist? Da irrst Du. Der „Abglanz der Gletscher“ lebt noch. Er wird Dir diesen Streich niemals vergessen.“

„Was für einen Streich? . . . Mögen alle meine Renntiere zu Grunde gehen, möge ich bis ans Lebensende an einen Fleck gefesselt sein, wie ein Russe in seinem hölzernen Hause, wenn das wahr ist“ . . . beteuerte der Kniaz. „Solch ein Mensch ist Oltungaba nicht.“

„Oltungaba ist ein Säufer.“

Der Kniaz konnte vor Verwirrung kein Wort vorbringen.

„Narren!“ schrie er endlich, und indem er sich an beiden Ohren streichelte, lief er hin, den andern seine Unbill zu klagen.

All dies rief eine noch gröſsere Erregung hervor, man disputierte und zankte sich, bis einige der Reden zu den Ohren der Leute Seltitschans drangen.

„Vater, man hintergeht Dich!“ rief Miore leidenschaftlich, an den Vater herantretend. „Du bist bereit zu sterben, aber das ist alles die Arbeit des Kniaz, er hat Oltungaba bestochen. Er glaubt, daſs wenn Du tot bist, keiner unter uns mehr ihm gleichen wird . . .

Vater, ich flehe Dich an, laſs uns fliehen. Unsere Zelte sind abgebrochen, die Jugend ist gerüstet, die Renntiere gesattelt; ehe sie sich's versehen, sind wir in den Bergen. Und wenn sie uns nachsetzen, wozu sind wir, Deine Kinder, denn da?"

Seltitschans Gesicht verfinsterte sich. Er erhob sich und trat in den Kreis.

„Oltungaba soll vortreten, wir wollen zu Gerichte sitzen über ihn."

„Oltungaba! Oltungaba!" riefen mehrere Stimmen.

Zögernd, in gebückter Haltung trat der Gerufene in die Mitte.

„Ist es wahr, daſs Du vom Kniaz Geschenke angenommen hast? Ist es war, daſs Du uns in seinem Interesse betrogen hast? Ist es wahr? ... Ist es wahr?" schrien alle durcheinander.

„Wartet! einer soll reden! Seht Ihr denn nicht, daſs ich nur zwei Ohren habe, wo keine hundert Stimmen zugleich Platz finden können."

Einer der ältesten und angesehensten Häuptlinge trat hervor und fieng an, Fragen zu stellen:

„Hast Du Geschenke genommen?"

„Natürlich. Wie sollte ich keine Geschenke nehmen? Ich lebe ja nur von dem, was gute Menschen mir geben. Hat mir nicht auch Seltitschan, hast nicht auch Du mir Geschenke gegeben? Auch vom Kniaz hab' ich welche bekommen, aber er hat nichts von mir verlangt, und ich hab' ihm nichts zugesagt. Wie könnt Ihr mich nur verdächtigen? Wie könnt Ihr mir so etwas zumuten? ... Es handelt sich

ja um ein Menschenleben! . . . Schämt Euch doch!“

Zeugen wurden vernommen, auch der Kniaz mufste aussagen. Aber es kam nichts heraus. Es wurde nur festgestellt, dafs Oltungaba im Zelte des Kniaz gewesen war, gleich vielen andern, und dafs er von seiner Freigebigkeit Nutzen gezogen hatte.

Der Kniaz stiefs Beteuerungen aus, streichelte sich die Ohren mit den Handflächen, erzählte breit und umständlich von seiner Wohltätigkeit, von seinen Verdiensten und seinem Eifer für das Wohl des Stammes bei den russischen Behörden und von seiner Opferwilligkeit im allgemeinen, besonders beim Eintreiben der Steuern.

Oltungaba gab nur einsilbige und geringschätzige Antwort.

„Glaubst Du mir nicht, Seltitschan?“ wandte er sich endlich an den Greis. „Hast Du schon vergessen, wie ich Dich geliebt und gelehrt habe, als Du noch ein Knabe warst? Wie ich Dir in der Not mit meinem Rat beistand, Dir von fernen Ländern und vergangenen Zeiten erzählte? War ich nicht der Altersgenosse Deines Vaters? War ich nicht sein Freund, als Du noch auf der Erde herumkrochst? Und dann, als Du aufwuchsest, warst Du nicht mein Stolz, und hast Du nicht immer gern meinem Rat gelauscht? Wer unter uns war der beste Kämpfer und Jäger? Wessen Sprache war beld weise? . . . Du, Seltitschan, warst hrer Tunguse, wir alle wissen das. alten Zeiten etwa die Geringsten den Tod gegangen? Ich schwöre,

Alter, vor Dir und dem ganzen Volke, daſs ich die Wahrheit gesprochen. Ich habe gesagt, was mir die Stimme vom Himmel angab . . . Möge sich mein Gesicht verzerren, möge mein Leib ausgetrocknet werden, wie ein Tabakblatt, meine Hand verbrennen, wie" . . . hier steckte er mit haftiger Bewegung seine Hand ins Feuer.

Alle sprangen auf, und Seltitschan stieſs den Alten fort vom Feuer.

„Oltungaba, verzeih! Und Ihr alle, verzeiht mir!" rief er tief gerührt. „Ich werde hingehen, das hab' ich schon beschlossen, ich werde hingehen, wohin ich verlangt werde. Würde ich bleiben, ihr müſstet hingehen, was würde es also nützen? . . . Ein verlassenes Ei muſs immer verfaulen . . . Kann ein Mensch ohne Renntiere leben? Kann ein Tunguse ohne seine Genossen Tunguse bleiben? . . . Ich werde hingehen, aber mein Andenken wird unter Euch bleiben. Gehabt Euch wohl . . . Mögen sich Eure Herden vermehren! Mögen Eure Kinder zu tapfern Männern heranwachsen und möge die Freude nie von Euren Zelten weichen. Möge in Euren Kesseln die Nahrung, in Euren Hörnern das Pulver und in Euren Herzen die Güte niemals ausgehen! Ich gehe hin, aber meine Gedanken sind heiter wie die Strahlen der untergehenden Sonne. Ich gehe schon. Lebt wohl, lebt wohl!"

Mit schneller Handbewegung zerriſs er an der Brust das bunte Gewand und bohrte sich ein Messer ins Herz.

Eine Weile stand er da und sein brechender Blick schweifte in die Runde, dann wankte er, stürzte und fiel hin.

Ein einziger grofser Seufzer ging durch die Menge.

Oltungaba kniete neben dem Sterbenden. Er stützte die Rechte auf das verwundete Herz und die linke Hand streckte er zur Sonne empor.

„O, du Gottheit, über alles andere erhaben!“ rief er. „Hilf uns! Schirme uns. Wir sind wahrlich nicht die Geringsten, nicht die Unwürdigsten, da wir ein solches Herz grofsgezogen haben!“

„Ein solches Herz!“ stöhnte die Menge.

Ihnen allen, den feisten Kniaz nicht ausgenommen, schien es, dafs ihre Herzen in der gleichen Opferwilligkeit schlugen, wie jenes, welches unter der Hand Oltungabas langsam erkaltete.

„Das war ein Krieger!“ flüsterte nach einer Weile der Zaubermeister und bedeckte das von Todesschauern durchzuckte Gesicht mit dem bunten Gewand.

ER UND SIE.

VON ALEXANDER SWIĘTOCHOWSKI.

I.

„Sie täuschen sich, gnädige Frau. Unzweifelhaft hat es bis heute keinen Menschen gegeben, der die Wahrheit seiner Überzeugungen niemals durch eine Lüge oder durch Schweigen verhüllt hätte. Ich will noch weiter gehen; es hat keine Mutter gegeben, die es gewagt hätte einen solchen Menschen zu gebären."

„Ich wäre die erste, es zu wagen."

„Ebenso wie ich Rothschild's Vermögen unter die Armen verteilen möchte. Sie opfern leicht, was Sie nicht besitzen, was Ihnen nicht ans Herz gewachsen ist: das Kind. Solchen Versicherungen kann man nur Glauben schenken, wenn sie nicht Opferwilligkeit auf fremde Kosten bedeuten."

„Welch seltsame Übertreibung!"

„Durchaus keine Übertreibung, wenn anders es Ihnen nicht gleichgültig wäre, ob Ihr Kind an dem Dunst des Weihrauchs oder am Galgenstrick erstickte. Übrigens kann man das

leicht durch ein Beispiel erproben. Denken wir uns, daſs Sie ein kleines Söhnchen haben, welches den einen Ihrer Gäste fragt, wie er sich seine Perrücke befestigt, dem anderen seine aufgeknöpfte Weste zeigt und dem dritten erzählt, wie Mama und Tante sich über seine Unbeholfenheit lustig machten — was machen Sie, wenn Sie diese aufrichtigen Bekenntnisse vernehmen? Sie schreien den Kleinen an, führen ihn aus dem Salon und verbieten ihm unter Androhung schwerer Strafen, ähnliche Reden zu führen. Gesetzt ferner, das Kind würde mit der Zeit ein Fabrikant, ein Kaufmann, ein Schriftsteller, ein Beamter, ein Feldherr, ein Minister und daſs er dann anfängt zu Seinesgleichen, zu Geringeren und zu höher Stehenden die Wahrheit zu sagen. Was wird aus ihm werden? Als Kaufmann wird er seine Kunden verscheuchen, als Beamter seine Stellung verlieren — vielleicht noch etwas mehr. Er würde zugrunde gehen, bevor er noch eine ausgesprochene Haarfarbe bekäme. Ich sage ihnen, daſs, wenn ich Assekuranzbeamter wäre, ich sein Leben nicht versichern würde. Solch ein Mensch ist ein Wolf, den ein jeder zu jeder Zeit und überall töten und noch eine Prämie dafür fordern darf."

„Natürlich, wenn er alle beleidigen würde .."

„Was heiſst beleidigen? Ihm würde nicht Boshaftigkeit, sondern Aufrichtigkeit den Mund öffnen. Und wenn er auch öfters irrte, wäre es seine Schuld, ungenügend unterrichtet zu sein? Aber er würde ja Ehre, Hab und Gut, Freiheit, Leben gerade wegen der gerechten Worte einbüſsen. Sie, gnädige Frau, geben sich

gar keine Rechenschaft davon, wie nothwendig die Lüge ist zur Erhaltung des sozialen Baues. Sie steckt so tief in der menschlichen Natur, daſs sogar Moses es nicht gewagt hat, sie in seinen Zehn Geboten zu untersagen. Und das Gebot der gegenwärtigen Zeit hat Feuerbach vortrefflich ausgedrückt, dessen Worte ich niemals vergessen werde: „Wer jetzt die Wahrheit spricht, der ist frech und verstöſst gegen die Sitte, wer gegen die Sitte verstöſst, ist unmoralisch. Die Wahrheit ist die Immoralität unserer Zeiten.“ „Wennn ich eine Hand voll Wahrheiten hätte,“ sagt Fontenelle, „würde ich mich fürchten, sie zu öffnen.“ Ja, so, gnädige Frau, das ist kein Paradoxon.“

„Wenn aber eines Tages alle Menschen anfangen würden, einander die Wahrheit zu sagen . . .“

„Wissen Sie, was daraus entspränge? Eine Revolution, und zwar eine allgemeine. Ein heftiger Kampf zwischen Familien, Freunden, Bekannten, Untergebenen und Vorgesetzten. Wenn es einmal dahin käme, möchte ich Ihnen raten, abzureisen und in der Ferne zu warten, bis der Sturm sich legt.“

„In dem, was Sie sagen, liegt mehr Humor als Wahrheit.“

„Durchaus nicht. Ich versichere Ihnen, daſs Sie selber keine volle Stunde aushalten würden, die Wahrheit über . . . sich selber zu hören.“

„Bitte, sagen Sie, was Sie denken.“

„Gehen Sie mit dem Beispiel voran, Gnädigste, Sie sind ja viel kühner als ich.“

„Gut, aber ich bitte um Nachsicht.“

„Ich werde mich zu überwinden wissen.“

II.

„Als ich Sie zum erstenmale sah, machten Sie mir den Eindruck eines Spans, den man ins Feuer legen muſs, um sich zu überzeugen, ob er Harz enthält und brennen kann. Ohne die Erklärungen von Seiten der Bekannten würde ich mich über Ihre Frau gewundert haben, daſs sie sich einen solchen trockenen Lebenspräparat auserwählt hat. Gewöhnlich öffnet die erste Tür zu unserem Herzen einem jeden der äuſsere Anblick. Wem die Augen Halt gebieten, der muſs schon das Tor mit Gewalt zu erbrechen suchen. Sie aber erschienen mir sehr häſslich. Die Frau ist gewiſs weniger sinnlich veranlagt als der Mann, aber weit sensibler als er. Daher kommt es, daſs nicht nur einem gewöhnlichen Schäfchen, sondern auch einer vernünftigen Emancipierten im ersten Augenblick ein schöner und prächtiger Widder besser gefällt. Das dauert sehr kurz, aber es äuſsert sich stark. Sie sind zu hager, zu gelb, haben zu dünnes Haar und zu rothe Hände, als daſs Sie einer Frau vom Sehen gefallen könnten.“

„Da wir die Wirkungen der gesprochenen Wahrheit erproben, muſs ich eingestehen, daſs, obgleich ich in Bezug auf meine äuſsere Erscheinung niemals Illusionen gehegt habe, mich doch Ihre Worte sehr schmerzlich verletzen.“

„Schämen Sie sich!“

„Bitte, nur weiter.“

„Zu einem Ihrer Freunde riefen Sie, auf mich weisend, aber so unvorsichtig, daſs es jemand hörte: Wenn man sie in die Lotterie setzen würde, ich würde ein Los kaufen und

wünschen, zu gewinnen. Eine Frau ist wie ein Eichhörnchen, knackt die härteste Nuſs, holt sich das wohlschmeckende Körnchen und wirft die Schale fort. Obgleich also ihre Bemerkung brutal war, hab ich sie doch mit Vergnügen in Erfahrung gebracht und in mir entstand der Wunsch, Sie kennen zu lernen. Nach dem Essen setzten Sie sich zu mir und hatten auf dem Bart ein Stückchen Mohrrübe. Sie können lachen, ich lache ja auch darüber, aber dieser Speiserest auf Ihrem Bart stimmte mich wieder boshaft. Alles, was Sie sprachen, kam mir drollig vor, und als Sie sich entfernten, fragte ich die Hausfrau: Hat denn der keine Serviette gehabt? Doch — antwortete sie — aber das ist ein Stück Philosoph. Ein Philosoph mit der Mohrrübe. Ist das nicht köstlich?"

„In der Tat . . ."

„Diese Erinnerung ist nicht nach Ihrem Geschmack, aber ich soll ja aufrichtig sein. Nebenbei will ich bemerken, daſs Sie jetzt, da in Ihren Mienen Unzufriedenheit und gespielte Heiterkeit gegen einander ankämpfen, wahrhaft bemitleidenswert aussehen. Einige Wochen später trafen wir auf dem Landsitz meiner Schwester zusammen. Ich weiſs nicht, ob Sie sich noch erinnern, wie wir in zahlreicher Gesellschaft einen Spaziergang nach dem Walde machten, wo ein Bienenschwarm hauste. Man stritt, ob es gefährlich wäre, die Bienen zu reizen, und Sie wollten uns vom Gegenteil überzeugen und schüttelten den jungen Baum, auf dem sie saſsen. Ein Teil des Schwarmes stürzte sich auf Sie. Als ich Ihre Sprünge sah, und wie Sie unter verzweifeltem Schreien sich

bei den gestochenen Stellen anfaſsten, lachte ich so, daſs ich mehr Tränen vergoſs, als jemals vor Freude. Ganz angeschwollen liefen Sie nach dem Edelhofe. abef ein Schäferhund bemerkte Ihre Flucht und setzte Ihnen nach. Wieder gab es einen komischen Kampf, der damit endete, daſs der Hund mit einem Fetzen schwarzen Tuchs zu seinem Herrn zurückkehrte, während Sie weiter gingen und die schimmernden Spuren der Niederlage an Ihrer Kleidung forttrugen. Ach, wie schrecklich kicherte ich damals. Hätte man Ihnen Denkmäler in allen fünf Weltteilen errichtet, ich würde nicht aufgehört haben zu lachen, obgleich ich Abends zusammen mit den anderen Anteilnahme heuchelte."

„Während unserer ganzen Bekanntschaft haben Sie also nichts anderes an mir bemerkt, als das Stückchen Mohrrübe auf meinem Bart und die komischen Scenen mit dem Hund und mit den Bienen?"

„Keineswegs. Ich erzähle Ihnen bloſs die Eindrücke, die der Anstand zu verbergen befiehlt. Im Gegenteil, ich gebe zu, daſs ich auch andere wahrnahm. Als ich Sie nach langer Zeit wiedersah, war es im Konzert, und Sie saſsen vor uns an der Seite einer schönen Frau. Sie unterhielten sich mit ihr viel und mit Interesse. Ich fing einige Sätze auf, die mich beschäftigten. Ich würde spanisch lernen, sagten Sie, wenn ich sicher wäre, in dieser Sprache ein wunderbares Gedicht zu finden, welches noch in keine andere Sprache übersetzt wurde. Ebenso würde ich die Liebe lernen, wenn ich meinte, durch ihre Vermittelung eine in kein anderes Gefühl bisher übersetzte Sensation zu erleben.

*

Es gibt gewisse feine Reize des Gefühls, erwiderte die Dame, die ebenso, wie gewisse Reize der Poesie nur im Original genossen werden können. Mag sein, antworteten Sie, aber lohnt es sich wirklich um eines einzigen Gedichtes willen eine Sprache und um einer einzigen Frau willen das Lieben zu lernen? Gewifs, war die Antwort. Zugegeben, sagten Sie, aber nur was die Bücher anbetrifft, denn diese wählen sich ihre Verehrer wenigstens nicht aus, sondern gehören allen in gleichem Mafse, aber die Frauen . . . Wenn ich mich zum Beispiel in Sie verliebte, was würde mir das nützen? Das Rasen und die vergeblichen Seufzer haben für mich keinen Reiz und auf Gegenliebe kann ich doch nicht rechnen, denn Sie haben ihr Herz gewifs an einen anderen verschenkt . . . Leben Sie wohl, rief die Dame mit einem Lächeln, erhob sich und bot dem neben ihr sitzenden Greis den Arm. Sie beginnen den Inhalt eines Buches zu analysieren, das Sie nicht gelesen haben, und von dem sie kaum die Einbanddeckel kennen. Sie ging. Ich fragte Sie, wer das wäre. Schon geschieden, flüsterten Sie, und noch nicht verlobt. Aber immer gefährlich, sogar für Ehemänner, bemerkte ich. Darauf erwiderten Sie: Meine Frau liebt nur alle Heiligen im Himmel und alle Geistlichen auf Erden, ich aber gehöre jedenfalls nicht in diesen Kreis und achte seine Grenzen. Diese ihre unvorsichtige Äufserung verriet mir, wie weit Sie bei der schönen Unbekannten sogar der allernotwendigsten Zurückhaltung vergessen haben. In Ihren Augen glänzte der Widerschein inneren Feuers, die Stirn legte sich sinnend in

Falten und auf den Lippen bebte zuweilen ein bitteres Lächeln. Ich verspürte Eifersucht."

„Über wen?"

„Nach und nach . . ."

„Bitte, gehen Sie meiner Frage nicht aus dem Wege."

„Das werde ich auch nicht tun. Nach und nach gelang es mir, Sie zu beruhigen und zu interessieren. Wer auf die Klänge der Musik lauscht, bemerkten Sie heiter, während er mit einer schönen und klugen Frau spricht, der beleidigt die Kunst und tut so, wie einer, der auf eine Statue von Michel Angelo in seinem Salon eine Lampe hinstellt. Ich möchte gerne wissen, sagte ich etwas gereizt, ob ich in Ihren Augen eine häfsliche und dumme Frau oder — eine Lampe bin. Die Gattinnen meiner Freunde, antworteten Sie, bilden für mich eine besondere Art von Wesen, ohne abstofsende Fehler und ohne anziehende Reize. Ich habe sie gern, aus Pflicht, auch wenn ich sie nicht aus Überzeugung gern haben mag. Oder — auch umgekehrt . . . Zum Glück war mein Mann von der Symphonie in Anspruch genommen und schlug mit dem Fufse den Takt, sonst hätte er meine ungewöhnliche Aufregung wahrgenommen. Eine gewisse Art von intelligenten und angenehmen Männern kann, so lächerlich sie auch sind, wenn sie schweigend dasitzen, doch beim Sprechen und Bewegen sehr gefährlich werden. Und Sie sprachen damals bald leidenschaftlich, bald höhnisch, immer aber so berauschend, dafs ich langsam vom Schwindel erfafst wurde. Es gibt Männer, und zu dieser Sorte gehören Sie eben, die uns Frauen un-

aufhörlich hypnotisieren, häufig ohne bestimmten Zweck. Ihren Worten entströmt ein reizender, aber scharfer und betäubender Duft, dem die Frau nicht widerstehen kann. Sie haben mich damals nicht angegirrt, aber wenn Sie von mir beim Nachhausegehen verlangt hätten . . . dafs ich an meinen Mann vergesse, ich weifs nicht, ob ich die Kraft gehabt hätte, Ihnen zu sagen, dafs Sie lügen, wenn Sie sich seinen Freund nennen."

„Und was hat Sie kuriert?"

„Beinahe die ganze Nacht verbrachte ich mit Nachdenken und gelangte zu dem Schlufs, dafs wenn die Gesellschaft ihre einzelnen Mitglieder und deren Einflüsse auf einander genau kennen würde, sie verpflichtet wäre, Individuen wie Sie aus ihrer Mitte zu verbannen. Denn besser ist ein Fuchs als ein Moschustier, das an den Nasen zerrt. Ich war überzeugt, dafs Sie die Frauen narkotisieren, ohne sie zu lieben, und dafs Sie sich an ihrem Liebeswahn weiden, ohne sie zu begehren, wie Satan sich an der menschlichen Sünde erfreut. Trotzdem wünschte ich Sie sobald als möglich zu sehen. Und ich sah Sie, wieder in Gesellschaft der schönen Unbekannten. Als Sie meiner ansichtig wurden, verabschiedeten Sie sich von ihr. Ich war darüber sehr erfreut, und noch mehr, als Sie zu mir sagten: Sie fragten mich vor einigen Tagen, wer dieses schöne Wesen sei, nun das ist eine Encyklopädie der Pariser Romanwitze. Als ich mich damals nach dem Konzert von ihr empfahl, ging ich zu Ihnen. Heute erinnerte sie mich daran mit der Bemerkung, dafs ein Mann, der einer fortgehenden Dame nicht nachblickt

und ihr nicht einige Schritte folgt, damit beweist, daſs er für sie nichts als Höflichkeit hat. Das ist reine Pariser Philosophie."

„Wie genau Sie sich aber meine Worte gemerkt haben."

„Ich war nämlich auf die Dame eifersüchtig . . . Ihretwegen."

„Meinetwegen? Danke schön."

„Sie haben zum erstenmal meine Hand geküſst. Küsse sind algebraische Zeichen, denen man bestimmte Werte substituieren muſs, damit sie etwas ausdrücken. Was Sie . . ."

„Was ist Ihr Wunsch?"

„Was mein Wunsch ist... während ich in Ihr versuchungsvolles Gesicht blicke, in Ihre flammenden Augen, und dabei eine wonnige Ohnmacht im ganzen Leib verspüre..."

„So!"

„Nein! Ich will die Wahrheit nicht sagen. Lieber will ich mich Ihrer Regel unterwerfen, als... Ich habe verloren. Mein Mann klingelt. Wie gut, daſs er kommt."

III.

„Es war nicht Ihr Mann; nur die Zeitung."

„Schade!"

„Was droht Ihnen eigentlich?"

„Beschämung."

„Worüber? Weil Sie es nicht über sich bringen konnten, die ganze Wahrheit zu sagen?"

„Ich habe zu viel gesagt."

„Ich will Sie beruhigen, indem ich mehr sage."

„Um Gottes willen ... nein!“

„Ich bitte, mir das Sprechen nicht zu verbieten, da sonst unsere Unterhaltung ein gewöhnlicher Roman, aber kein psychologisches Experiment mehr wäre.“

„Mir gebricht es an Mut.“

„Jetzt habe ich ihn allein nötig. Übrigens seien Sie ruhig. Das wird ein ganz unschuldiges heidnisches Johannisfeuerchen sein, über welches wir springen werden, ohne uns hinein zu stürzen. Ich werde Ihnen behilflich sein.“

„So?“

„Sie wundern sich? Sie dachten wohl, dafs ich auf die Knie sinken und Ihnen meine Liebe bekennen würde, indem ich die Ihre entschuldige? Keineswegs. Sie sind für mich weder eine Göttin, noch eine Sünderin, sondern eine in der Lüge erzogene und durch Erfolge kühn gemachte Frau, die glaubte, ohne zu irren, das ganze Alphabet der Wahrheit hersagen zu können, aber schon bei den ersten Silben stecken geblieben ist. Ihre Andeutungen würden für einen Verführer genügen, um Ihnen ein wenig den Kopf zu verdrehen, aber nicht für mich, um Sie zu bewundern. Wenn aber meine Augen Leidenschaft verraten, so kann ich sie zunächst bändigen, sodann könnte vielleicht die Frau darüber triumphieren, aber die Gattin des Freundes darf ohne Furcht bleiben. Obgleich, wie Sie behaupten, meine Lippen ein entnervendes Bisam ausströmen, so habe ich mich doch Euch Frauen gegenüber niemals einer Hinterlist bedient, und die Unschuld habe ich nicht geliebt.“

„Das ist ein eigenartiger Geschmack.“

„Aber wohl begründet. Die Mehrheit der Frauen opfert sich, fehlt, bricht auf ganz naive, nichtbewufste Weise die eheliche Treue. Daher schmeckt jede verbotene Frucht fad oder bitter. Gewöhnlich nimmt der Roman folgenden Verlauf: Der Mann bestürmt, die Frau ergibt sich, aber nach jeder Attaque verfällt sie in Trauer und nach dem endgültigen Sieg in Verzweiflung. Sie fordert keck zum Zweikampf heraus, aber wenn der Gegner sie trifft und sie eine Wunde am Körper entdeckt, bricht sie in Tränen aus: ich habe nicht geglaubt, dafs die Pistole geladen war. Ich bitte Sie, verlohnt es sich, mit einem Kinde sich zu schlagen, welches glaubt, dafs in dem Lauf der Pistole sich ein Brotkügelchen befindet? Ebenso wenig lohnt es sich, eine Frau verliebt zu machen, die glaubt, die Liebe beginne mit einem Seufzer vor Zeugen und endige mit einem Seufzer ohne Zeugen? Auf allen Gebieten unseres Lebens werden die Wachteln von einem Haufen von Habichten erwürgt, die sich am liebsten auf ihre Beute stürzen, wenn diese am wenigsten gegen die Gefahr gerüstet ist. Das sind die tolerierten Diebe weiblicher Unschuld, die Pensionärinnen, selbständig gewordene Fräulein oder junge Gattinnen alter Männer um ihre Tugend betrügen. Die Opfer fallen, weil sie nicht wissen, dafs ein Kufs nur die Begierde stachelt, aber nicht Befriedigung der Begierde gewährt, dafs der Mann sich nur selten damit begnügt, Weine verschiedener Marken zu kosten, sondern meist ein Trinker ist, der den Kelch bis zur Neige leeren möchte.“

„Gut. Aber was hat das für eine Beziehung zu mir?“

„Nur eine ganz mittelbare. Ihr Herz könnte ich stehlen, aber ich will nicht. Sobald ich merke, daſs eine Frau unter dem Eindruck wärmerer Worte unwillkürlich weich wird, nachgibt und zu einem Opfer bereit ist, nach dessen Vollziehung ihr die Schamröte ins Gesicht und die Vorwürfe ins Gewissen kommen werden, lasse ich sie stehen. Das ist ein Minderjähriger, der hundert Rubel braucht und dem Wucherer einen Schuldschein auf tausend ausstellt. Solche Geschöpfe, die ihre Männer im Waggon oder auf dem Dampfer verraten und dann aus Zerknirschung über die Sünde die musterhaftesten Frauen werden — können höchstens für Dummköpfe einen Reiz haben. Ich könnte eine Frau lieben und sie in der Liebe bis zum Äuſsersten führen. Aber eine, die genau wüſste, wohin die Reise geht und nicht reuevoll auf den durchmessenen Weg zurückblicken würde. Sie aber, gnädige Frau, gehören nicht zu diesen.“

„Natur hat mich längst erschaffen, Sie aber wollen mich noch einmal umschaffen.“

„Sie haben sich zu wenig ohne Spiegel beobachtet. Während Sie über die Mohrrübe auf meinem Bart so belustigt waren, beobachtete ich genau Ihre Worte, Ihr Lächeln und Ihre Metamorphosen. Auf demselben Ausflug, welcher mich der Lächerlichkeit preisgab, haben Sie Ihrem Cousin erlaubt, Sie gehörig zu beweihräuchern. Der Jüngling log wie ein Höfling. Er sagte z. B., daſs Sie ihn an die Zmi-

chowska*) erinnern, obgleich in Ihrem Wesen gerade so viel Poesie liegt, wie in jenem Verslein, welches Sie der Schwester ins Stammbuch schrieben, und welches der Anlafs zu jenem Vergleich war. Sie waren ihm dankbar, denn Sie halsten und küfsten ... Ihren Gatten, der gerade bei diesem Kompliment hinzukam. Ich überzeugte mich damals, welch eine Menge überzuckerten und duftenden Blödsinnes eine verständige Frau vertragen kann, und wie billig sie diese Ware zu kaufen begehrt. Es hätte scheinen können, dafs, nachdem Sie alle diese Artigkeiten und Komplimente von Ihrem Cousin in Empfang genommen, die gnädige Heimzahlung nur von der passenden Gelegenheit abhängen würde. Aber als er Sie abends auf dem Balkon ersuchte, doch länger mit ihm zu bleiben, antworteten Sie: „Seitdem ich meinem Gatten vor dem Pfarrer Treue zugeschworen habe, gedenke ich, keinem beim Mond Liebe zuzuschwören."

„Das haben Sie gehört?"

„Der enttäuschte Cousin kehrte in das Zimmer zurück, wo wir beide übernachten sollten, und rief voll Entzücken: Ein göttliches Weib! Umgekehrt, bemerkte ich, ein menschliches. Sie spinnt das Liebesnetz nicht aus fest geschnürten Maschen, sondern aus zarten Knötlein, die man mit einem Zug lösen kann. Er wurde nachdenklich, aber er hat nachher gewifs meine Bemerkung vergessen, denn ein Beweis blieb in seinem weichen Hirn ebenso-

*) Eine berühmte polnische Dichterin.

wenig stecken, wie ein Nagel im härtesten Wasser."

„Und was hätte ich nach Ihrer Meinung tun sollen?"

„Ihm sagen, entweder: Sie wollen mich in den Himmel erheben, damit ich beim Sinken das Gleichgewicht auf der Erde verliere? Das ist für Ihre Naivität gerade genug, aber für meine Besonnenheit zu wenig. Oder aber: Ich liebe Sie, ohne Illusion und ohne Scham."

„Aber ich liebte ihn ja gar nicht."

„Weder ihn, noch den Künstler, bei dessen Geigenspiel Sie vor Entzücken vergingen, noch nachher den Literaten, der seine aus Phrasen Slowacki's und Musset's geflochtenen Kränze zu Ihren Füßen legte, noch die anderen Verehrer, noch mich. Alle versetzten Sie bloß in einen süßen Halbschlummer, in dem der schweifenden Phantasie alles erlaubt ist, weil sie keine nachträgliche Strafe zu gewärtigen hat. Die Welt zieht die Frau nur für den Leib zur Rechenschaft, ihre Seele bleibt frei. Euere Herzen gleichen zuweilen einem gemeinsamen Weideplatz, der Jäger kann dort etwas erbeuten und der Ochse einen Bissen Nahrung für sich finden."

„Auch mein Herz?"

„Der bloße Gedanke, daß ich es so meinen könnte, hat Sie erbleichen lassen. Nein, das wollte ich nicht sagen, obgleich mich die Wolke auf dem Antlitz einer Frau ergötzt, die soeben noch überzeugt war, vor keinem blendenden Sonnenstrahl das Auge schließen zu müssen. Warum Sie, gnädige Frau, warum Sie so keck die Wahrheit herausforderten? Weil Sie überzeugt waren, daß ich mich Ihnen furchtsam

mit einem Strauſs von Schmeichelworten nahen würde, wofür Sie mich gerne mit einem bezaubernden Lächeln belohnen wollten. Sie schritten bisher durch ein Spalier von Verehrern, die nur Schreie der Bewunderung ausstieſsen, und nun zürnen Sie, daſs der letzte in der Reihe mit seinen Stacheln Ihr Triumphgewand zerrissen habe. Das habe ich vorausgesehen. Solange die Frau einen falschen Zopf trägt, solange sie ihre Gedanken durch die Rede, ebenso wie die Formen ihres Körpers durch die Kleidung fälscht, kann sie die Wahrheit nicht lieben, nicht einmal ertragen. Nicht sonderlich fähig aber dazu dürfte die schöne und junge Gattin eines bejahrten und abgelebten Mannes sein, die ihre Rettung sicherlich weniger der Kraft ihrer Tugend, als der Schwäche der Attaquen verdankt."

„Genug, mein Herr, das ist eine Beleidigung!"

„Sie behaupten also, daſs vor einem Augenblicke Ihr und nicht mein Widerstand es gewesen ist, der Sie vor dem gefährlichen Wurf schützte? Wozu haben Sie denn die Ankunft Ihres Gatten herbeigesehnt? Ich habe sehr viel Stärke an den Tag gelegt, denn ich habe nicht nur Ihren Versuchungen, sondern auch meinem eigenen, sehr heftigen Verlangen Stand gehalten."

„Die Temperatur Ihrer Begierden ist nicht so hoch, um einer groſsen Kühlung zu bedürfen."

„Da irren Sie sich aber. Wenn ich Sie ansehe, laufen mir unaufhörliche Schauer durch die Nerven."

„Schauer des Widerwillens?“

„Der Leidenschaft.“

„Unbeschadet dessen, was Sie gegen mich gesprochen?“

„Haben meine lächerlichen Sprünge im Kampfe mit dem Hunde und den Bienen Sie etwa abgehalten, zu mir sich hingezogen zu fühlen? Übrigens habe ich niemals behauptet, daſs Sie nicht fähig wären, einem die Sinne zu berauschen ...“

„Ich muſs bitten ... hiefür gibt es Spezialistinnen, mit denen ich moralisch nichts gemein habe.“

„Ich begreife diesen Entrüstungsausbruch, wie alle früheren, denn wer die Wahrheit spricht, peitscht die Ohren der Hörer mit Disteln. Regen Sie sich nicht auf, ich habe einen solchen blasphemischen Vergleich gar nicht gewagt, aber ich glaube, daſs der Mann die Frau überhaupt nur mit den Sinnen liebt.“

„Ein jeder Mann, eine jede Frau?“

„Ohne Ausnahme. Ich leugne nicht, daſs er ihren Verstand, ihren Edelmut und andere Vorzüge schätzen kann, aber das ist nur die Hochachtung des Menschen für den Menschen, nicht aber die Liebe des Mannes zur Frau. Können Sie sich das Gefühl der Liebe bei einem Manne vorstellen, der überzeugt ist, seine weise und tugendhafte Frau sei abstoſsend häſslich? Das wäre ebenso unnatürlich, wie die Konservierung eines häſslichen, baufälligen Hauses, weil es eine Bildergalerie enthält.“

„Warum aber werden gebildete und gute Frauen eher geliebt?“

„Weil das schönste Bauwerk mehr wert ist mit einer Bibliothek oder einer Galerie, als ohne eine solche. Der rein architektonische Wert, um den es sich bei der Frau vor allen Dingen handelt, bleibt von diesen Zugaben unabhängig.“

›Und an mir gefällt Ihnen dieses rein Architektonische, wie Sie sich ausdrücken?“

„Allerdings. Aber an einer Pfirsich, zum Beispiel, lobt niemand den Geschmack oder den Duft besonders, sondern man delektiert sich an dem Ganzen. Und an Ihrer Persönlichkeit scheide ich kein einziges, nicht einmal das ätherischeste Element aus, um es besonders anzubeten, sondern ich bewundere das Ganze ... mit den Sinnen.“

„Ach, immer nur mit den Sinnen.“

„Wozu soll ich das leugnen? Hat mich denn die Natur mit anderen Trieben ausgestattet, als die übrige Menschheit? Ich habe solche, wie sie sie mir gegeben hat, wie sie sie allen Männern gegeben hat. Nach dem Muster vieler anderer könnte ich sagen, daſs ich für Ihren Verstand, Ihren Takt, Ihren Witz und so weiter Hochachtung empfinde, allein das wäre eine Lüge. Ob Sie genau das Datum der Entdeckung Amerikas im Gedächtnisse bewahren, ob Sie die Armen unterstützen, ob Sie Milton kennen, weiſs ich nicht, aber ich kenne den Blick Ihrer Augen, weiſs, wie Ihre Nasenflügel unruhig zucken, daſs Ihr Mund lockt und reizt, daſs die ganze Gestalt Anmut ausdrückt und Wonne verheiſst. Man müſste keine empfänglichen Nerven besitzen, um ...“

„Warum lieben Sie mich also nicht, wenn auch nur auf Ihre Weise?“

„Ich liebe Sie ... auf meine Weise.“

„Und Sie verlangen von mir gar kein Opfer?“

„Gar keines, denn Sie würden es unbewuſst gewähren und dann bitterlich beweinen.“

„Davon will ich nichts mehr hören, daſs Sie mich für ein Kind halten.“

„Nun, was würden Sie mit ihren Pflichten einer Gattin anfangen?“

„Pflichten einer Gattin? Aber ich, ich ... liebe ja meinen Gatten gar nicht.“

„Ach, ich bitte sehr; die Gleichgültigkeit für den Gatten ist gewöhnlich bei der Frau die Folge, nicht die Ursache der Untreue. So manche geht auf den Ball und wäre empört, wenn man behauptete, sie liebe ihren Mann nicht, und auf dem Rückwege beichtet sie der Freundin, daſs sie ihn eigentlich niemals geliebt hat. Diese Umstimmung bewirkt zuweilen ein einziger Walzer oder ein Mazur, den man mit einem hübschen jungen Mann getanzt hat.“

„Warum gehen Sie nicht konsequent bis ans Ziel und entfernen nicht die Ausnahmen von Ihren grammatikalischen Regeln des weiblichen Herzens? Wozu sagen Sie: manche, in der Regel, öfters? Sagen Sie doch lieber eine jede, stets, ohne Ausnahme; die Regel würde dadurch mehr abgerundet und nicht um ein Haar weniger unsinnig.“

„In diesem Falle wäre sie erst recht unsinnig, denn ich kenne selber Ausnahmen, die zu annullieren doch nicht in meiner Macht steht.“

„Wo haben Sie eigentlich Ihre Beobachtungen angestellt? Offenbar in sehr tiefen Regionen...“

„Im Gegenteil, ziemlich hoch oben. Ich habe in der Tat viele Verhältnisse angetroffen, die äufserlich dauerhaft waren, aber auch viele innerlich morsche. Ich habe eine Menge Ehepaare gekannt, die wie zwei Bücher verschiedenen Inhaltes aussahen, die der Buchbinder, nämlich der Geistliche, in einen Band gebunden hatte. Sie halten zusammen, tragen einen gemeinsamen, mit goldenen Lettern aufgedrückten Titel. Ein Ehepaar — blickt man eben aufmerksamer hinein — wird man gleich gewahr, dafs die Inhalte einander widersprechen, so dafs man sie ganz gut von einander trennen und in andere Verbindungen einstellen könnte. Sie, gnädige Frau, lieben Ihren Gatten nicht, und doch sind Sie formell eine treue Gattin geblieben und für die Welt werden Sie es auch weiter bleiben, es sei denn, jemand würde Ihre vertraulichen Bekenntnisse belauschen und stadtkundig machen. Und worauf gründet sich Euer Bund? Auf einer Lüge. Sagen Sie heute Ihrem Gatten offen, wie Sie denken, und morgen verläfst er Sie. Unsere fürsorglichen Mütter wissen, was sie tun, indem sie ihren Töchtern eine anständige Heuchelei als Lebensregel empfehlen.“

„Sie nützen fürchterlich meine paar unüberlegte Worte aus...“

„Ich nütze aus? Wozu? Brauche ich etwa Ihren Zorn oder ist er mir angenehm? Nicht ich, sondern die Wahrheit, die Sie herausgefordert haben, ist so grausam. Aber trösten Sie

sich mit meiner Regel, die den Frauen in dieser Beziehung gleiche Rechte einräumt. Denn was lügen die Frauen nicht alles? Naivität, Alter, Liebe, Mutterschaft, kurz, alles. Zeigen Sie mir eine einzige, die gestehen würde, sich einen Zahn eingesetzt zu haben oder daſs sie seit einem Monat Hoffnung hat, Mutter zu werden. Nach so vielen Jahrhunderten ununterbrochener Verehrung bringt Ihr Frauen dieses Laster mit auf die Welt, halb schon als Instinkt. Oftmals ist das keine ausgeklügelte Heuchelei mehr, sondern eine unbewuſste Unart. Ich kannte eine Mutter, deren Gatte seine Mündel bestohlen hatte und die die Hand ihrer Tochter einem anständigen Manne verweigerte, weil sein Vater Sequestrator war. Nur die büſsende Magdalena fühlt sich nicht würdig, auf die Sünderin einen Stein zu werfen."

„Sie verlangen also, daſs das Laster vor aller Welt seine Nacktheit enthülle."

„Ich verlange höchstens, daſs es sich nicht in den Schein der Tugend hülle und daſs es nicht frech und zugleich dumm auftrete. Nach meiner Ansicht besteht das ganze Verbrechen einer sogenannten gefallenen Frau in der Lüge."

„Sie sind nicht im stande, Gedanken zu klären, sondern nur sie zu zerfetzen und zu verzerren. In dieser halbstündigen Unterredung haben Sie um mich herum einen gähnenden Abgrund ausgehöhlt und mich wankend auf einer Felsenspitze zurückgelassen, von der ich weder heruntersteigen, noch auf einen sicheren Boden heruntersprungen kann, und Sie spotten über meinen Irrtum, da ich hoffte, daſs Sie der Herunterstürzenden die Arme öffnen wür-

den. Hätte ich mich nicht durch ein paar unachtsame Worte verraten, ich würde jetzt über die Sophismen lachen, aus denen Sie für die Frauen einen Strick drehen wollen. Nun bin ich wehrlos. Aber das ist kein allzu grofser Triumph für Sie, dafs Sie mir den Kopf umnebelt haben; ein Gläschen starken Weines kann dasselbe Kunststück vollbringen. Aber ... ich werde nüchtern werden."

„Es wäre mir lieber, wenn das sofort einträte, sonst müfsten wir scheiden, ehe ich Sie überzeugt habe, dafs ich Sie liebe."

„Auf Ihre Weise."

„Natürlich. Auf meine Weise."

„Nennen Sie Ihr neuartiges Gefühl, wie Sie wollen, nur nicht Liebe, denn ... ich gewinne meinen Humor wieder. Das ist eine Blatter auf dem übergymnastizierten Hirn, aber kein Trieb eines warmen, zappelnden Herzens."

„Und dennoch ist es echte, weil sinnliche Liebe."

„Mein Herr, die Sinne sind blind, Ihre Liebe aber scheint sogar im Schlafe die Augen nicht zu schliefsen."

„Was würden Sie von einem Menschen halten, der aus Entzücken über die Florentinische Madonna sie aus der Pittischen Galerie entwendete und in seinem Schlafzimmer aufhinge? Sie würden sagen, dafs in ihm der Dieb den Ästhetiker besiegt hat. Nichts anderes tut der, welcher aus Liebe zu einer fremden Frau sie verführt. Eva ist, wie Adam, zunächst ein Mensch, kann also viele allgemein-menschliche Eigenschaften besitzen, kann gelehrt, wohltätig, talentiert, tugendhaft sein und so weiter.

Sodann ist sie ein Weib, wie Adam ein Mann, das heifst, sie ist ein Wesen, das in dem anderen Geschlechte gewisse Gefühle erregt. Welcher Art sind diese Gefühle? Ästhetische. Eine häfsliche Frau, oder besser, die, welche mir mifsfällt, ist für mich ein Mensch; erst die schöne oder die, welche mir gefällt, ist ein Weib. Und ein Weib liebt der Mann nur mit den Sinnen, und wenn einer das Gegenteil behauptet, so lügt er mit Vorbedacht oder unbewufst. Ein überzeugendes Beispiel sind Sie eben, gnädige Frau. Sie waren stets von einem Schwarm von Verehrern umgeben. Übertragen wir nun alle Ihre intellektuellen und moralischen Vorzüge auf eine ehrwürdige Matrone oder auf einen Mann. Würde dieser Kreis von Verehrern, der heute von Ihrem Verstand und Ihren Gefühlen entzückt ist, beisammen bleiben? Was mich anbetrifft, mufs ich gestehen, dafs Sie zwar ein gewöhnlicher Mensch, aber eine ganz ungewöhnliche Frau sind. Wenn ich aber ein schönes Bild, sei es ein Werk der Kunst oder der Natur, sehe, so erfreue ich mich daran, ohne es dem Besitzer rauben zu wollen. Warum sollte ich einer fremden Gattin gegenüber mich anders verhalten? Gewifs empfinde ich Lust, sie ausschliefslich zu besitzen, ebenso wie ich die Florentinische Madonna allein für mich besitzen möchte. Aber ich kann mich mit dem Verstand diesem Verlangen widersetzen. Im Vergleiche mit den Millionen ästhetischer Genüsse, die mir zuteil werden, wiegt ein Augenblick tierischer Befriedigung so wenig, dafs es sich nicht verlohnt, darüber zum hinterlistigen Dieb zu werden, eine Gattin

unglücklich zu machen, das Leben des Gatten zu brechen und die Schuld an einem ruinierten Familienglück auf sich zu laden."

„Das ist sehr ... ideal."

„Nur vernünftig. Seien wir konsequent. Im ganzen Leben können mir mehr oder weniger dreifsig Ehefrauen begegnen, die mir gefallen. Sie werden doch nicht behaupten, dafs ich allen ihren Ehemännern Hörner aufsetzen müfste. Vom idealen Gesichtspunkte wäre ich freilich verpflichtet, allen Gefühlen aufserhalb des legitimen Ehebundes zu entsagen; ich müfste lügen, dafs ich keine aufser meiner eigenen Frau bewundere, um insgeheim mit einer jeden einen Roman anzuspinnen. Das wäre ein sehr ehrenwerter Betrug, den ich aber nicht verüben will. Ich fühle menschlich und spreche daher auch menschlich, und ich glaube, keinen dadurch zu kränken, dafs ich, von meiner eigenen gottesfürchtigen und aussätzigen Frau nicht über die Mafsen angezogen, ein ästhetisches Vergnügen darin finde, mit anderen zu verkehren. Wenn das Blut zuweilen heftiger aufbraust, so weifs ich es zu zügeln. Wozu habe ich denn den Verstand?"

„Und doch sagten Sie vorhin, dafs Sie in der Liebe zu einer Frau bis an das äufserste Ende gehen könnten."

„Wenn sie frei wäre ... sonst müfste sie den Mut haben, dem, der ihr vertraute, alles zu bekennen."

„Ha, ha, ha! Sie würden die Welt in Brand stecken der Wahrheit wegen. Das ist ein Fanatismus, der mit den Verhältnissen der Wirklichkeit nicht rechnet. Sie verlangen, dafs eine

Frau, die vielleicht Kinder hat, welche sie liebt, dem Gatten ihre Liebe zu einem anderen beichten solle, den möglicherweise dieselben Bande fesseln und der sie nicht heiraten kann, dafs sie unnützerweise zwei Familien zerstöre und obendrein durch ihre Aufrichtigkeit das totschlage, was sie unter dem Schleier des Geheimnisses erhalten kann. Nein, das ist ein Recept für Wahnwitzige. Andererseits werden Sie nicht leugnen, dafs diese Menschen ein natürliches Recht haben, sich zu lieben, die Arme nach einander auszustrecken, nach einem gemeinsamen Leben zu verlangen, nach geheimnisvollen, verstohlenen Genüssen ..."

„Das ist eine ganz andere Angelegenheit. Die Liebe zwischen einem verheirateten Mann und der Gattin eines anderen, die der Verstand nicht zu unterdrücken vermag und die Flucht nicht offenbar zu machen erlaubt, ist ein Unglück, und das Unglück hat seinen eigenen Codex, den der Verzweiflung."

„Werden wir einmal davon sprechen?"

„Nein. Niemals."

VERKLINGENDE TÖNE.

VON BOLESLAV PRUS.

Als der Oberst Ende 1871 unversehrt von seinem fünften Feldzug zurückgekehrt war, nahm er seinen Abschied und siedelte sich in Lyon an. Er zählte fünfundsechzig Jahre und sah so rüstig aus, daſs die Freunde ihn zum Heiraten bereden wollten. Er sagte, er habe freilich noch gesunde Beine, aber die französische Advokatenrepublik amüsiere ihn nicht und er gedenke in sein Heimatsland, zu seinem Volke zurückzukehren. Mit einem Weibe gäbe es unterwegs viele Scherereien.

Er wollte sich gleich auf den Weg machen und fing schon an, sich nach einem Käufer für sein Häuschen mit Garten umzusehen. Inzwischen kamen drei seiner Landsleute und Kollegen vom ersten Feldzuge her nach Lyon. Die Alten fanden sich leicht wieder, erneuerten ihre Freundschaft und von da ab gingen sie stets alle vier zusammen. Da sie zusammen den Kaffee in dem kleinen polnischen Kaffeehaus trinken wollten, muſsten sie zusammen

in derselben Restauration zu Mittag speisen. Dann durfte ein jeder gehen, wohin ihn die Augen trugen, wenn er sich nur am Abend richtig zur Whistpartie einfand. Da aber zuweilen Verspätungen vorkamen, so überwachten sie sich gegenseitig den ganzen Tag und gingen immer zusammen, zuweilen je zwei, zuweilen in Gänsemarsch, meist jedoch alle vier in einer Reihe.

Ihre Hauptbeschäftigung bildete das Gespräch über die einstigen Feldzüge und über die gegenwärtige Politik. Im Verlaufe eines Jahres fanden sie heraus, worin Kossuth, Mac Mahon, Bazaine und alle früheren Feldherren gefehlt hatten. Im nächsten Jahre ersannen sie solche glückliche Feldzugspläne, die nur ausgeführt zu werden brauchten, um Europa ein gründlich verändertes Aussehen zu geben.

Im dritten Jahre verstarb einer von ihnen. Sie beweinten ihn wie einen Bruder, entschieden aber einen Monat nachher, daſs in der Politik des Verstorbenen ein groſser Irrthum steckte, denn Bismarck, obgleich ein Preuſse, sei immerhin ein genialer Mensch und es wäre gar nicht vorauszusehen, wozu er noch alles nützen könnte.

Im vierten Jahre verstarb ihnen der zweite Kamerad ganz unerwartet. Vor Kummer muſste der Oberst sich sogar ins Bett legen, und von da ab spielte er mit dem einzigen Kollegen nicht mehr Whist, sondern Mariage. Die beiden Alten sprachen jetzt weniger, sondern lasen die Zeitungen immer eifriger. Nachdem sie die Sache genau überlegt und nachdem sie die Aufserungen englischer Blätter mit denen

mancher deutschen Preſsorgane verglichen hatten, kamen sie zu dem Schluſs, daſs Bismarck im Grunde gar nicht so schlimm sei, wie er scheine — nur muſs er natürlich vorsichtig sein.

„In der Politik, lieber Kapitän,“ sagte der Oberst, „ist Vorsicht die höchste Tugend. Daran ist nun einmal nichts zu ändern.“

„Dieser Meinung war ich auch immer, lieber Oberst,“ erwiderte der Kapitän. „Wenn Sie sich entsinnen, ich habe auch öfters Bismarck verteidigt.“

„Na, aber noch häufiger nannten Sie ihn einen Schelm.“

„Ich, Oberst? . . . Nein, das war der seliġe Kurdelski, und hauptsächlich Dornejko, Gott gebe ihnen beiden das ewige Licht . . .“

Dann fügte er hinzu:

„Freilich, sie waren beide gute Soldaten, aber — zur Politik hatte keiner von ihnen einen Kopf . . . sie stehen ja jetzt beide vor Gottes Thron.“

Eines Winters starb schlieſslich auch der Kapitän.

Der Oberst bewies im ersten Moment keine Trauer. Er traf Veranstaltungen zum Leichenbegängnis und sorgte dafür, daſs dieses eines Offiziers zweier Armeen würdig ausfalle. Er vergoſs keine Träne, aber als am Grabe die Salven krachten, mit denen die Infanterie von ihrem Kameraden Abschied nahm, wankte der Alte plötzlich und sank hin, als hätten alle die Kugeln sein Herz durchbohrt.

Es kostete Mühe, bis er wieder zu sich kam. Einige Minuten ruhte er aus, dann bestieg er

ohne jegliche Hilfe einen Wagen und fuhr nach Hause.

Am nächsten Morgen erschien in den Zeitungen eine Annonce, in der der Oberst einen Käufer für sein Häuschen suchte. Ein solcher fand sich auch bald, und eine Woche darauf rüstete sich der Oberst, von dem gastlichen Frankreich für immer Abschied zu nehmen.

„Tut es Ihnen gar nicht leid, uns zu verlassen?“ fragte ihn der Notar, bei dem der Kaufkontrakt aufgesetzt wurde.

„Ja und nein,“ antwortete der Alte. „Es tut mir leid, denn Ihr seid eine edle Nation und es verlohnt sich, für Euch das Blut zu vergiefsen. Aber auch bei Euch hat sich vieles verändert . . . Ihr redet jetzt nur vom Handel, Geld, Küche und Zerstreuungen . . . Ich will lieber zu meinen Schneefeldern zurückkehren . . Dort sind andere Menschen . . . meine Menschen . . . Sie verstehen mich, ich verstehe sie . . . Hier unter Euch kommt es mir schon sehr öde vor . . .“

Der Notar schüttelte den Kopf, aber da er den Eifer des Alten merkte, liefs er sich auf keine weiteren Auseinandersetzungen ein. Er begriff, dafs einen Menschen zuweilen eine stürmische Sehnsucht erfassen kann, die ihn hinfegt, wie ein loses Blatt, welches, wenn es denken könnte, vielleicht glauben würde, dafs es zu seinem alten Baum zurückkehrt und wieder mit ihm zusammenwachsen wird.

Der Oberst reiste nach Paris, vereinbarte hier einen Modus, ihm die Pension auszuzahlen, legte bei der Botschaft seine Papiere vor und erlangte einen Reisepafs. In Paris traf er viele

Freunde, die ihn überreden wollten, wenigstens bis zum Sommer hier zu bleiben. Aber es war vergebens. Seit er sich gesagt hatte, dafs er in die Heimat zurückkehre, erfafste den Alten eine Unruhe, dafs er sich förmlich keinen Rat wufste.

In der Unterhaltung war er unaufmerksam, in Gesellschaft bitter. Wenn er, um sich zu zerstreuen, eine Zeitung zur Hand nahm, schien ihm, sie sei in polnischer Sprache gedruckt. Stets wartete er auf etwas, als würde jeden Augenblick irgend ein Unbekannter auftauchen, auf den er schon lange gehofft. Auf den Boulevards, mitten unter Tausenden von Lichtern und dem lärmenden Gewimmel der Menschen, sah er vor sich stille, schneebedeckte Ebenen, am Horizont schwarze Wälder, hie und da kleine Hütten mit Strohdächern, alte Kreuze an den Wegen.

Er hatte gleichsam zwei Seelen in sich. Die eine hatte er aus der alten Heimat mitgebracht, die andere war ihm in der Fremde gewachsen und hatte über vierzig Jahre ihn ausschliefslich beherrscht. Jetzt war jener junge Geist plötzlich in ihm erwacht, mit dem ganzen Schatz von Erinnerungen und Sehnsuchten. Er fühlte sich unbehaglich in Lyon, unbehaglich in Paris, im Theater und im Eisenbahnzug. Der Tag hinderte ihn am Denken, in der Nacht schien es ihm, als würde er im Bette umhergeschleudert, als triebe ihn jemand aus dem Zimmer, schluchzte und riefe mit herzzerreifsender Stimme:

„Bringe mich in die Heimat, zu den Meinigen!“

Der Alte verliefs Paris, ohne sich von vielen Personen zu verabschieden, und fuhr Tag und Nacht heimwärts. Seine hochgewachsene Gestalt und die charakteristischen Bewegungen lenkten unterwegs auf ihn die Aufmerksamkeit der Deutschen; man betrachtete sein braunes Gesicht, seinen weifsen, kurzen Schnurrbart und die „Fliege“ an seinem Kinn, und erriet, dafs das ein französischer General, vielleicht sogar ein Feldmarschall sein müsse.

„Der reist gewifs in einer politischen Mission nach Petersburg,“ flüsterte man.

Da der Alte fortwährend zum Fenster hinaussah, vermutete man, dafs er die deutschen Eisenbahnen untersuche, und prophezeite einen Krieg nach zwei Fronten.

Gegen Tageansbruch langte der Zug bei der Grenze an. Die Pafsformalitäten nahmen einige Stunden in Anspruch. Die einen Reisenden afsen, die anderen schlummerten inzwischen. Der Oberst konnte weder essen, noch schlafen; er machte also in der Umgegend der Station einen Spaziergang.

Er ging eine Werst oder mehr den Bahndamm entlang. Es fing zu tagen an. Im Osten zeigte sich ein heller Streifen, der stufenweise wuchs, bis der ganze Himmel das Kolorit von grünem Glas annahm, von grauen, weifsen und blafsrosigen Wölkchen gefleckt.

Den aus der dumpfen Atmosphäre des Buffets kommenden Greis erfrischte der kühle Windhauch, aber er beruhigte ihn nicht. Er hatte geglaubt, wenn er einmal auf freiem Felde, auf seinem freien Felde stehen würde, dann würde die Sehnsucht in seinem Herzen

es nicht länger aushalten, sondern sich losreiſsen und hinausflattern, wie eine dem Käfig entronnene Taube. Aber es kam anders. Anstatt der Besänftigung fühlte er nur Verwunderung. Der ehemals so weite Horizont schien jetzt enge zu sein. Wälder waren nicht mehr zu sehen, nur hie und da ragten qualmende Fabriksschornsteine. Keine Hütten, keine Gärten davor, nur düstere Ziegelhäuser auf schneebedeckten Öden. Sogar der Wind, anstatt in den Waldeszweigen zu rauschen, balgte sich mit einer unendlich langen Reihe von Telegraphenstangen, oder weinte zwischen den Dräten wie eine verirrte Waise.

Das war nicht mehr der Boden, den er vor einem halben Jahrhundert verlassen . .

Am Bahnhofe ertönte die Glocke. Der Oberst hatte kaum noch Zeit einzusteigen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Während der ganzen Reise sah der Alte sich nach allen Seiten um und bemühte sich, wenigstens irgendeinen dünnen Faden zwischen der Wirklichkeit und den Erinnerungen anzuknüpfen. Vergebliche Mühe! Ein anderes Land schlummerte in der Tiefe seiner Seele, ein anderes hatte er vor Augen. Bauern ohne Lodenröcke, Juden ohne Pelzmützen, Häuser ohne Bäume, der Boden ohne Wälder. Er glaubte fast, die Vögel müſsten ihre Stimmen verloren haben.

In Warschau langte er spät am Abend an und stieg in einem Hotel zweiten Ranges ab, welches dem Äuſsern nach an die ehemaligen „Gasthäuser“ erinnerte. Aber auch hier erlebte er eine Enttäuschung. Anstatt der einfachen,

mit Roſshaaren oder Leder gepolsterten Stühle, wie sie zu seiner Zeit üblich waren, fand er moderne Möbelstücke, Bilder von Weibern aus der Halbwelt, schadhafte elektrische Glocken, Dienerschaft in unsauberen Fräcken. Das war nicht mehr das alte „Gasthaus", sondern ein schlechtes ausländisches Hotel.

Die Nacht verbrachte er im Halbschlummer, und am Morgen ging er in die Stadt hinaus. Er nahm einen Wagen und liefs sich nach allen ehemals bekannten Straſsen fahren. Überall unbegreifliche Veränderungen . . . Verschwunden waren die hohen, weifs und rot bemalten Laternenstangen, die kleinen Höfe mit den grofsen Gärten, und an ihrer Stelle erhoben sich Reihen grofser Häuser, die meist ohne Geschmack und Stil erbaut waren. Sogar dort, wo man zu seinen Zeiten auf Wildenten jagte, stand jetzt eine grofse, lärmende Stadt, aber sie war so ganz anders . . .

Die Menschen erkannte er gar nicht, weder nach der Kleidung, noch nach der Physiognomie. Noch seltsamer war es ihm, dafs es ihn zuweilen ärgerte, den Lärm französischer Unterhaltungen zu vermissen, an den sein Ohr seit einem halben Jahrhundert gewöhnt war.

Nach dieser Rundfahrt fühlte er eine noch gröfsere Öde als in Frankreich und beschlofs, die Gesellschaft der Menschen aufzusuchen.

Er hatte hier verschiedene Bekannte, denen er in Paris oder in den Bädern begegnet war.

Er notierte sich einige Namen und bat den Hotelportier, ihm die Adressen herauszusuchen. Man brachte ihm nur eine einzige, und zwar die eines ziemlich wohlhabenden Mannes, den

er vor zehn Jahren in Vichy kennen gelernt hatte.

Der Oberst begab sich sofort zu ihm und zum Glück fand er ihn zu Hause.

Der Wirt erkannte ihn anfangs nicht, dann, als er sich seiner erinnerte, wurde er verwirrt. Er umarmte den Gast stürmisch und fragte ihn besorgt, ob er keine Schwierigkeiten mit dem Pafs gehabt. Als der andere ihn in dieser Beziehung beruhigt hatte, fragte er noch, wie lange der Oberst in Warschau zu verbleiben gedächte,

„Ich möchte mich hier dauernd niederlassen natürlich, wenn es mir gelingen sollte, Beziehungen anzuknüpfen," antwortete der Oberst.

„Oh, das ist bei uns gar nicht schwierig. Sie finden hier sogar einen alten Kameraden . ."

„Wer ist das?" fragte der Oberst schnell.

„Ebenfalls ein ausgedienter französischer Offizier. Ach, ein armer Mann! . . . kam ganz mittellos hieher und fand nur mit grofser Mühe einen kleinen Posten . . . Er bereut es schwer, Frankreich verlassen zu haben . . . Ach, bei uns ist es sehr schwierig, einen Posten zu finden . . . Tausende von jungen Leuten suchen vergebens . . ."

„Na, ich brauche das nicht," erwiderte der Gast und lachte, zum erstenmale seit mehreren Monaten. „Ich habe etwas Bargeld und beziehe die Pension eines Obersten."

Das Lächeln mufs das Soldatenantlitz des Greises sehr anmutig geziert haben, denn der Wirt, der sich bisher ganz kühl verhalten, verfiel auf einmal in Begeisterung. Er warf sich dem Gast um den Hals, nannte ihn ein über

das anderemal Herr Oberst, erinnerte ihn an eine Menge angenehmer Stunden, die sie zusammen in Vichy verlebt, stellte ihm seine ganze Familie vor und beschwor ihn bei allen Heiligen, dafs er dieses Haus als das seine betrachten und gleich morgen Abends ihn mit seinem Besuch beehren möge.

„Es werden einige Personen bei uns sein," sprach der entzückte Wirt, „denen es ein Vergnügen bereiten wird, dem Helden ihre Huldigung ..."

„Dem pensionierten Soldaten," verbesserte der Oberst.

Trotz dieses seltsamen Empfanges fand sich der Oberst auf dem Abend ein. Im Vorzimmer empfing ihn der Wirt in eigener Person, er war nahe daran, ihm selber die Galoschen auszuziehen, und geräuschvoll führte er ihn in den Salon.

Es war ein Tanzabend, der Alte fand sich also gleich in der Mitte einer zahlreicheren Versammlung. Er schlofs rasch Bekanntschaft mit den Damen, von denen die eine ihm versicherte, sie wisse sich des italienischen Krieges zu erinnern, obgleich sie sich ganz genau des ungarischen hätte entsinnen können; eine andere wunderte sich, dafs er „dieses schöne Paris" verlassen habe, und die jüngste frug schüchtern: „Tanzen, Herr Oberst, auch nicht einmal eine Quadrille mehr? ..."

Da der siebzigjährige Veteran nicht mehr tanzte, überliefs ihn das Mädchen trotz aller Hochachtung sich selber, sobald die ersten Töne der Musik erklangen. Der Held von Solferino und Gravelotte mufs, ganz wie in Frankreich,

den Helden des Walzers und des Contretanzes den Platz räumen.

Er begab sich in die anderen Säle, wo man Karten spielte. Der gastfreundliche Wirt erbot sich sogleich, für eine Gesellschaft zum Whist, bestehend aus zwei Räten und einem Präsidenten, zu sorgen, aber der Alte lehnte dankend ab, vielleicht aus Pietät für seine verstorbenen drei Kameraden.

Auch hier also befalste sich keiner mit ihm. Der Oberst war es zufrieden, denn er konnte jetzt die Leute in aller Mulse betrachten.

Er hörte den Unterhaltungen zu. In einer Ecke sprach man vom Karneval, in der zweiten von den Börsencoursen, in der dritten vom schönen Geschlecht, in der vierten von der Politik.

Der Oberst gesellte sich zu dieser Gruppe, aber er nahm selber nur wenig Anteil am Gespräch. Von einer Frage zur anderen übergehend, vernahm er zum Schluls, dals die Realpolitik die Aufgabe habe, den Krieg vom Gesichtspunkte des Industriegeschäftes zu behandeln, und dals nur Charlatane für fremde Angelegenheiten, für Ideen Krieg führen können.

Dasselbe hatte er ja oftmals auch in Frankreich gehört, wozu hatte er also dieses Land verlassen?...

Leise schlich sich der Alte vom Fest und kehrte in sein Gasthaus zurück. Er ging zu Bett und fing an zu träumen, halb im Schlummer, halb im Wachen. Wenn er vor Ermüdung für eine Weile das Bewulstsein verlor, schien es ihm, dals er aufgehört hatte Mensch

zu sein, und nur noch ein Kreuz auf einem verfallenen Grabeshügel war, unter dem seine alten Kameraden ruhten. Sobald er aber wieder erwachte, frug er sich flüsternd:

„Wozu bin ich hieher zurückgekommen...“

Und er empfand eine Sehnsucht nach Frankreich.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Der Alte erhob sich spät und kleidete sich langsam an, während er überlegte, wann er nach Frankreich zurückkehren sollte, heute oder morgen. Hier war er allen fremd und alle waren fremd für ihn.

Sein Zimmer lag zur ebenen Erde. Als er gegen zehn Uhr den Vorhang aufzog, bemerkte er, daſs vor seinem Fenster ein ärmlich gekleideter Mann mit einem kleinen Knaben auf und ab ging.

Draufsen war ein kräftiger Frost. Um sich zu erwärmen, stampfte der arme Mann mit den Füfsen gegen das Pflaster, schlug die Arme gegen einander, oder rieb die blauen Hände des Kindes, welches einen etwas zu langen Rock und einen Strohhut trug, eine unabgewischte Nase und die Ohren mit einem schmutzigen Tuch umwunden hatte.

Da der Mann draufsen oftmals in das Fenster des Obersten blickte, wurde dieser auf ihn aufmerksam und fragte den Kellner, wer dieser Mensch wäre.

Der Kellner erwiderte lächelnd:

„Das ist ein Schuster!... Wohnt da bei uns im Dachstübchen und möchte dem Sohne den Herrn Obersten zeigen...“

„Mich zeigen? ... Woher weifs er denn, wer ich bin?“

„Das hat er von der Dienerschaft erfahren.“

Der Alte verfiel in ein Sinnen, während der arme Mann vor seinem Fenster immer noch auf und ab ging oder dem Kinde die Hände rieb.

Der Oberst sollte in der Stadt frühstücken. Er kleidete sich also rasch um und ging neugierig hinaus.

Bei seinem Anblick blieb der Mann mit dem Knaben wie angenagelt stehen. Er schob sich den Hut auf die Seite, runzelte die Brauen, richtete sich gerade und ballte die Fäuste, so dafs er aussah, als wollte er sich jeden Augenblick auf den Obersten werfen, aber das war nur eine Ehrenbezeugung.

Da der Sohn sich mittlerweile auf die Hände hauchte, so versetzte ihm der Vater behufs Erweckung seiner Aufmerksamkeit einen Stofs in den Nacken, während er selber unaufhörlich den Obersten anstarrte, in der Überzeugung, dafs er strikt nach den Regeln der militärischen Etikette handle.

Der Greis blieb stehen. Er wollte an den ärmlich gekleideten Mann ein paar Worte richten, aber seine Stimme versagte — und überdies gingen ja so viele Menschen auf und ab. Sie blickten sich also nur gegenseitig in die Augen und der Oberst ging dann seinen Weg.

Der Schuster aber bemerkte zu seinem Knaben:

„Wojtusch! ...“

„Na, was denn?“

„Wirst Du, Lump, einmal solch ein Mann werden?“

„Warum sollte ich nicht einmal solch ein Mann werden? Oj, jej!...“ antwortete das Kind mit der unabgewischten Nase.

„Merk' Dir's, daſs Du solch einer wirst, sonst schlag' ich Dir die Zähne ein, obgleich Du erwachsen bist.“

Der Oberst ging mittlerweile frühstücken, aber er aſs nicht viel, denn er hatte es eilig. Er begab sich rasch nach der Stadt und suchte eine ständige Wohnung.

Die häſslichen Häuser und die neuen Menschen verletzten ihn nicht mehr. Und wenn er zuweilen die engen Uferstraſsen passierte und auf die Weichsel hinausblickte, sah er wieder einen ebenso weiten Horizont wie ehemals und ebensolche Wälder, und fühlte jenen erfrischenden Hauch, den er ein halbes Jahrhundert lang entbehrt hatte.

—✻—

UNTERWEGS.

VON STEFAN ŻEROMSKI.

Der Namenstag der Frau Helene... Wir fahren hin... Das Herz steht mir still vor Glückseligkeit, ich werde sie sehen, werde mich sattschauen an dem üppigen Gewoge der hellrötlichen Haare, dem Munde mit der leicht vorgeneigten Unterlippe, den geheimnisvollen, glanzlosen, schweigenden, umflorten, blafsblauen Augen, diesen Augen, „ausgelebten Wesen mit erstarrtem Herzen", wie die talentvollen Tendenzromane zu sagen pflegen. Augen jedoch, wie sie in Wirklichkeit nur Wesen höheren Ranges besitzen, die nur das erzählen, was man erzählen kann, was die Konvenienz zu erzählen erlaubt...

Im übrigen was gehen mich die Romane an?... Ich denke jetzt daran, wie sie ihren wundervollen Kopf langsam nach mir umwendet und mich kühn und kalt anblickt... Ich sehne mich nach Dir, Du Blick einer Göttin!... Ja, das ist nicht ein Faible, das ist eine Tiefe, ein Ozean.

Ich kenne die Geschichte der Frau Helene nur zu gut. Ich weiſs, daſs ihr Gatte, der nicht minder hochachtbare als korrekte Herr Leon, einen Vorgänger hatte, einen jemand, der sie in der Musik und im Gesang unterrichtete und der ihr mehr vorsang, als unbedingt nötig war; ich weiſs, daſs sie dann ein ganzes Jahr in Palermo verbrachte, ich weiſs auch noch was anderes mehr, und eben darum, aufrichtig gestanden, liebe ich an ihr gerade das, was ich an ihr verachte... Die Lage auszunützen — das ist ja die einzige Philosophie, nach der wir uns stets richten, n'est ce pas?

Bohun und Figlarkà wurden also vor einen groſsen Wagen gespannt, der erste Kutscher Ludwig, den man „Dingsda" zubenannte und der einen vasenförmigen Kopf hatte, spuckte sich in die Faust, ergriff die Leitseile und stand schon „fertig" vor der Veranda.

Fräcke, rautenförmige Kravatten, Mierzwinskibärte, Schmachtlöckchen zu beiden Seiten der Stirn — Gentlemen mit einem Worte! Nein doch: wahre Blumen!

Wir hüllen uns in die Pelze, springen in den Wagen und wir fahren. Wir sind unser nur vier, aber wir können kühnlich sagen; daſs unser Wagen die Intelligenz, den Esprit, den Çhic und sozusagen die Philosophie unseres ganzen Bezirkes führt.

Draufsen ist ein harter Frost. In der kalten Luft wirbeln winzige Schneestäubchen umher und vermengen sich mit den Funken, die der hartnäckige heftige Wind den Eisflächen entführt, während er unerträglich, eintönig, mit leisem, kaum hörbarem, aber leidenschaftli-

chem Wogen dahinfegt und einschläfert und ängstigt. So weit das Auge reicht, wälzen sich über die unendliche Schneefläche gleichsam weiſse, träge, durchsichtige Rauchwolken, huschen dahin, daſs der Blick ermüdet, und verschwinden in der Ferne, in der blauen Luft dahinschmelzend.

Nach dem vorangegangenen Tauwetter waren die Wege schlüpfrig geworden, wie Glas. Die leiseste Anhöhe klimmen die Pferde nur mit Mühe hinan, und abwärts geht's auf den Hinterbeinen, während sie mit den Vorderbeinen einen Menuett aufzuführen scheinen. Unter den Stollen der Hufeisen birst das Eis über den Sümpfen, die Räder schneiden tief in die starre Schneedecke hinein, die Nasen werden ganz unverschämt rot... Doch es geht vorwärts, nur rasch vorwärts!

Zwei Wege führen zum Ziel, die Landstraſse und der „Weg über den Fluſs".

„Wollen wir den Weg über den Fluſs nehmen, gnädiger Herr, Dingsda?" fragte der Kutscher Ludwig.

„Das wäre wohl das Beste," antworten wir einstimmig. „Das ist viel näher."

„Wir fahren also über den Fluſs." Nach einer halben Stunde haben wir ein groſses Dorf durchmessen und das Ufer des Flusses erreicht. Es gilt nun, den Fluſs zu übersetzen, just an einer Stelle, wo er sich zu einem ziemlich groſsen, mehrere Joch umfassenden Teich erweitert. Die Oberfläche des Wassers überzieht eine dünne, mit Schnee bestreute Eiskruste.

„Unter diesem Eis ist Wasser, unter dem Wasser aber... ist ... harter... Dingsda..." erklärt uns unser Kutscher der Wissenschaft halber und auch um uns zu beruhigen.

„Und wenn dieses... Dingsda fehlt?"

„Aber... aber! Ei, wo!" antwortete er stolz und beinahe verächtlich.

Nach dieser kurzen und bündigen Erklärung trieb er die Pferde an, zuerst behutsam, dann bearbeitete er sie mit der Peitsche aus allen seinen Kutscherkräften. Wir befinden uns in der Mitte des Flusses, kommen dem entgegengesetzten Ufer immer näher, als plötzlich die Eisdecke, jene zweite, das „Dingsda" nämlich, krachend entzweigeht und zuerst Bohun, dann Figlarka ins Wasser stürzen, so daſs man nur noch die Klammern des Kummets und die Köpfe bemerken kann. Der Wagen wankt nach rechts und nach links, dann versinkt er melancholisch und langsam zusammen mit dem riesigen Eisblock, den er losgerissen hatte. Mächtige Wasserstrahlen plätschern durch das Geflecht des Wagenkorbes herein, überfluten die Beine, der Vorderteil versinkt derart, daſs das Wasser über die Spitzen reicht...

Die Gentlemen lassen ein spasmatisches Quitschen vernehmen und fangen an, mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinauszuspringen. Mr. Jean rettet sich auf einen vorbeirollenden Eisklumpen und bemüht sich. von da das Land zu erreichen. Seinem Beispiel folgen Herr Siegmund und Herr Heinrich. Plötzlich bemerkte ich das auseinanderstiebende Wasser, den flatternden Schoſs eines Havelock in jemandens

Faust, zwei emporgereckte Beine in hohen Galoschen und schwarzen Unaussprechlichen, einen schwarzen Schnurrbart, einen glattrasierten Bart und einen weitgeöffneten Mund dicht über der Wasseroberfläche.

Oho!...

Zum Glück ertrinkt keiner der Gentlemen — im Gegenteil, sie retten sich alle ans Ufer, freilich in karg zugerichteter Verfassung. Sie machen seltsame Sprünge auf einem Fuſs, drehen und winden sich, laufen am Ufer umher bald wie Hasen, bald wie wilde Rosse, brüllen unmenschlich, ab und zu heulen sie förmlich. Auf dem Wagen blieb ich mit Ludwig; wir erhoben uns auf unseren Sitzen, welche das Wasser schon umspült; die Pferde fahren hin und her, schlagen mit der Brust gegen den Rand der Eisfläche, auf der ihre Mäuler aufruhen... Wir sitzen in einem Brunnen; ringsum eine Eiszimmerung, in einem Abstand von einigen Ellen um uns her. Mit teuflischem Sausen strömt das Wasser über den Wagen hinweg; die Pferde werden scheu, springen eines dem anderen auf den Rücken, brechen die Deichsel, reiſsen die Seile...

„Heu, me miserum!“ denk' ich bei mir... Hinausspringen kann ich nicht mehr, denn die Eisblöcke sind fortgeschwommen. Wenn ich aber nicht hinausspringe, kippt der Wagen jeden Augenblick um oder die Strömung trägt ihn fort, mein riesiger Bärenpelz saugt sich voll mit Wasser, wie ein Schwamm... Dazu verlor Ludwig vollends den Kopf, er stand neben mir und wiederholte nur melancholisch:

„Na, so was!... Dingsda!...“ Dann sagte er, gleichsam mir den Untergang prophezeiend: „Teufel auch! Jetzt bleibt nur übrig zu ersaufen!“

Ein Dorf lag etwa eine halbe Werst vom Ufer entfernt... Das verzweifelte Heulen der Gentlemen im Verein mit meinem und Ludwigs Gebrüll hatte endlich die Bauern aus den Hütten herbeigelockt. Sie standen eine geraume Weile da und „brüteten“. Endlich schritt einer vor, mit einer Stange in der Hand, ein anderer mit einem Pfahl, ein dritter mit einer Hacke und einem Strick. Eine ganze Schar trat ihrer an das Ufer; sie blieben stehen und „brüteten“ weiter...

Ich fühlte, dafs es mir schwach ums Herz wurde bei dem schrecklichen Gedanken, dafs sie so eine Weile dastehen, brüten, dann kopfschüttelnd sich entfernen könnten.

Aber plötzlich zog einer von ihnen den Pelz aus, schlang einen Gürtel um die kurze Jacke, ergriff die Stange und schritt auf uns zu...

Ludwig murmelte etwas Unverständliches und blickte mich an mit einer Miene, als hätte er Lust, mich zu küssen.

Der Bauer schritt heran und schlug jedesmal mit der Stange gegen das Eis. Er hatte schon die obere Kruste durchbrochen, versank bis zum Gürtel im Wasser, stand auf der unter dem Wasser befindlichen zweiten Eisfläche, hob die Stange hoch und hieb aus Leibeskräften auf das Eis los. Bei jedem Hieb schnarchte er laut auf: „Ch—chah!“ und fuhr fort zu hauen. Das Wasser sprudelte hervor,

überflutete ihn ganz ... er kümmerte sich nicht darum und fuhr fort loszuschlagen.

„Er will nämlich den Rand der unteren ... Dingsda ... der unteren Schicht losreiſsen," klärt mich Ludwig auf, „damit die Pferde dingsda ... imstande sind ..."

Vergebens. Die untere Eisschichte läſst sich mit der Stange nicht durchbrechen. Der Bauer blieb stehen, wischte sich das Wasser vom Gesicht, und fing an, die obere Eisfläche zu zerschmettern. Bald war er damit fertig, und empfahl Ludwig, den Pferden die Peitsche zu geben. Ludwig tat, wie ihm befohlen ward, die Pferde sprangen aus dem Wasser hervor und standen nun über uns, die wir in der Tiefe saſsen.

„Vorwärts, Ludwig!" sprach der Bauer, „vielleicht ziehen sie's hinaus."

„Was sollen sie da hinausziehen, wenn die Wagenscheren unters Eis geraten sind ... und basta ... Dingsda ..."

„So gebt ihnen doch die Peitsche, vielleicht geht's, sonst ist da nichts zu machen."

Mein Ludwig läſst die Peitsche niedersausen, daſs das Wasser aufschäumt von dem Stampfen der Pferde und uns in ganzen Strömen überflutet, aber der Wagen versinkt nur noch tiefer unter das Eis.

„Die ganze Geschichte führt zu nichts," sprach der Bauer endlich. „Herr, ich werde Sie hinübertragen."

„Werdet Ihr das können?" fragte ich milde.

„Hi, hi, hi!" lachte er verachtungsvoll, „sei ohne Furcht, Schluckerchen!"

Ich verzeihe dem Lümmel das Schluckerchen, da mich vor Angst ein verteufeltes Fieber schüttelt. Er aber rammt die Stange in den Boden des Flusses hinein, stellt sich, mit dem Rücken zu mir gewendet, an den Rand des Eisbodens, stemmt die Hände auf die Stange und spricht:

„Springen Sie herauf, Herr, aber leicht."

Ich stehe, wie der Koloſs von Rhodos, auf der Wagenleiter . . . Es gilt, einen Sprung über die Untiefen des Wassers zu machen . . . Und wie, wenn ich nicht gleich diesen breiten Bärenrücken treffe? O, Verzweiflung!

„Na! Wie?" ruft der Bauer.

. . . „Und behüte uns vor dem Übel!" Plumps! Es war vollbracht. Ich befinde mich auf dem Rücken des Bauers, umklammere seinen Hals so herzlich, so kräftig, ganz wie man einen Bauernlümmel umklammert. Er wankt, neigt sich so weit vor, daſs er mit dem Gesicht die Wasserfläche berührt, dann holt er Atem, wie ein Blasebalg, richtet sich auf und schreitet langsam vorwärts. Ich stützte mich mit den Händen auf seine Arme, mit den Beinen umklammerte ich seine Mitte und hing so wie ein elender Frosch herunter. Es war ganz unästhetisch. Ihm reichte das Wasser bis zum Gürtel.

Er masrchirte, die Füſse schrittweise vorschiebend; mit den Händen schob er die dichten Eisschollen auseinander, die sich zu seinen Füſsen ansammelten. Die untere Eisschicht war gelöchert, der Fuſs versank ihm oftmals ins Wasser; dann blieb er jedesmal stehen und trug meine ganze Last von zwei hundert Pfund

auf einem Fuſs, während er den anderen behutsam aus der Versenkung zog und mit gedämpfter Stimme ärgerlich ausrief:

„Gerade halten! Nicht wippen!“

Es wundert mich noch heute, daſs ich ihm damals nicht Eins über den Schädel gab, für die Form, in welcher diese Warnungen vorgebracht wurden. Aber damals . . . damals befanden wir uns am Rande des Abgrundes, auf einer gebrechlichen Eisdecke, der schwanke Boden konnte jeden Moment unter unseren Tritten entweichen — wir waren also Brüder. Es gab einen Augenblick, da ich mitten in der markdurchdringenden Angst an die Träume vor der Gleichheit aller Menschen glaubte, die sich . . . auf einer gebrechlichen Eisfläche in Wirklichkeit verwandeln.

Nach einer Viertelstunde solch höllischer Pilgerfahrt befanden wir uns endlich am Ufer. Er lieſs mich zu Boden sinken wie einen Sack Korn und schnaubte wie ein Eber: „U—haa!“

Mein Herz wurde gerührt. Ich zog einen Rubel — auf Ehrenwort, einen ganzen Rubel! — aus der Tasche und gab ihm diesen ganzen Rubel. Er umfaſste mein Knie und stand dann vor mir mit entblöſstem Haupte. Schlieſslich verneigte er sich bis zur Erde und umklammerte meine Knie. Ich betrachtete ihn mit seltsamer, unsagbarer Freude: kräftig wie ein Elephant, ausdauernder als ein Pferd und gut, ach so auſserordentlich, so unbeschreiblich gut — das war er.

Auf seinem breiten, häſslichen Gesicht malte sich Freude (vermutlich über den erhaltenen Rubel); aber auſserdem war darin noch etwas

anderes zu lesen: nämlich jener Bauernstolz, der nichts Christliches, auch sonst nichts Hochgeborenes an sich hat, sondern einfach bäuerisch ist: „Wenn ich mal gut bin, so bin ich gut, und basta!“ schien er sagen zu wollen. Ich weiſs noch, daſs ich eine Sekunde lang ihm gegenüber etwas empfand, das ebenso seltsam, wie — unanständig war.

„Ist Euch nicht kalt?“ fragte ich ihn zärtlich.

„Die Stiefel habe ich vollgekriegt, zum Henker!“ brummte er und ging zu den andern, die am Ufer standen. Er trug sie alle, wie mich, auf dem Rücken hinüber. Sogleich fingen alle drei an, mit groſser Energie nach der Richtung des Dorfes hinzutrippeln. Ich folgte ihrer Spur, eingehüllt in den groſsen Bärenpelz, ausgerüstet mit der ganzen Würde, die meinem Stande geziemt.

Als ich die erste Hütte erreichte, die eben unserem Erretter gehörte, fand ich die drei Gentlemen — in den Federbetten.

Sie lagen da wie ein Mann, einer neben dem anderen, beraubt der Fräcke, der Unaussprechlichen, der Kravatten, der Hemden, und bewahrten jenes düstere Schweigen, welches der gefallenen Gröſse würdig ist. Welch ein Ruin der Frisuren! Welch eine Verheerung der Schnurrbärte! Erdfahle Nasen, ein seltsames Zähneklappern, in den Blicken ein Meer von Tragik . . . Die Fräcke aus der Hand des groſsen Meisters Chabou trocknen auf der Stange neben Bauernkitteln, Pelzen und Windeln; die Bäuerin wärmt die Hemden vor dem Feuer, ein kleiner Bauernjunge scheuert die Gamaschen mit einem Strohwisch! Ich setzte mich

auf den mit grünen Blumen von seltsamem Aussehen bemalten Kasten zu Häupten der Bettstelle, die eine ganze Generation fassen konnte, und wahrhaftig, ich wurde traurig gestimmt! Wie also? Die höheren Kreise der Nation in diesem Zustand, in den Federbetten!! . . .

„Der Adel tritt unter das Volk und wird eins mit dem Volke" . . . hüstelte der ewig witzige Herr Heinrich zähneklappernd hervor.

Er versteht es immer, aus der allertragischesten Situation etwas Drolliges herauszuschöpfen.

„Warum trinkt aber der Adel nicht ein Gläschen Geschwärzten*), wenn er schon 'mal eins mit dem Volke wird?" liefs mit klangvoller Stimme unser Bezirksphilosoph hervortönen, der zugleich die Obliegenheiten eines Bezirksschmarotzers erfüllte.

„Habt Ihr Galizischen, Mutter?" frug Herr Jan die Bäuerin.

„Wer, ich, gnädiger Herr?"

Wenn ein Bauer oder eine Bäuerin eine Sache nicht leugnen kann und nicht direkt bejahend antworten will, stellt er immer eine solche Frage wie „Wer, ich?" und gewinnt dadurch Zeit zur Überlegung . . .

„Na ja, Ihr, wer denn sonst?"

„Ach, mein Mann macht sich aus solchen Sachen nichts."

»Ob er sich macht oder nicht — gebt's nur her!"

---

*) Geschmuggelter, unversteuerter Schnaps, der aus Galizien nach Russisch-Polen gebracht wird.

Das Weiblein schlich sich in die Kammer und brachte eine grüne Flasche herbei . . . Die Gentlemen jagten je ein Gläschen hinter die Binde.

„Encore une fois!“ spricht der Philosoph.

„Encore une fois!“ antwortet der Chor.

Die Lebensgeister erwachten in uns allen.

Jetzt kam der Bauer herein, lüftete die Mütze und lächelte. Er setzte sich bescheiden auf die Ofenbank, das Wasser rann in Strömen von ihm.

„Jagne,“ ruft er seinem Weibe zu, „gib mir mal die Fuſslappen her.“

„Ach, na, hast Dich vollgesogen mit Wasser, muſst es eben leiden!“ antwortet sie.

„Tagediebe, diese Weiber!“ brummt er vertraulich zu uns herüber, dann zieht er die Stiefel aus, schüttet das Wasser weg, wickelt die nassen Lappen um die Füſse und erhebt sich, um zu gehen . . .

„Wo wollt Ihr denn hin?“ fragten wir.

„Wollen zusammen mit dem Kutscher den Wagen aufs Trockene bringen.“

„Wo sind denn die anderen . . . hm . . . die anderen Hausväter?“

„Sind nach Hause gegangen, die Memmen froren, die Hundesöhne!“

Er lachte auf und ging. Es wurde still. Die Bäuerin trocknete bereits das dritte Hemd, drückte mit schamhafter Miene die Beinkleider aus. Die Gentlemen waren aufgetaut, gewannen frischen Mut und sogar Schalkhaftigkeit. Nur mich beschlich eine Verzweiflung: Der Abend nahte, ich werde sie nicht sehen . . .

In der Stube roch es übel nach Kartoffeln, Schafspelzen, Stiefeln, Spülicht, Fett und nach jenem speziellen Bauerngeruch, den man Schwefelwasserstoff oder so etwas nennt . . .

Ich betrachtete phlegmatisch die tuberkulösen Jahrmarktheiligen, die an der Wand hingen, die Bank mit der Lehne beim Bett, den entsetzlichen Ofen mit dem Kamin, den flachsgelben Schopf des Burschen, der sich die Nase mit dem Finger putzte und mit unverhohlener Angst die auf der Stange trocknenden Fräcke betrachtete. Die Schläfrigkeit überwältigte mich. Ich schlummerte lange Plötzlich weckte mich der Ruf der Gentlemen:

„Wir fahren!“ schrien sie, indem sie sich ankleideten.

„Wie so . . . fahren wir?“

„Wir fahren zum Namensfest.“

INHALT.

	Seite
Die polnische Novellistik der Gegenwart	V
Der Bücherfreund. Von Michal Balucki	1
Der Naturalismus auf der Bühne. Von Michal Balucki	15
Der Geizhals. Von Michal Balucki	31
Im alten Hause. Von Michal Balucki	43
Der Zeuge. Von B. Czerneda	53
Das letzte Stelldichein. Von M. Gawalewicz	60
Inseparables. Von M. Gawalewicz	73
Der Kaftan. Von Viktor Gomulicki	85
Die Blumen der Untreue. Von Hajota	101
Kennst Du das Land? Von Hajota	111
Unterwegs. Von Klemens Junosza	123
Mein Tantchen. Von M. Konopnicka	140
Blumenhochzeit. Von Elise Orzeszko	154
Das ewig Menschliche. Von Elise Orzeszko	183
Der Feind. Von Ostoja	217
Erlösung. Von Wlad. St. Reymont	235
In den Tiefen. Von Wlad. St. Reymont	263
Nacht. Von Maria Rodziewicz	275
Durch die Seitenpforte. Von Maria Rodziewicz	292
Janko, der Musikant. Von Henryk Sienkiewicz	302
Seemanns-Legende. Von Henryk Sienkiewicz	315
Dichters Weihnachtsfest. Von Henryk Sienkiewicz	320
Waldidyll. Von Henryk Sienkiewicz	332
Den Göttern zum Opfer. Von W. Sieroszewski	347
Er und sie. Von Al. Swientochowski	382
Verklingende Töne. Von Boleslaw Prus	407
Unterwegs. Von Stefan Żeromski	421

YB 60162

U. C. BERKELEY LIBRARIES

C043147008

418058

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY